COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE

GESCHICHTE AM OBERMAIN

Band 5

Jahresgabe 1968/69

Druck und Verlag: Meister-Druck, Lichtenfels

Zum Umschlagbild:

Grundt-Riss über die in der Hauptmannschafft Cronach, Teuschnitz, Nordthalben und Wallenfeltz liegende Schneid- undt Mahl-Mühlen, so von denen dreyen Flüssen benannt (: Haaßlach, Cronach und Rodach, wie auch anderen in diese hineinfallenden Flüsslein getrieben werden.
Entrichtet 1742.

Original-Kartengröße: 97 x 76 cm.

(Blattsammlung der Staatsbibliothek Bamberg VIII. A. 92)

Unserem 80jährigen Ehrenmitglied

Hans Edelmann

Rektor i. R. zu Kulmbach

INHALT

Jakob Lehmann:	Vorwort	7
	In memoriam Andreas Dück	12
Wilhelm Frantzen:	Ein Faustkeil-Moustérien aus der Umgebung von Kronach	15
Werner Schönweiß:	Funde der Schnurkeramik am Obermain	21
Johann Baptist Müller:	Die Urpfarrei Altenkunstadt	37
Richard Lenker:	Der Burgstall von Mangersreuth, Ortsteil der Stadt Kulmbach	67
Martin Kuhn:	Vor 900 Jahren — Zur Stiftung und Gründung von Kloster Banz im Herbst 1069	79
Reinhard Maria Libor:	Das Siedlungs- und Missionswerk der Langheimer Mönche	97
Willi Schreiber:	Aus der Geschichte der Frankenwaldmühlen	111
Heinrich Meyer:	Die Lichtenfelser Juden — Ein Beitrag zur Stadtgeschichte	135
Helmut Meißner:	Kanzelaltäre in Oberfranken	167
Max Heid:	Adalbert Stifter in Franken	195
Andreas Dück:	Weismainer Kommunbrauer und Bürgerwirtshäuser	209
Hans Edelmann:	Meine Entwicklung zum Heimat- und Geschichtsforscher	219
	CHW-Bibliographie	227
	Anmerkungen	231

Vorwort

Die neue Jahresgabe des COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE ist wiederum ausschließlich von dessen Mitgliedern gestaltet, die damit allen Angehörigen und Freunden des CHW einen Einblick in ihre Arbeit vermitteln und die Ergebnisse ihrer Forschungen vor einem größeren Publikum zur Diskussion stellen.

Unsere Jahresgabe erscheint in einer Zeit, in der die ganze Welt von nicht abreißenden fieberhaften Krisen geschüttelt wird. Sie reichen von dem plötzlich weltweit gewordenen Protest der Jugend über die Rassenunruhen in den Vereinigten Staaten, dem immer sinnloser gewordenen Krieg in Ostasien und den kaum noch verhüllt weitergeführten Kämpfen im Nahen Osten bis in die von nationalistischen Wehen begleiteten Machtkämpfe auf dem schwarzen Kontinent. Hinzu kommen zahllose, seit Jahren anstehende, aber nach wie vor ungelöste Probleme, wie die Bevölkerungsexplosion, der Kampf gegen den Hunger, die Bemühungen um eine Sicherung gegen den Atommißbrauch, die Auseinandersetzungen zwischen Ost und West, die ideologischen Kämpfe zwischen den kommunistischen Ländern mit dem bestürzenden Geschehen in der Tschechoslowakei, das Ringen um die sog. Dritte Welt und andere mehr. Welle auf Welle neuer Gewalttaten und unseliger Attentate brandet in allen Staaten — die zur Friedhofsruhe gezwungenen Diktaturen ausgenommen! — auf und markiert unübersehbar (wie es kürzlich Bruno Dechamps in der FAZ v. 6. 6. 68 kommentiert hat) das Ende der Nachkriegszeit, in welcher der Wunsch einer im großen Morden belehrten Generation „nach geistiger statt gewaltsamer Auseinandersetzung, nach Rationalität der Politik, nach sich bescheidendem Kompromiß nicht mehr dominiert".

Drängt sich damit nicht jedem Besonnenen die Frage auf, was uns angesichts solch bedrohlicher, immer hart am Rande einer neuen Menschheitskatastrophe lavierender Zustände und Geschehnisse noch Aufsätze über weit abliegende, enge und spezielle Detailbereiche einer Regionalgeschichte, die sich längst vergangenen und vergessenen Jahrhunderten zuwendet, heute noch bieten oder bedeuten können? Was soll der Leser mit ihnen? Versäumen wir darüber nicht Zeit und Gelegenheit, am aktuellen poli-

tischen Geschehen aktiv mitzuwirken, Verantwortung zu übernehmen und nach Kräften Schlimmeres verhüten zu helfen?

Unser Colloquium hat immer wieder betont und auch danach gehandelt, daß es seine Arbeit nicht als ein idyllisch-sentimentales Gärteln auf den Friedhöfen der Geschichte oder als weltflüchtiges Anreichern musealer Magazine versteht, auch nicht als unverbindliches Privathobby oder ästhetisches Genießen in elitär sich gebärdenden Zirkeln. Gerade das Bewußtsein der Krisenhaftigkeit unseres Lebens im ausgehenden 20. Jahrhundert verweist uns als geistige Menschen auf die Frage nach den geschichtlichen Wurzeln dieser heutigen Lage, nach dem Warum?, dem Woher? und Wohin?. Und wenn wir uns auch keine Patentlösung für unsere Probleme, keine billige Lebenshilfe nach dem naiven Glauben „historia docet" (die Geschichte lehrt) erwarten, dann wissen wir doch, daß gerade die Geschichte einen unschätzbaren und unausschöpflichen Schatz menschlicher Erfahrungen für uns bereithält, die wir „im rechten Verständnis der Übertragbarkeit wie der Beschränkung solcher früher gemachten anderweitigen Erfahrungen übernehmen können" (Paul Kluke).

Daß wir dabei unseren Blick auf das uns Nächstliegende, auf das geschichtlich Gewordene unserer näheren Umgebung werfen und vom Privat-Familiären, von den örtlichen und Stammesgemeinschaften über die wirtschaftlichen Zustände und die politischen und sozialen Ordnungen bis zu den öffentlichen Institutionen des Staates und den zwischen- und überstaatlichen Beziehungen, gerade auch im Geistig-Kulturellen, aufsteigen, liegt im Auftrag zünftiger geschichtlicher Forschung beschlossen und ist ihr legitimer Weg. Gerade weil wir heute, erst zwei Jahrzehnte nach dem letzten Weltkrieg, schon wieder erleben, wie unter der anscheinend nur hauchdünnen geglätteten Decke der Zivilisation chaotische Elemente erneut virulent werden und dadurch eine sich in Sicherheit wiegende Wohlstandsgesellschaft nur widerwillig in Unruhe versetzt wird, brauchen wir ein sorgfältiges und intensives Studium des zeitlich Zurückliegenden, einmal Gewesenen und in seinem Ablauf Übersehbaren, das nie ganz vergangen ist, sondern in vielfältiger Hinsicht noch nachwirkt und unser Denken und Tun bald mehr, bald weniger mitbestimmt. „Ohne historische Einsicht", schreibt Gerhard Ritter, „gibt es kein wirkliches Verständnis der Gegenwart und ihrer Nöte". Um dieses zu erreichen, ist aber neben rationaler Kenntnis und Einsicht in die geschichtlichen Vorgänge auch eine nicht abreißende Beschäftigung mit der jeweiligen Sinngebung des Lebens, der Ordnung allen Geschehens und den letzten, die menschliche Existenz und ihre Entscheidungen leitenden Werten mit vonnöten. Diese Deutung

und Wertung, unbeeinflußt von den Wechselfällen des Schicksals, ist das hohe Ziel historischer Bemühungen. Sie hinwieder setzen Ausdauer und Akribie, ein unendlich fleißiges Beobachten, Feststellen und Sammeln von Fakten und Details, das Aufdecken und Sichern von längst verwehten Spuren, das Entziffern spärlicher Zeugnisse, das Erschließen von Fehlendem und die mühevolle Durchsicht riesig angewachsener Archivalien voraus. Hier findet der Heimatforscher seine ureigentliche Aufgabe: sehend und hörend immer wieder durch vertraute Landschaften zu gehen, beobachtend und suchend, die Menschen in Stadt und Land befragend und keinen Hinweis außer acht lassend. Meist wird die Ausbeute gering sein und zurückgestellt werden müssen, bis eines Tages mehr dazu kommt oder sich Beziehungen auftun und Lücken schließen; aber auch dann wird das Entdeckte weitergegeben werden müssen an wissenschaftliche Institute, weil der einzelne wenig ausrichten kann, wo nur das Team in der Lage ist, aus einem größeren Blickwinkel heraus Bestimmungen zu treffen und Urteile zu fällen. Wer jedoch einmal gesehen hat, wie in den Labors der Ämter für Landesforschung und Denkmalspflege aus wenigen unscheinbaren Scherbenresten ein uns in seiner maßvollen Schönheit und zeitlos-eleganten Form überraschender Becher (z. B. aus dem Urnengräberfeld bei Reundorf) wächst oder aus ein paar Dialektverstümmelungen von Flurnamen ein erster Lichtstrahl in das Dunkel der Zeit der Urbevölkerung fällt, weiß, wie sehr die Forschung tausender kleiner Steinchen bedarf, um daraus mit unendlicher Geduld und mühevollem Kombinieren das langsam wachsende Mosaik neuer Erkenntnisse zusammenzufügen.

Unter solchem Aspekt haben alle Beiträge der vorliegenden Jahresgabe ihre Berechtigung und mögen sie auch gelesen und verstanden werden. Ihre Verfasser sind frei von der Überheblichkeit, etwas Großes oder gar Letztes gefunden zu haben; sie wissen, von wie vielen Imponderabilien ihre Arbeit abhing, wie viele Um- und Irrwege gegangen werden mußten, welche Schwierigkeit sich ihnen in den Weg stellten und wie dankbar man gelegentlich wohl auch war, wenn aus dem Füllhorn glücklicher Zufälle etwas Verwertbares abfiel.

In diesem Zusammenhang auch ein Wort zu dem gelegentlich spöttisch-despektierlich geäußerten Vorwurf des Dilettantischen der Heimatforschung. Lassen wir außer acht, daß viele unserer Freunde und Mitarbeiter ein ordentliches Geschichtsstudium absolviert haben, daß zu unseren Referenten seit Jahr und Tag Lehrer aller Schulgattungen, Wissenschaftler und Professoren der Hochschulen und Universitäten gehören und daß unser CHW mit zahlreichen wissenschaftlichen Vereinigungen und Verbänden im

Schriftenaustausch steht und die Unterstützung einer Reihe wissenschaftlicher Institute genießt, dann bleibt immer noch folgendes festzustellen: Was den Heimatforscher zu seiner meist wenig attraktiven, immer sich bescheidenden und im Dienst anderer stehenden Arbeit instandsetzt, ist ein leidenschaftliches Engagement, ist eine liebevolle Hingabe, wie sie nur den Amateur, also den Liebhaber (von lat. amare = lieben) im ursprünglichen Sinn des Wortes auszeichnet. Dasselbe aber besagt das Wort „Dillettant" (von lat. delectare = sich ergötzen), das wir unverständlicherweise heute nur noch pejorativ, also im abwertenden Sinn gebrauchen. „Was den Dilettantismus anlangt", schreibt Egon Friedell in seiner Kulturgeschichte der Neuzeit, „so muß man sich klarmachen, daß allen menschlichen Betätigungen nur so lange eine wirkliche Lebenskraft innewohnt, als sie von Dilettanten ausgeübt werden. Nur der Dilettant . . . hat eine wirklich menschliche Beziehung zu seinen Gegenständen, nur beim Dilettanten decken sich Mensch und Beruf; und darum strömt bei ihm der ganze Mensch in seine Tätigkeit und sättigt sie mit seinem ganzen Wesen, während umgekehrt allen Dingen, die berufsmäßig betrieben werden, etwas im übeln Sinne Dilettantisches anhaftet: irgendeine Einseitigkeit, Beschränktheit, Subjektivität, ein zu enger Gesichtswinkel."

Für den Heimatgeschichtsforscher gilt Goethes Wort: „Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat." Deswegen sollen auch nicht die Freude und das Glück, die innere Befriedigung und der Stolz verschwiegen werden, die sich nach geglücktem Fund, entdecktem Zusammenhang oder geschlossener Beweiskette einstellen. Man muß sie selber gekostet haben, um sie jedem zu gönnen, der sich redlich müht und sein geistiges Kind eines Tages mit väterlichen Erwartungen der Öffentlichkeit vorstellt.

An dieser Stelle ist wohl ein Wort des Dankes angebracht, den das Colloquium und sein neuer Leiter, Oberlehrer Konrad R a d u n z, als Vorgeschichtsforscher im Rahmen des CHW und darüber hinaus längst verdient, schulden. Er gilt allen Mitarbeitern dieser Jahresgabe, alten und neuen, er gilt der Fa. Meister-Druck Lichtenfels, die sie seit Jahren nicht nur betreut, sondern auch materiell großzügig unterstützt, und er gilt allen Mitgliedern, Förderern und Behörden, die durch ihren Beitrag, ihre Spende oder einen Zuschuß das Erscheinen des Bandes ermöglichen. Daß wir ihm wie bislang eine weite Verbreitung, eine gute Aufnahme und eine lebhafte Diskussion wünschen, sei noch hinzugefügt.

Kehren wir am Schluß zu unserem Ausgang zurück! Ernest R e n a n, der französische Historiker und Philosoph, hat die Demokratie „un plébiscite de tous les jours" (eine

tägliche Volksabstimmung) genannt und damit die schwere Verpflichtung auf eine bündige Formel gebracht, die diese Staatsform für jeden Staatsbürger darstellt. Mitbestimmung setzt Mitbesinnung voraus, diese aber Kenntnisse und Reife. Frei wird in der Demokratie nur der politisch Mündige sein können; deshalb kommt der politischen Bildung eine besondere Bedeutung zu. Die politische Wissenschaft wiederum ist nicht denkbar ohne Geschichtswissenschaft, auch wenn sie noch anderer Hilfsdisziplinen bedarf. Das sollte sich die ältere Generation, die nicht selten aus Ressentiments und Besserwisserei heraus auf das Niveau ewig nörgelnder Biertischpolitik abrutscht, ebenso gesagt sein lassen wie unsere junge Generation, die die Gefährlichkeit doktrinärer Ideologien und eines „indoktrinierten Geschichtsbildes", wie es zu autoritären Staaten gehört, noch nicht am eigenen Leib erlebt hat. Freiheit der Forschung schließt die Freiheit für verschiedene Überzeugungen, Urteile und Weltanschauungen mit ein. Sie sind ein integrierender Bestandteil der pluralistischen Gesellschaft. Wer die Welt rein monokausal, also nur aus einem Grund heraus zu erklären versucht und dafür universelle Gültigkeit fordert, nimmt wie jeder Radikalismus Toleranz nur für sich in Anspruch und wird unduldsam gegenüber Andersdenkenden. Von da ist nur noch ein Schritt zur Mobilisierung der Diktatur, in der noch immer das Menschliche auf der Strecke geblieben ist. Gerade als historisch Interessierte müssen wir kritisch wachsame Zeugen dafür sein, wie aus dem Zeitgeschehen Geschichte zu werden beginnt. Dann werden wir auch bescheiden bleiben nicht nur unseren Mitmenschen, sondern auch unseren Vorfahren gegenüber. Denn jeder Tag lehrt uns von neuem: So „herrlich weit" haben wir es wirklich nicht gebracht!

Lichtenfels, im August 1968

Dr. Jakob L e h m a n n

IN MEMORIAM ANDREAS DÜCK

Am 25. August schied völlig unerwartet einer der profiliertesten Mitarbeiter unseres CHW, Ehrenmitglied Andreas Dück, Bezirkshauptlehrer i. R., aus einem bis in die letzten Tage von literarischem Schaffen und Planen gefüllten Leben.

Versucht man, das wahrhaft erfüllte Leben des am 2. November 1891 zu Weismain Geborenen nachzuzeichnen, dann bieten sich drei einander überschneidende Kreise an, in denen sich der Erdenweg dieses großen Mannes vollendete.

Da ist zunächst einmal der „Lehrersmann" – wie ihn mit liebendem Verstehen seine Gattin oft nannte –, ein begnadeter Erzieher und in paedagogicis ein progressiv-eigener Kopf, das also, was er den vielen großen Söhnen seiner Heimatstadt nachrühmte. Vom Aisch- und Aurachgrund über den Jura bis hinauf nach Seelach im Frankenwald reiht sich die Kette von Lehrerstellen, deren jedes Glied das Charisma seiner Persönlichkeit zu spüren bekam, bis er 1926 auf dreißig Jahre „der Schulmeister von Seubelsdorf" wurde, bei dem namhafte Vertreter der pädagogischen Reformbewegung der zwanziger Jahre ein- und ausgingen. Seine Kinderzeichnungen, 1954 im Pestalozzeum zu Zürich ausgestellt, beschäftigten die pädagogische Weltöffentlichkeit, während er seinerseits die damaligen modernen Bestrebungen in der Erziehung nicht etwa bloß theo-

retisch verfolgte oder als Prüfungsstoff für seine Junglehrer mißbrauchte, sondern an Ort und Stelle in der Praxis in Augenschein nahm und mit ihren Verfechtern bleibende Kontakte schloß. Ausgehend von der Überzeugung Wordworths, daß das Kind der Vater des Mannes sei, galten seine Anstrengungen immer dem „Geheimnis der Besitzergreifung der Welt, zu der die Schule nur den Schlüssel zu reichen, die Heimat aber in allen ihren Ausstrahlungen das Tor" zu öffnen habe. „Mit Kindern kann man über die hohen und höchsten Dinge sprechen, weil Einfalt und Weisheit nicht getrennt sind durch den Hochmut des Wissens, sondern weil die Gläubigkeit noch in Gottes Nähe ist" – so schreibt er 1957 zu seinen Kinderzeichnungen. Deswegen war ihm nichts verhaßter als der Geruch schlecht gelüfteter Stuben geistiger Kleinbürgerlichkeit – auch in Kollegenkreisen oder gar deren Humorlosigkeit, ihr opportunistisches Streben in jeder neuen Staatsform, ihre Geltungssucht und ewige Besserwisserei. Getreu dem Leitsatz Pestalozzis, daß Erziehung Beispiel und Liebe sei, sonst nichts, konnte er sehr früh so unorthodoxe Äußerungen tun wie die, daß es Aufgabe der Ferien sei, „die Überdeckungen und Verschüttungen durch schulisches Wissen wieder ins rechte Lot zu rücken".

Fragt man sich, was ihm die Weltoffenheit und -weite, das Lächeln über engbrüstigen Krähwinkelgeist, die Selbstverständlichkeit der Toleranz und die Respektlosigkeit vor angemaßter Autorität und Scheinheiligkeit verlieh, dann berührt man den zweiten bestimmenden Kreis seines Lebens. Er begann mit der zweijährigen Tätigkeit als Hauslehrer und Privatsekretär auf der Sommerhalde am Bodensee anfangs der 20er Jahre bei Wilhelm Schäfer. „Seht euch mit Menschen vor, die mit allzuviel Verstand bei ihren Dingen sind – bei ihnen bleibt kein Glück!" – schreibt Andreas Dück in einem Brief vom 26. 1. 1965 und fährt fort: „Mit diesem Wort von Wilhelm Schäfer . . . war ich als junger Mensch in seine Netze geraten, die meinen Lebenstag auf eigenem Weg mitbestimmten". Hier lernt er Blicke in die Werkstatt des Dichtens tun, das ihn von nun an selber nicht mehr losläßt und zum Verfasser von rund 100 Anekdoten, Kalendergeschichten, Erzählungen, Erinnerungen und Skizzen reifen läßt. Sie gewinnen sehr bald den unverkennbaren Dück'schen Ton und Duktus, einfach in der Wortwahl, eigenwillig in der Fügung, überschaubar in den Linien der Handlungsführung, sparsam in den Konturen der kantigen Holzschnittfiguren, insgesamt aber von jener bezaubernden Atmosphäre, die – dem Volkslied gleich – ein Stück erlebter Wirklichkeit Melodie werden läßt, Zeit und Raum zum Klingen bringt und damit ein alle Härten milderndes Licht in das Dunkel unserer rätselhaft-widersprüchlichen Welt schickt. An ihnen reift er zum stillvergnügten, alles verzeihenden, weil alles verstehenden Erzähler und Menschenfreund, der nie in die Rolle des Pensionärs mit verklärter Greisenmilde paßte, sondern ein dynamisch-fordernder, kritischer Gesprächspartner, ein in ausstrahlender Freude genießender Epikureer mit feinem Gaumen für ein wohlzubereitetes Gespräch und wohl auch Mahl und Getränk blieb. Er selbst nannte sich bescheiden einen „Gelegenheitsarbeiter und Selbstgenießer"; gleichwohl erwies sich der Quell für den Reichtum seiner Stoffe, Motive und Gestalten unerschöpflich. Vieles muß nun unausgeführt bleiben, da ihm der Tod so jäh die Feder entwandt, mit der er in charakteristischer Handschrift die gotischen Buchstaben und Zeilenreihen zu Papier brachte, die in ihrem ausgeglichenen Formenreichtum an die Figurenreihen mittelalterlicher Chorschranken erinnern.

Auf der Sommerhalde kam er mit zahlreichen Dichtern und Künstlern persönlich zusammen,

mit Richard Dehmel und Emil Strauß, Alfons Paquet und Olaf Gulbranson, um nur einige zu nennen. So verstehen wir seine dankbaren Worte: „. . . das tiefste aller Wunder bleibt in unserem Leben die Begegnung; ob wir dieses Wunder später aus Gläubigkeit oder Ergebung Fügung oder Schicksal nennen oder Zufall als Zweifler: die Begegnung ist das Wunder aller Wunder, weil Gott selbst immer wieder am Wege steht in seiner tausendfältigen Gestalt; es braucht uns nur sein Atem zu umwehen oder sein Finger zu berühren, und wir sind bei ihm und immer wieder sein Kind." Solcher Begegnung blieb er geöffnet zeit seines Lebens. Sie galt Menschen und Landschaften, Büchern und Kunstwerken, mit deren mutigsten und modernsten er sich schon als junger Lehrer umgeben hatte. Sie verriet aber nicht nur sein empfängliches Offensein, sondern auch jene charakterfeste Offenheit, mit der er in schwerer Zeit und unter persönlicher Gefährdung seine Freundschaft zu jüdischen, weltanschaulich und politisch Verfolgten hochhielt und damit einen Beweis männlicher Lauterkeit und Standfestigkeit lieferte, wie er damals nicht häufig war.

Stete Begegnung bot ihm aber – und damit betreten wir den letzten Kreis – seine fränkische Heimat. Schauplatz der überwiegenden Mehrzahl seiner literarischen Werke ist die „unberührte Wildnis" um den Kordigast, Kröttenstein und Sommerangen oder das Gebiet von Zultenberg bis Arnstein und Köttel, von Motschenbach über Modschiedel bis Weismain, Burgkunstadt und Lichtenfels. Immer wieder ist es die Fränkische Alb, wo er als Schatzgräber mit der Feder nicht müde wird, die wunderbare Verhältnismäßigkeit dieser Landschaft, die – nach einem Wort von Wilhelm Hausenstein – auch das Kleine groß macht, zu beschwören, und uns – nun eigentlich erst in ihrem ganzen Reiz erkennbar – neu zu schenken. Man muß mit ihm dort oben gestanden sein, auf dem Görauer Anger oder dem Burgberg von Niesten, um zu erleben, wie beim glücklich-zufriedenen Blick über dieses herb-schöne Juraland in ihm die Erinnerung aufbrach und ihn wieder zum spielenden Buben oder träumenden Hütejungen, zum verliebten Studenten oder geselligfröhlichen Gefährten auf der Höhe des Lebens werden ließ. Immer tauchte dabei das ragende Bild seines Vaters auf, dem er in dankbarer Verehrung ein letztes Denkmal im Beitrag für dieses Heft gesetzt hat. Das stolze Vaterhaus, durch das er uns noch im Juli zur Illustration seiner Brau-Studien führte und das auf seinen Steinquadern und mächtigen Balken die Last von vier Jahrhunderten trägt, blieb zeitlebens prägendes Gehäuse und Ziel seiner Anhänglichkeit ebenso wie seine Vaterstadt Weismain, die ihn – gleich Seubelsdorf – zum Ehrenbürger ernannte: das „bürgerliche Städtchen mit ruhmreicher Vergangenheit und einer noch weistümlichen Ordnung". Noch eine Woche vor seinem Heimgang las er in privater Runde seine „Goldene Tafel", in der Heinrich das Geheimnis entdeckt, „daß sein Geburtsort keiner der geringsten im deutschen Lande war". Acht Tage später betteten wir ihn dort zur letzten Ruhe.

Andreas Dück, unser aller Freund, bedarf nicht unseres Rühmens, wir aber bedürfen seines Beispiels. Wenn er auf dem Sterbelager sagte: „Es ist alles gut", dann war das wohl ein letztes Bekenntnis zu den Worten Friedrich Schillers aus dem 6. Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen, die er sich zum Leitspruch seines Lebens gesetzt hatte: „Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgendeinem Zwecke sich selbst zu versäumen?" –

Sollten nicht auch wir uns des öfteren darauf besinnen? Es wäre die Erfüllung eines echt Dück'schen Vermächtnisses und ein in seinem Sinne abgestatteter Dank.

Wilhelm Frantzen, Kronach:

EIN FAUSTKEIL-MOUSTERIEN AUS DER UMGEBUNG VON KRONACH

Mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte seiner Entdeckung

Die Altsteinzeitforschung brachte schon vor dem Ersten Weltkrieg den Funden von Kösten bei Lichtenfels a. M. besonderes Interesse entgegen. 1913 veröffentlichte Dr. G. Roßbach sen. in einer Abhandlung der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg auf drei Tafeln jene Funde von Kösten, die er für paläolithisch hielt. Die Sammlung kam an das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Erlangen. In seinem Werk „Altsteinzeitkunde Mitteleuropas" (1951) gab Prof. Dr. L. L o t z, der als Leiter des Instituts die Sammlung übernommen hatte, einen Überblick über die Bedeutung dieser Sammlung und über den diesbezüglichen Forschungsstand. Zotz stellte die ältesten Artefakte dieser Sammlung wegen des besonderen Anteils an Blattspitzen in das Praesolutréen, eine mittelpaläolithische Kultur, deren europäische Verbreitung Prof. Dr. Gisela F r e u n d 1951 nachgewiesen hatte. Im Band 3 der Quartärbibliothek „Kösten ein Werkplatz des Praesolutréen in Oberfranken" wurden die Funde besprochen und auf vielen Tafeln abgebildet.

1956 konnte der Verfasser einen Tiefenfund, einen 9 cm großen Gerad- oder Balkenschaber (Abb. 1), und viele Lesefunde aus der Umgebung von Kronach L. Zotz in

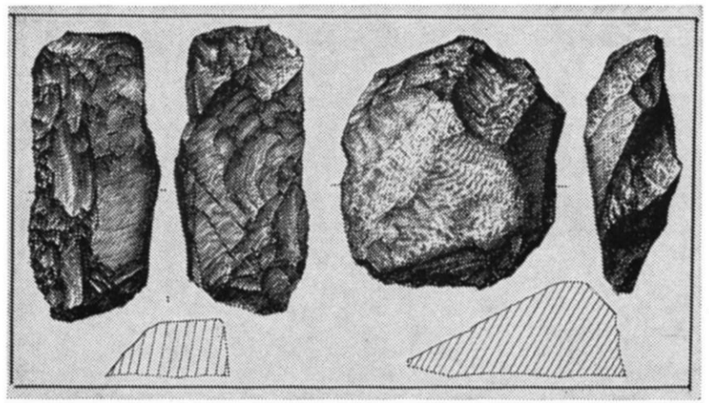


Abb. 1

Abb. 2

Erlangen vorlegen. Da sie im Rohstoff mit den Geräten der „Köstener Kultur“ übereinstimmten und auch eine diesen ähnliche Bearbeitung aufwiesen, erklärte Zotz mit Freuden, daß sich endlich eine 2. „Köstener Kultur“ in Oberfranken abzeichne. Als schließlich das Bruchstück eines Spitzschabers und der Rest einer Blattspitze gefunden waren, regte Zotz an, eine Abhandlung für das „Quartär“, das Jahrbuch zur Erforschung der Eiszeitalter und der Steinzeit, zu schreiben. Der Verfasser und der damalige Assistent W. Nährlich veröffentlichten im Quartärbund 10/11 1958/59 die Arbeit „Praesolutréenfunde von Kronach in Oberfranken“.

Inzwischen war ein zweiter Tiefenfund ebenfalls in der Lehmgrube der Ziegelei Gebr. Porzelt auf der Kreuzbergterrassse gemacht worden; ein 500 g schweres Artefakt von 10 cm Durchmesser, das Zotz als Rund- oder Diskusschaber bezeichnete (Abb. 2). Der erste Fund aus gestreiftem dunklen Lydit war in 2 cm, der 2. aus schwärzlichem Quarzit in 4,5 m Tiefe angetroffen worden. Zotz bemerkt in den Bayer. Vorgeschichtsblättern Heft 25 von 1960, daß beide Funde trotz der verschiedenen Tiefe des Vorkommens mit ziemlicher Sicherheit der gleichen Kultur angehören. Bedenkt man, daß es sich in der Lehmgrube, in welcher der Lehm bis 7 m mächtig ist, um Auenlehm, also um einen während eines wärmeren Eiszeitabschnittes angeschwemmten Lehm handelt, ist es durchaus denkbar, daß Geräte der gleichen Kultur in verschiedener Tiefe eingebettet werden konnten. — In der gleichen Arbeit werden der Balkenschaber und ein Geradschaber aus Quinzano (Prov. Verona) in Italien abgebildet und

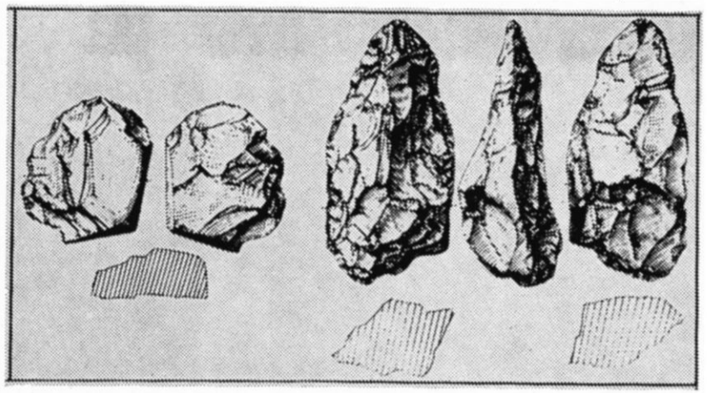


Abb. 3

Abb. 4

bemerkt, daß Quinzano ein einwandfreies Faustkeil-Moustérien geliefert hat. Zotz fährt fort: „Trifft diese kulturelle Einstufung zu, so wäre dieser oberfränkische Faustkeilmoustérien aus dem Beginn der Würmeiszeit oder sogar vom Ende des Interglazials einer der ancestralen Komplexe für das in Kronach an der Oberfläche verschiedener Terrassen aufzusammelnde Praesolutréen . . .“

1965 hatte sich die Zahl der Lesefunde von der Kreuzbergterrasse im Osten, vom Abhang über der Wachtersmühle im Süden und weiter südlich vom Abhang bei Hummendorf so vermehrt, daß diese Vorstellung nicht mehr haltbar geworden war. So konnte Zotz 1965 in der Abhandlung „Wichtige alt- und mittelpaläolithische Neufunde von Bayern“ (Bayer. Vorgeschichtsblätter, Jahrgang 30, Heft 1/2) erklären, daß ein Lesefund von Hummendorf, ein nur 5 cm großer Geröllschaber aus Lydit (Abb. 3), im Typ mit dem 2. Tiefenfund, dem Rundschaber (Abb. 2) übereinstimmt und Ähnlichkeit mit gewissen Moustérienschabern, mit sog. kleinen Disken Westeuropas, hat. Vom gleichen Fundplatz stammt der 5 cm lange Spitzschaber aus dunklem Lydit ohne Patina (Abb. 6), der von manchen Forschern mit konvex-konkaver Schaber bezeichnet und als Übergangsform zur Moustérienspitze, zur Handspitze, angesehen wird, für andere aber eine typische Handspitze ist.

Einen länglichen Faustkeil aus dunklem Lydit mit starker Patina und ebenfalls von Hummendorf zeigt Abb. 4. Die Franzosen nennen ihn „Ficron“. Er kann aber auch

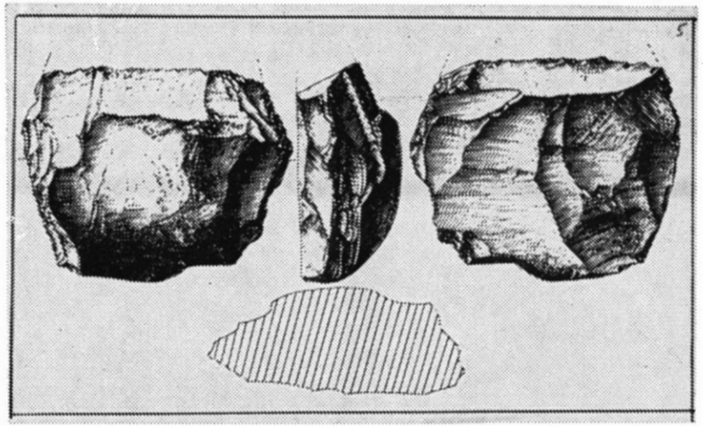


Abb. 5

als Faustkeilschaber angesehen werden, da eine der 2 Längskanten besonders stark retuschiert ist, die andere Längsseite sogar in der unteren Hälfte eine breite Fläche aufweist und die dicke Basis noch aus Geröllrinde besteht.
Parallelstücke zu dem Balkenschaber sind nach Zotz in dem Fundinventar aus der Schulerloch-Höhle bei Kehlheim vertreten. Prof. Dr. H. Müller-Karpe, Frankfurt a. M., bildet in seinem Handbuch der Vorgeschichte Bd. 1, Altsteinzeit (1966) solche Parallelstücke auf Tafel 200, Abb. 26 und 27 ab. Der Faustkeilschaber, der nach der Bearbeitung an Geräte des Acheuléen und nach der Form an die des Micoquien erinnert, ist auch aus der Klausennische bei Neuessing im Altmühltal bekannt. Müller-Karpe zeigt diesen Typ auf Tafel 179, Abb. 3. Auch die Balwer-Höhle (Balwe im Kreis Arnsberg, Nordrhein-Westfalen) enthielt Faustkeilschaber. (Müller-Karpe Tafel 172, Abb. 9).
Von den Funden dieser Höhle sind besonders Moustérien-Geräte bekannt. Zu diesen gehören hier auch Faustkeile und Faustkeilschaber von Micoquienart.
Nur der Spitzschaber (Abb. 6) hat eine unbearbeitete Abschlagfläche. Bei den anderen besprochenen Funden ist die Bauchseite großflächig überarbeitet. Das trifft auch für den zweiten Tiefenfund, den großen Rundschaber, zu, was aber nicht abgebildet wurde. Die Bauchseite des unteren Bruchstückes eines Faustkeils von Hummendorf (Abb. 6) zeigt ebenfalls die flächige Überarbeitung. Wie bei dem Balkenschaber und bei den Disken ist auch hier auf der Rückenseite ein größerer Teil der Geröll- oder Geschieberinde zu erkennen. Das Bruchstück aus stark patiniertem Lydit mißt 6 cm, so daß der Faustkeil wohl 12 cm lang gewesen war. Abb. 7 zeigt ebenfalls ein Bruchstück aus schwärzlichem Lydit von Hummendorf, das in der Bearbeitung mit dem Faustkeilschaber (Abb. 4) ziemlich übereinstimmt. Das ganze Gerät mag auch dessen Größe von 9 cm gehabt haben. Der gleiche Fundplatz hat eine interessante Geröllkalotte erbracht, deren Abschlagfläche retuschiert ist. Doch ist nicht auszumachen, ob der Buckel durch großflächige Retuschen noch verschwinden sollte, d. h. ob ein fertiges Gerät vorliegt.

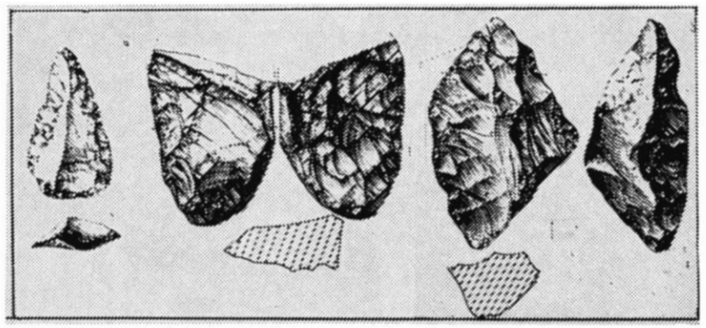


Abb. 6 Abb. 7 Abb. 8

Am 12. 2. 1967 ist der bedeutende Altsteinzeitforscher Lothar Zotz unerwartet gestorben. Dank seiner Arbeit war es möglich, die Tiefenfunde und viele Lesefunde, die der Verfasser in vielen Jahren aufgesammelt hatte und, von denen hier nur ein kleiner Teil abgebildet und besprochen werden konnte, kulturell einzuordnen. Die Veröffentlichung des großen Fundmaterials, das im Institut für Ur- und Frühgeschichte, Erlangen, nach dem Tod seines Leiters Prof. Gisela Freund weiterbearbeitet, wird noch wichtige Fragen klären.

Neben klassischen Geräten, von denen einige hier gezeigt wurden, sind einfachste Geröll- und Geschiebegeräte sehr zahlreich. Bei diesen ist entweder nur eine Schneide herausgearbeitet, so daß der größte Teil der Geröll- oder Geschieberinde unbearbeitet geblieben ist (Abb. 9), oder es wurden Schneiden durch starke Abschläge — von außen und auf der Rücken- und Bauchseite — erzielt (Abb. 10). Zahlreich sind auch Levalabschläge, über die der Verfasser in der Jahresgabe des CHW 1965/66 berichtet hat.

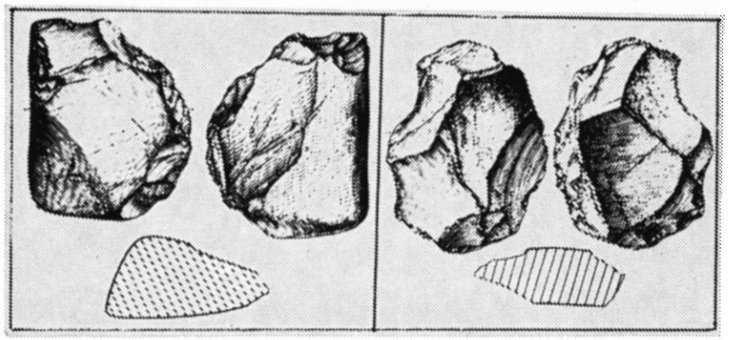


Abb. 9 Abb. 10

Die Faustkeil-Moustérienkultur, die hier zum erstenmal in besonderem Umfang in Oberfranken anzutreffen ist, führt im Schrifttum auch die Namen „Moustérien à bifaces“ und „Moustérien de tradition acheuléene“ und ist älter als die Kultur von Kösten.

Zu den Abbildungen:

Die Abbildungen 1 und 2 wurden von Herrn Josef Dania in Esslingen, die übrigen von Frau Naber im Erlangener Institut gezeichnet.

Werner Schönweiß, Coburg:

FUNDE DER SCHNURKERAMIK AM OBERMAIN

Aus dem Bereich der nördlichen Frankenalb, des Obermainlaufes sowie benachbarten Gebieten, wurde gerade in den vergangenen Jahren eine Anzahl Funde registriert, die in einzelnen Fällen Siedlungsfunde, meistens jedoch Einzelfunde verkörpern. In Form eines Kataloges sollen nachfolgend Gegenstände und Fundstellen aufgezählt werden, die einerseits in der Keramik durch Schnurlinienzier, andererseits durch facettierte Steingeräte einem schnurkeramischen Horizont bzw. den jungneolithischen Becherkulturen zugeschrieben werden können.

Aalkorb, Gde. Nankendorf, Lkr. Ebermannstadt

Aus einer Höhle nahe Aalkorb stammt das Nackenteil eines facettierten Flachbeiles aus Amphibolit. Das Stück ist in der Mitte und längs gebrochen. Die Form läßt eher auf einen Flachbeil- oder Hackenkörper schließen als auf eine Axt. Eine eindeutige Rekonstruktion ist nicht mehr möglich. Museum Bayreuth (Abb. 2, 10).

Altenbanz, Lkr. Staffelstein

Ohne nähere Fundortangabe. Lit. A. Stuhlfauth, H. 1, Die Steinzeit, AGO. 1953, 154 und Abb. 66. Es werden zwei Äxte angeführt, wovon eine der Abb. entsprechend facettiert erscheint. Die Fundstücke konnten nicht festgestellt werden.

Bamberg

Aus dem Stadtbereich stammt eine Axt aus Grünstein. Verbleib Museum Bamberg. Lit. H. Födisch, Bamberg und sein Umland in ur- und frühgeschichtl. Zeit, 1953, 28.

Brandholz, Lkr. Bayreuth

Durchbohrter Steinhammer ohne nähere Angabe von der Flur Stollenacker. Das Fundstück wurde wieder weggeworfen. Vgl. A. Stuhlfauth, Die Steinzeit, H. 1, AGO. 1953. 154.

Burggrub, Lkr. Ebermannstadt

Von der Rothensteinhöhle am Altenberg stammen aus dem Schutt des Höhleneingangs einzelne Scherben mit Kerb- und Strichverzierung aus rötlichbraunem harten Ton (nach Bestimmung von O. Kunkel). Desgleichen stammt von dieser Fundstelle eine typische Henkelöse, zweifach waagrecht gerippt, mit senkrechten Strichen auf dem

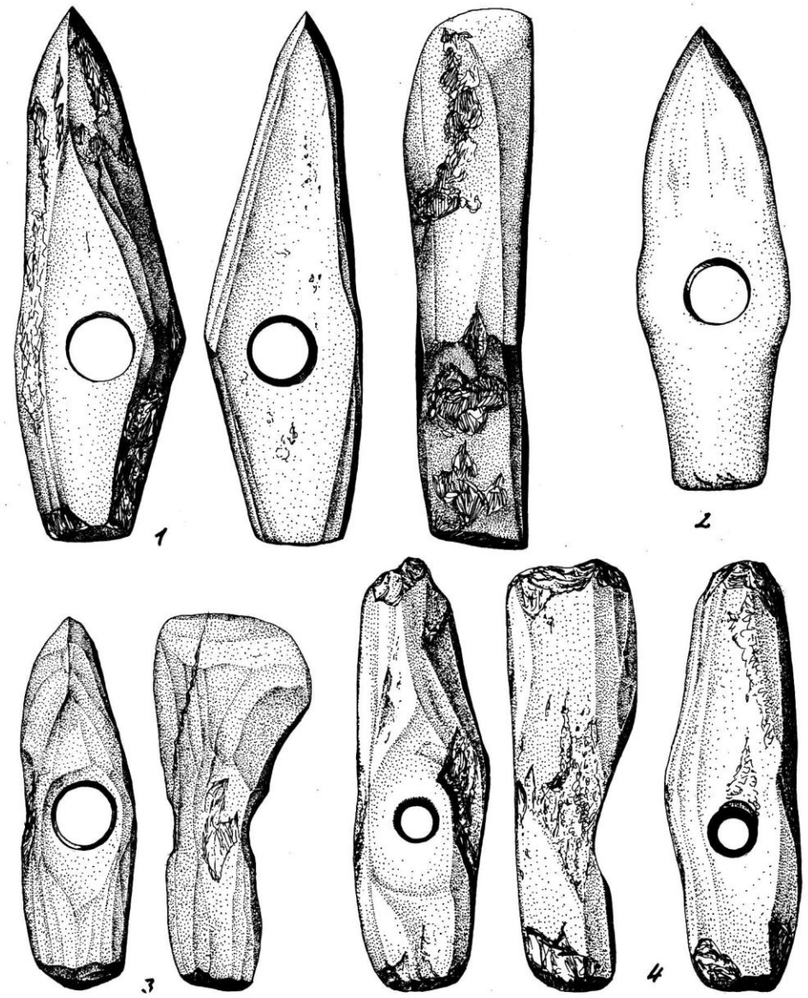


Abb. 1
Nr. 1: Staffelberg, Lkr. Staffelstein. Nr. 2: Glashütten, Lkr. Bayreuth. Nr. 3: Grafendobrach, Lkr. Kulmbach. Nr. 4: Staffelstein

Rest der Schulterpartie. Der Scherbe besteht aus rötlichbraunem bis ziegelrotem harten Ton, mit kleinen Quarzkörnchen durchsetzt (Abb. 5 Nr. 1). Verbl. H. Mauer, Zeil. Vgl. BVBl. 21, 1956, 174.

Burglesau, Lkr. Bamberg

Im hinteren Burglesauer Tal, am Verbindungsweg B. — Gräfenhäusling, das Schneidenteil eines facettierten Beiles aus Diabas, nach H. Weich, Bamberg, Museum Bamberg. Vgl. BVBl. 1957 (Tätigkeitsber.), 113.

Dressendorf, Lkr. Bayreuth

Nur stellenweise facettierte, sonst abgerundet geschliffene und durchbohrte Hammeraxt der älteren Schnurkeramik. Das Fundstück wurde um 1952 am Bindlacher Berg durch den Bayreuther Architekten A. Sticht geborgen. Die Axt trägt eine ausgeprägte Verdickung an der Bohrlochstelle, sowie eine hochgezogene Schneide. Der elegante Axtkörper mit einem schwach ausgebildeten Mittelgrat erinnert stark an metallene Vorbilder. Museum Bayreuth (Abb. 2, 12). Vgl. BVBl. 1957 (Tätigkeitsber.), 113.

Frankenalb

Abb. 2, 11. An der Bohrstelle quer und längs gebrochene Hammeraxt aus Amphibolit mit 17 Facetten. Das Fundstück gelangte von Herrn Näbe sen. an den Bamberger Juwelier R. Brugger. Der Fundort ist unbekannt, jedoch wird die nördliche Frankenalb für wahrscheinlich angesehen. Verbl. Privatbes.

Glashütten, Lkr. Bayreuth

Gerundete Hammeraxt mit verdicktem Mittelteil. Die Form steigt allmählich zur Schneide hin an. 1920 in der Flur Kellerholz gefunden. Museum Bayreuth. Vgl. A. Stuhlfauth, Die Steinzeit, H. 1, AGO. 1953, 156, Abb. 66 (Abb. 1, 2).

Gößmitz, Gde. Serkendorf, Lkr. Staffelstein

An der Bohrstelle gebrochene Axt mit hochgezogener Schneide, facettiert, von 8 cm Länge aus Amphibolit. Ohne nähere Fundortangabe, Verbl. Museum Bamberg. Vgl. A. Stuhlfauth, Die Steinzeit, H. 1, AGO. 1953, 156; H. Födisch, Bamberg und sein Umland, 1953, 29.

Grafendobrach, Lkr. Kulmbach

Eine 1940 gefundene facettierte Hammeraxt wurde zusammen mit einer wahrscheinlich mesolithischen Klinge geborgen. Die Klinge wurde wiederholt in der Literatur als Feuersteindolch angesprochen. Reste einer Bestattung konnten nicht festgestellt werden.

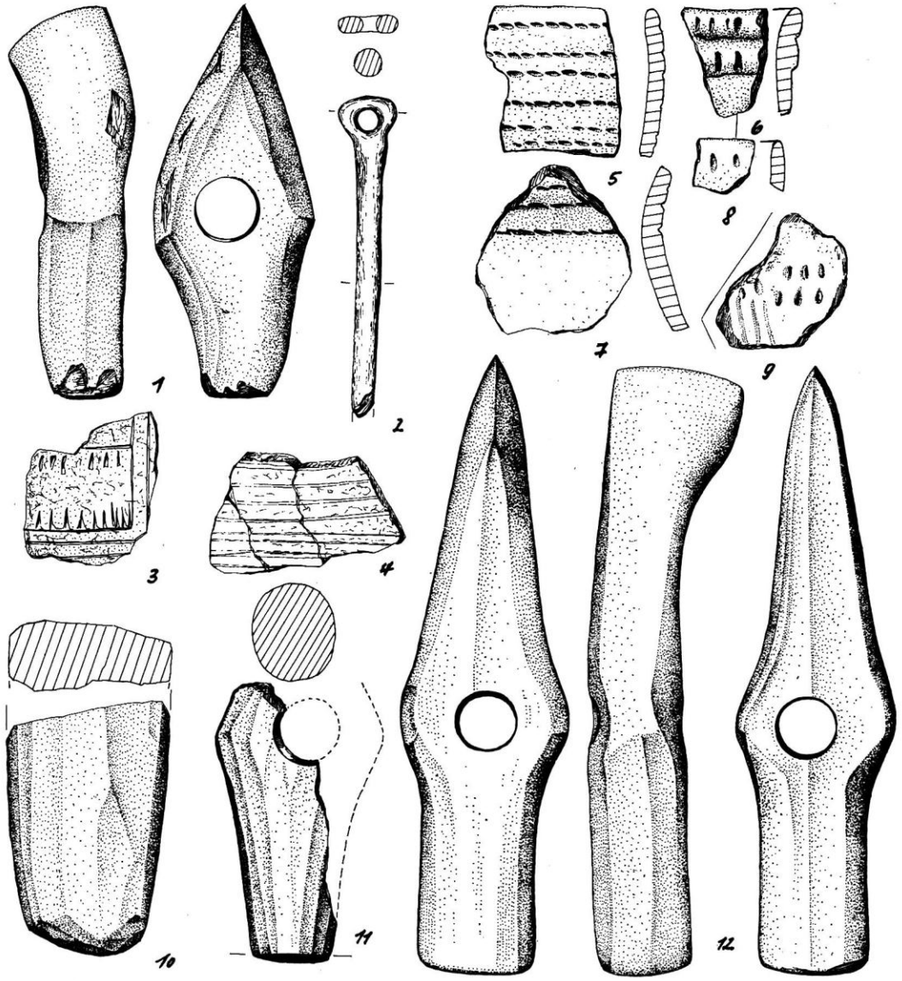


Abb. 2
Nr. 1—4: Neudorf, Lkr. Kulmbach. Nr. 5—8 Zeckendorf-Gügel, Lkr. Bamberg. Nr. 9: Schwabthal-Hohler Stein, Lkr. Staffelstein. Nr. 10: Aalkorb, Lkr. Ebermannstadt. Nr. 11: Frankenalb. Nr. 12: Dressendorf, Lkr. Bayreuth

Vgl. M. Hundt, Zur Vor- und Frühgeschichte des Obermainlandes, S. 4; A. Stuhlfauth, Die Steinzeit, H. 1, 1953, 156.

Das Fundstück:

Unregelmäßig geformte allseitig stark facettierte Axt mit leichter Querschraffur aus Amphibolit. Der Axtkörper hat nur ein gering verdicktes Mittelteil und eine hochgezogene Schneide. Museum Kulmbach, Inv. Nr. S 451 (Abb. 1, 3).

Großziegenfeld, Lkr. Lichtenfels

Von den Siebensteinen im „Buchwald" stammen einige Scherbenstücke neben facettierten Axtsplittern und einem Abschlagkratzer aus Feuerstein, die H. Mauer, Zeil, aufgelesen hat. Verbl. Privatbes. Die Funde stammen vorwiegend vom Osthang des untersten Steines, die Beilfragmente vom Südwestfluß des obersten großen Steines. Neben verschiedenen Scherben, teils mit Besenstrichzier und Fingernagelreihen, tragen einzelne Schnurlinien.

Nr. 13 Mit zwei Schnurlinien verzierter kleiner Scherbe aus rötlichbraunem, innenseitig ziegelroten Ton mit kleinen Kalksteinstückchen durchsetzt.

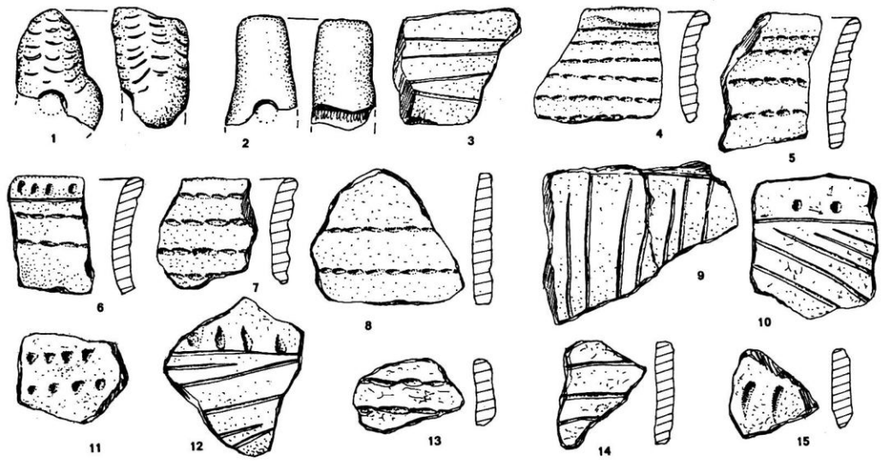


Abb. 3
Nr. 1—12: Wattendorf, Lkr. Bamberg. Nr. 13—15: Großziegenfeld, Lkr. Lichtenfels

Nr. 14 Linienverzierter Scherbe aus gelblichrotem Ton, hartgebrannt.
Nr. 15 Kleiner Scherbe aus rotbraunem harten Ton mit dreikantiger Einstichreihe.

Harting, Lkr. Wunsiedel

In der Waldabtlg. nordwestl. Silberhaus an der Weggabelung Silberhaus — Fichtelberg unter einem Stock gefunden. Ovale Hammeraxt aus Gneis. Vgl. A. Stuhlfauth, Die Steinzeit, H. 1, AGO. 1953, 156; Bote aus den 6 Ämtern, 15. 11. 35. Museum Wunsiedel.

Kalteneggolsfeld, Gde. Heiligenstadt, Lkr. Ebermannstadt

1927 beim Straßenbau eine facettierte Streitaxt gefunden, durch H. Caspar, Heiligenstadt. Heimatmuseum Ebermannstadt. Vgl. BVBl. 11, 1933.

Köttensdorf, Lkr. Bamberg

1954 auf einem Feldweg bei Köttensdorf im angefahrenen Erdaushub. Ein facettiertes Beil. Vgl. Volksblatt Bamberg Nr. 91, v. 12. 6. 54; 95. Ber. d. Hist. Ver. Bbg., 1956, XXX.

Neudorf, Lkr. Bamberg

In der Wüstung „das alte Dorf" 800 m nordnordwestl. der Ortsmitte, Bruckstück einer Axt. Nach H. Jakob, Verbl. Museum Bamberg. Vgl. BVBl. 1957 (Tätigkeitsbericht) 122.

Neudorf, Lkr. Kulmbach

Bestattung unter einem hallstattzeitlichen Hügel. Fragmente des Skelettes in West-Ost-Orientierung. Vgl. M. Hundt, Zur Vor- und Frühgeschichte des Obermainlandes, Verlag Schulamt Kulmbach, S. 4; G. Hock, in: BVBl. 11, 1933; A. Stuhlfauth, Die Steinzeit, H. 1, 1953.

Die Funde:

Vornehmlich am Nacken und auf der Oberfläche facettierte Hammeraxt aus Amphibolit (Abb. 2 Nr. 1).

Durchbohrte, abgebrochene Knochennadel (Nr. 2).

Verschiedene Scherben aus rötlichem Ton lassen auf zwei verschiedene Gefäße schließen, wovon lediglich eines annähernd rekonstruiert werden konnte. An Dekor der Keramik finden sich z. T. verwaschene Horizontallinien (Nr. 4), sowie ebensolche mit quadratischer Unterteilung und Vertikalstrichen (Nr. 3).

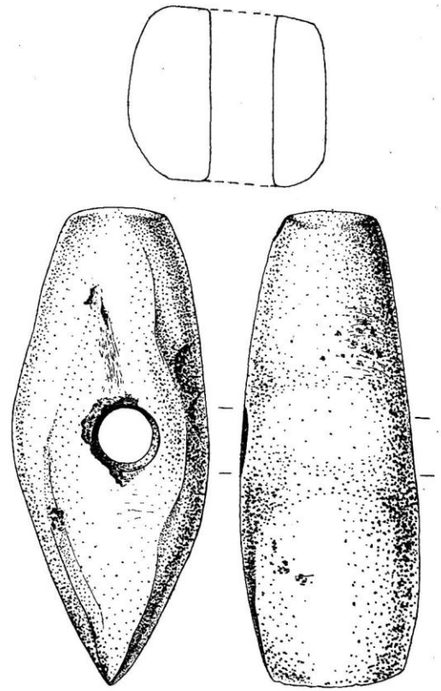


Abb. 4
Viereth, Lkr. Bamberg

Der des öfteren in der Literatur erwähnte Dolch aus Hornstein, der ebenfalls bei Sicherstellung der Bestattungsfragmente geborgen wurde, gehört unter Umständen einer anderen Kultur an. Die bilateral retuschierte Spitzklinge besitzt zusätzlich noch einen Stichelhieb und erinnert an ein jungpaläolithisches Gerät. Das Stück besteht aus nordischem Feuerstein und ist fleckig weißlich patiniert. Eine Parallelisierung mit einzelnen Funden aus näherer Umgebung ist möglich. Vgl. W. Schönweiß, Mittel- bis Jungpaläolithische Neufunde aus dem nördlichen Franken, 100. Ber. HVB. 1964, 46 ff. Museum Kulmbach.

Reckendorf, Gde. Stücht, Lkr. Ebermannstadt

Vom „Hohenstein" im Bereich einer Wehranlage ein schnurkeramischer Scherbe mit horizontalen Schnurabdrucklinien (Bestimmung Dr. Raschke). Nach H. Hundt, Bamberg, Verbl. Privatbesitz. Vgl. Fränk. Blätter 13, 1957, 51 oben u. Abb. 5, Nr. 6.

Rettern, Lkr. Forchheim

Auf dem Bergrücken „Langen Meile", kurz vor dem Hang zum Felsblock „Rettener Kanzel" fand H. Mauer, Zeil, Scherben mit Kerbstrichverzierung neben einem kleinen Randstück mit fünf engen Schnurreihen. Verbl. Privatbes.

Reuth, Lkr. Kulmbach

Im Bereich eines Grabhügels beim Abtragen ein Bruchstück einer durchlochten Axt geborgen. Vgl. G. Hock, Die schnurkeramische Kultur in Mainfranken, BVBl. 11, 1933, 23; A. Stuhlfauth, Die Steinzeit, H. 1, AGO. 1953, 147.

Schlappenreuth, Lkr. Bamberg

Ein schnurkeramisches Beil, 1953 außerhalb des Halsgrabens der Abschnittsbefestigung auf dem Reisberg durch F. Knauer gefunden. Verbl. Museum Bamberg. Vgl. 95. Ber. Hist. Ver. Bamberg, 1956, XXXI-32.

Schwabthal, Lkr. Staffelstein

Beim „Hohlen Stein" im Bereich unmittelbar vor der kleinen Höhle wurde ein Scherbe mit Stichreihenverzierung aus rötlichbraunem Ton gefunden, ähnlich der Stübiger Funde. Verbl. Slg. Schönweiß, Coburg. Abb. 2, 9. Aus einer ehemaligen Tuffgrube Pl.Nr. 492 stammt ein rötlicher, hartgebrannter Scherbe mit horizontalen und senkrechten Einstichreihen. Die Einstiche wurden mit einem flachen Gegenstand schräg gestochen. Verbl. Museum Staffelstein (Abb. 6).

Staffelberg, Gde. Horsdorf, Lkr. Staffelstein

Durchbohrte Hammeraxt von 16,7 cm Länge aus grauem Amphibolit. Das Stück hat einen annähernd quadratischen Querschnitt und eine nur gering hochgezogene Schneide. Lediglich die Seitenkanten sind facettiert. Die Verdickung in Höhe des Bohrloches ist kantig und nicht abgerundet. Die Axt wurde innerhalb der Wallanlage auf dem Staffelberg geborgen. Heimatmuseum Staffelstein.

Ein weiterer facettierter Axtfund aus dem Bereich des Staffelberges wurde von Oberlehrer Folger Bamberg getätigt. Das Fundstück wurde jedoch an Privathand weitergegeben und konnte nicht eingesehen werden.

Staffelstein

Aus einer Kiesgrube im Maingrund nähe Staffelstein — die Kiesgrube konnte nicht mehr nachgewiesen werden — wurde mit dem Schotter auch eine facettierte Axt ausgebaggert und an eine Baustelle in Weidach, Lkr. Coburg, geliefert. Das Fundstück gelangte schließlich an die Schule in Weidach, wo es auch heute noch verwahrt wird.

Das Fundstück:

Es handelt sich um eine stark facettierte Axt (Hammeraxt). Schneide und Nacken sind durch den Gebrauch stark abgenützt und ausgebrochen. Das Stück weist überall feine Querschraffuren auf und besteht aus grauem Amphibolit. Die Bohrung verläuft konisch und wurde von beiden Seiten geführt(Abb. 1, 4).

Steinfeld, Lkr. Bamberg

Innerhalb der Abschnittsbefestigung auf dem Zwiernstein (Vgl. K. Schwarz, Die vor- und frühgesch. Geländedenkmäler Ofr. 1955, 58) fanden sich drei Teile einer facettierten Axt, die vermutlich von einem Stück stammen. Nach G. u. W. Schönweiß, Verbl. L. f. D. Würzburg. Vgl. BVBl. 1957 (Tätigkeitsber.), 127.

Stübig, Lkr. Bamberg

Von den Rotensteinen, vorwiegend vom Plateau südöstlich des großen Rotensteins (Braut). Zahlreiche Scherbenfunde, darunter solche mit Schnureindrücken, Fragmente von geschliffenen Beilen, auch facettiert, einzelne Hornsteinartefakte und Kulturgut jüngerer Perioden. Die teils recht kleinen Keramikreste, die in einzelnen Fällen mit Vorbehalt der Schnurkeramik zugeordnet werden können, fallen besonders durch ihre rotbraune bis ziegelrote Färbung auf. Ein Merkmal, das wohl für den ganzen Jurabereich gültig ist.

Die Funde stammen von H. Maurer, Zeil, Verbleib in Privatbesitz. Vgl. H. Maurer, Die Stübiger Rotensteine, Fränk. Land, 6. Jahrg. Nr. 2, Okt. 1958.

Zu den Abbildungen:

Nr. 2 Randstück mit leicht verdickter Lippe. Zwei Fingernagelbänder, an der Randlippe und in der Kehlung. Beigebräunlicher Ton mit kleinen Quarzkörnchen durchsetzt, verwaschene Oberfläche.

3 Scherbe mit kornförmigen Einstichreihen. Mit kleinen Körnchen durchsetzter gelblichbrauner Ton.

4 Schnurlinien verzierter kleiner Scherbe aus gelblichbraunem Ton, stark erodiert.

5 Stark verwaschener Scherbe mit zwei Schnurlinien. Hellroter bis gelblicher, harter Ton.

6, 7 Zwei Randscherben von einem Gefäß stammend. Steilwandiger Hals mit randnahen flachen Eindruckreihen, wohl von Fingernägeln. Die Lippe ist mehr abgeflacht als rund. Beigegrauer, schwach gemagerter Ton.

8 Kleiner Scherbe mit länglicher Einstichreihe. Gelblicher, verwaschener Ton.

9 Kleiner Scherbe mit Linienverzierung. Mit kleinen Kalksteinchen durchsetzter beigergauer, innenseitig grauer Ton.

10 Kleiner Scherbe mit drei tiefen Schnurlinien. Stark erodierter gelblichbeiger Ton, wenig gemagert.

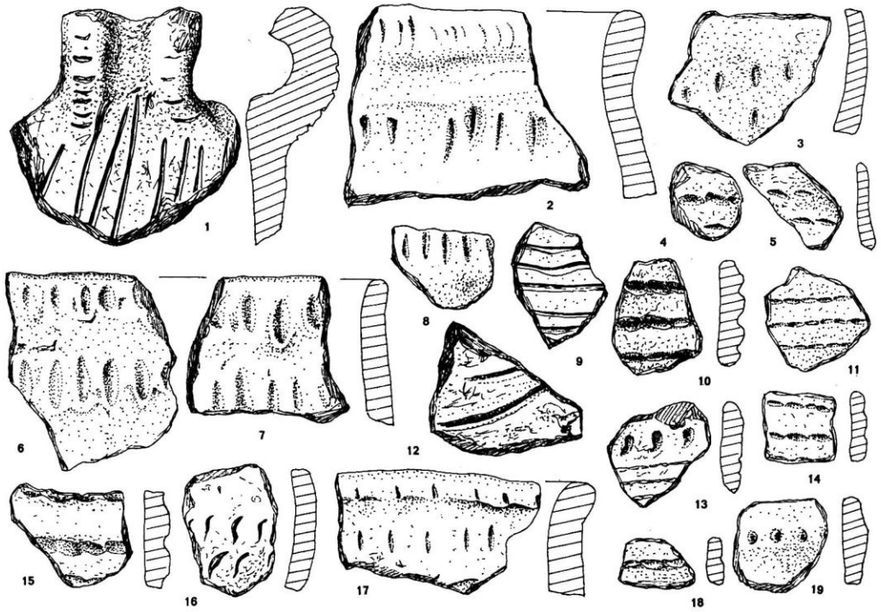


Abb. 5
Nr. 1: Burggrub, Lkr. Ebermannstadt; sonstig Stübig, Lkr. Bamberg

11 Mit drei Schnurlinien verzierter Scherbe aus rötlichbraunem Ton.

12 Stark verwaschener Scherbe mit tiefen Rillen, vermutlich Schnurlinien. Rötlichbrauner, innenseitig dunklerer Ton mit kleinen Steinchen durchsetzt.

13 Mit Linien- und Stempelzier versehener kleiner Scherbe aus rotbraunem Ton, innenseitig dunkelbraun.

14 Verwaschener Scherbe mit drei Schnurlinienreihen. Außen rötlich überfangener, sonst braungrauer Ton, schwach gemagert.

15 Kleiner Scherbe mit drei tiefen und breiten Schnurlinienreihen. Außen rötlich, innen gelblichbrauner Ton mit Kalksteinstückchen durchsetzt.

16 Innen und außen rötlich überfangener Scherbe mit Einstichreihen, die von einem Silexgerät stammen dürften. Teils mit größeren Kalksteinstückchen durchsetzter Ton.

17 Randscherbe mit umgeschlagener Randlippe. Längliche Einstichreihen an der Randlippe und an der Kehlung. Rotbrauner bis ziegelroter hartgebrannter Ton mit Kalksteinstückchen durchsetzt.

18 Kleiner Scherbe mit Schnurlinienzier. Verwaschener gelblichroter Ton.

19 Kleiner Scherbe mit runder tiefer Einstichreihe. Braungrauer, innenseitig dunklerer Ton mit Kalksteinstückchen durchsetzt.

Abb. 3 (S. 25):

Tiefenellern, Lkr. Bamberg
Aus der Jungfernhöhle. Bruchstücke einer rotbraunen groben Amphore, sowie eine Schnuröse und das Bodenstück eines Bechers. Vgl. O. Kunkel, Die Jungfernhöhle bei Tiefenellern, Münchner Beitr. z. Vor- u. Frügesch. Bd. 5, 1955, 85 und Taf. 30 oben. Verbl. Museum Bamberg.

Tiefenpölz, Lkr. Bamberg
Vollständig erhaltene Axt von 13 cm Länge aus Amphibolit. Das Stück ist facettiert und in der Form ähnlich des Staffelberger Fundes. Nach Architekt T. Schenk, Bamberg, in Privatbesitz. Vgl. Fränk. Bl. 14, 1958, 56 (B. Müller).

Viereth, Lkr. Bamberg
Schwach facettierte Hammeraxt von 14,7 cm Länge aus Amphibolit. Aus dem Main gebaggert. Verbl. Museum Bamberg, Leihgabe von H. Stöcklein, Bamberg. Vgl. H. Födisch, Bamberg und sein Umland, 1953, 29. Abb. 4 mit freundl. Genehmigung des LdD. Würzburg, aus Katalog Bamberg.

Wattendorf, Lkr. Bamberg

Im Bereich des Motzensteins, einer Felsgruppe südlich des Ortes wurden vor allem durch H. Mauer, Zeil, und später auch durch Schulleiter Schrott, heute Drosendorf über Bamberg, neben aufschlußreichem Fundgut der Bandkeramik und anderer jüngerer Kulturen der Metallzeiten, auch zahlreiches Inventar der Schnurkeramik sichergestellt. Die Funde stammen aus Äckern rund um der Felsgruppe. Es fand sich neben einigen Splittern facettierter Axtfragmente vor allem Keramik mit typischer Schnurimitationszier. Die in Frage stehende Keramik unterscheidet sich in erster Linie durch ihre rötliche bis rötlichgelbe Färbung gegenüber solcher anderer Kulturen. Dementsprechend können auch Scherben mit anderer Verzierung wie solche mit Schraffuren und runden, länglichen bis birnenförmigen, auch dreikantigen Eindrücken dieser Gruppe zugeordnet werden. Gelegentlich begegnen auch Einstiche die von einem Silexgerät herrühren. Scherben mit Horizontallinien oder Schrägschraffur sind über den Stücken die abgebildet sind hinaus noch weitere vorhanden. Zwei Fragmente aus Ton (Abb. 3 Nr. 1 und 2), an der Bohrung oder Öse gebrochen, sind schwer zu deuten. Möglicherweise begegnen sich hier zwei tönerne Axtidole, da Vergleiche mit Knubben oder Henkelösen in derartiger Form fehlen. Fundverbleib: Slg. Mauer, Zeil, Slg. Schrott, Drosendorf/Bamberg, Museum Bamberg.

1 An der Durchlochung gebrochenes Tonfragment, in der Form einer Votivaxt, mit rundumlaufenden Einstichreihen, die mit einem Silexgerät ausgeführt wurden. Gelblichroter, verwaschener Ton.

2 Wie Nr. 1, entsprechend der Vermutung dürfte es sich hier um das Hammerende einer Axtdarstellung handeln. Beiger bis grauer Ton.

3 Scherbe mit Horizontallinien aus gelblichem Ton.

4 Randscherbe mit leicht umgeschlagener Randlippe und engen Schnurlinien. Hartgebrannter rötlichgrauer Ton.

5 Randscherbe mit Schnurlinienzier aus schwarzem Ton, innen und außen gelblich überfangen.

6 Randscherbe mit rundlichen Einstichen an der Lippe und Schnurlinien. Leicht verwaschener, braunschwarzer Ton.

7 Randscherbe mit Schnurlinienzier. Rötlichergelber hartgebrannter Ton.

8 Scherbe mit Schnurlinienzier aus braungrauem Ton.

9 Scherbe aus zwei Teilen, aus ziegelrotem Ton mit Horizontal- und Senkrechtschraffur.

10 Mit Schrägschraffur und runder Einstichreihe verzierter Scherbe aus gelblichrotem Ton. Ähnliche Dekors begegnen häufiger.

11 Kleiner Scherbe mit annähernd dreikantigen Einstichreihen. Harter, ziegelroter bis gelber Ton.

12 Scherbe mit Schrägschraffur und birnenförmiger Einstichreihe. Gelblichroter Ton.

Zeckendorf, Lkr. Bamberg

Von dem „Gügel", einer Felskuppe östlich des Giechberges, in einer leichten Senke unmittelbar nordöstlich der Kapelle stammen Teile facettierter Beile. Außerdem Scherbenstücke in der gleichen Art wie von Stübig, Rotensteine. Nach H. Mauer, Zeil, und H. Weich, Bamberg. Verbl. Privatbes. und Museum Bamberg.

Desgleichen fanden H. Mauer und H. Weich auf dem Giechberg, am östlichen Hang des „Altenbergs" schnurlinienverzierte kleine Scherben. Verbl. Privatbes. und Museum Bamberg.

Neuere Scherbenfunde vom „Gügel" wurden durch H. Weich, Bamberg, geborgen und gelangten ins Museum Bamberg. Abb. 2, 5 bis 8:

Nr. 5 Randscherbe eines steilwandigen Bechers mit sechs Schnurimitationslinien. Innen rötlicher, außen gelblicher Ton mit kleinen Kalksteinstückchen durchsetzt, verwaschen.

6 Randscherbe mit zwei gekerbten Leisten, die durch eine Ritzlinie von einander abgesetzt sind. Außen und innen gelblich überfangener schwarzer Ton, mit kleinen Quarzkörnchen durchsetzt.

7 Halsscherbe mit Schnurlinienzier aus ziegelrotem bis braunlichem, hartgebrannten Ton, mit kleineren und größeren Kalksteinstückchen durchsetzt.

8 Kleiner Randscherbe mit ovaler Tupfenreihe. Außen und innen gelblich überfangener schwarzer Ton, schwach gemagert.

Zoggendorf, Lkr. Ebermannstadt

In der Flur Fischleite (Dietschleite) auf der Hochfläche gegenüber dem Altenberg, Lesefund eines facettierten Beiles von 18 cm Länge aus Amphibolit, durch Fritz Leicht 1962. Vgl. BVBl. 27, 1962 (1965), 190. Verbleib: Slg. R. Reinhardt, Heiligenstadt.

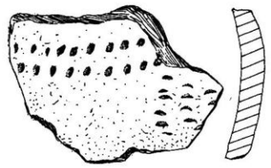


Abb. 6
Schwabthal, Lkr. Staffelstein

Zusammenfassung

In dem Gebiet zwischen Bamberg und Wunsiedel, zwischen Coburg und Ebermannstadt tritt eine Anzahl facettierter Hammeraxtfunde hervor, die alle mehr oder minder zum Verbreitungskreis der mitteldeutschen Schnurkeramik gerechnet werden können. (Vgl. L. Loewe, Kataloge zur mitteldeutschen Schnurkeramik, Halle 1959, Teil 1; H. Lucas, Berlin 1965, Teil 2). Die facettierte Axt ist darüber hinaus einmal im Zusammenhang mit einer Bestattung belegt (Abb. 2, 1). Bruchstücke und Fragmente zerbrochener Äxte begegnen auch an Fundstellen mit entsprechender Keramik, so in Stübig, Wattendorf und Zeckendorf.

Den facettierten Stücken beizustellen sind Formen wie Abb. 1, 2 mit gerundeten Kanten. Ähnliche Stücke finden sich auch mehrmals als Bruchstücke und wurden an dieser Stelle nicht berücksichtigt. Ebenfalls außer acht gelassen wurden die Trapezbeile, die als Einzelfunde nur geringe Aussagekraft besitzen (vgl. auch E. Sangmeister, Die Glockenbecherkultur und die Becherkulturen, die Jungsteinzeit im nordmainischen Hessen, Teil 3, 1951; G. Neumann, Abriß der Vor- und Frühgeschichte des Coburger Landes, Coburg mitten im Reich, Bd. 1, 1956 1 ff). Der Rohstoff dieser Äxte besteht durchwegs aus Amphibolit oder verwandten Gesteinen, die an den Quellgebieten des Mains oder im Main selbst gefunden werden konnten.

Interessanter dagegen erscheint die Keramik, die in den meisten Fällen zum erstenmal zur Vorlage gelangte. Es gibt zwei wesentliche Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderer prähistorischer Keramik: einmal den Ton, zum anderen den Dekor. Es findet sich vorwiegend ein meist hartgebrannter, in manchen Fällen etwas rauher, meist jedoch rötlicher bis ziegelroter, auch gelblicher Ton, der oftmals mit kleineren Kalk- oder Quarzsteinchen durchsetzt ist. Da die vorliegenden Scherbenstücke überwiegend aus oberflächlichen Aufsammlungen stammen, kommt diesem Umstand besondere

Bedeutung zu. Es lassen sich somit auch recht gut unverzierte Scherben jenem Kulturhorizont zuordnen. Der Dekor der oftmals recht kleinen Gefäßreste ist recht mannigfaltig und keineswegs formenarm. In erster Linie wäre die Schnurimitation zu erwähnen, die überhaupt den Anhaltspunkt für die Zuordnung weiterer Begleitfunde abgibt. Es finden sich neben flachen und dünnen ebenso häufig breite und tiefe Eindrücke. Wie an größeren Scherben ersichtlich, liegen oftmals mehrere Reihen übereinander. Echte Schnureindrücke finden sich nicht. Darüber hinaus begegnen wir im Zusammenhang mit Schnurlinien flache längliche, auch rundliche Einstichreihen entlang der Randlippe. Sie weisen hinüber auf Scherben, die lediglich derartige Einstich- oder Tupfenreihen besitzen. Es wurde beobachtet, daß verschiedentlich Kerben oder Einstiche in länglicher Form von einem Silexartefakt herrühren. Desgleichen finden sich recht häufig Längs-, Schräg- oder Querschraffur, bzw. Schnittstichzier oder Ritzlinien. Besonders deutlich tritt dies bei einer gekerbten Henkelöse hervor (Abb. 5, 1). Die Profile verraten nur selten den ehemaligen Gefäßkörper. Es ist in manchen Fällen an schwach ausladende, geschweifte Becher oder an Amphoren mit weiten steilen Hals zu denken. Eine Parallelisierung mit mitteldeutschen Formen ist jedoch gut möglich.

Mit Ausnahme des Grabfundes von Neudorf, Lkr. Kulmbach, und einzelner Stücke von der Jungfernhöhle bei Tiefenellern, stammen alle übrigen Funde von oberflächlichen Aufsammlungen. So zeigt sich, daß Ansiedlungen der Schnurkeramiker bis heute nur auf den Höhen der Frankenalb nachgewiesen werden können. Alle keramikführenden Fundstellen liegen am Rande oder auf der Hochfläche der Frankenalb. Die übrigen Landschaften sind lediglich durch Einzelfunde steinerner Äxte belegt. Auch mainabwärts sind weite Landschaftsteile in Niederungen ohne Siedlungsspuren und Dokumente von Keramik geblieben. Entsprechend dieser Beobachtung dürfen die Siedlungen nicht nur allein im Albbereich, vielmehr auch darüber hinaus in den Höhenlagen vermutet werden. Allerdings bedarf es hier noch intensiver Geländeforschung, will man im Obermainland das Spätneolithikum näher durchleuchten.

Johann Baptist Müller, Burgkunstadt:

DIE URPFARREI ALTENKUNSTADT

Im Archiv der Stadt Weismain liegt eine Originalurkunde aus dem Jahre 1488 mit aufschlußreichen Angaben für die Geschichte des benachbarten Altenkunstadt. Die genannte Pergamenturkunde ist die Niederschrift über den langjährigen Streit um das Mälz- und Braurecht, das Altenkunstadt für sich in Anspruch nahm, die benachbarten bischöflichen Amtsstädtchen Burgkunstadt und Weismain aber unter keinen Umständen zugestehen wollten. Es ist nun höchst interessant zu erfahren, wie die Gemeindevertreter von Altenkunstadt dieses Braurecht zu begründen wußten. Leider sind die vorgebrachten Argumente nicht in wörtlicher Rede überliefert. Dennoch verdienen sie näher untersucht zu werden. So lautet die im späten Mittelhochdeutsch geschriebene Nachricht: *die pfarr bei jne sei vest ein alte pfarr und Burgkunstat ein Slos gewest von jne gesunder(t) worden und viel junger des geleichen Weismain, und mere Markt umb sy, so hetten sy Zentgericht, hohe Gericht, Badt und handwergs leut und die Lantstraß* . . . (PFA Weismain, Urk. 24).

Für unser Thema ist die zu Beginn dieser Urkundenstelle genannte „Pfarr" einer näheren Betrachtung wert. Übrigens wurde von seiten der Bürger der Nachbarstädtchen die „historische" Begründung des Braurechtes durch die Altenkunstädter weder bestritten noch in Zweifel gezogen. Im Gegenteil, die Angaben zur Geschichte von Altenkunstadt scheinen damals als zutreffend allgemein anerkannt worden zu sein. Die geschichtliche Überlieferung über das Alter des Ortes, seiner Pfarrei und seiner Rolle im Raum um den Kordigast muß im 15. Jh. noch überaus lebendig gewesen sein. Man kann daher den protokollierten Aussagen der Dorfgeschworenen von Altenkunstadt zur Geschichte ihres Ortes sicherlich den Wert einer historischen Quelle zuweisen.

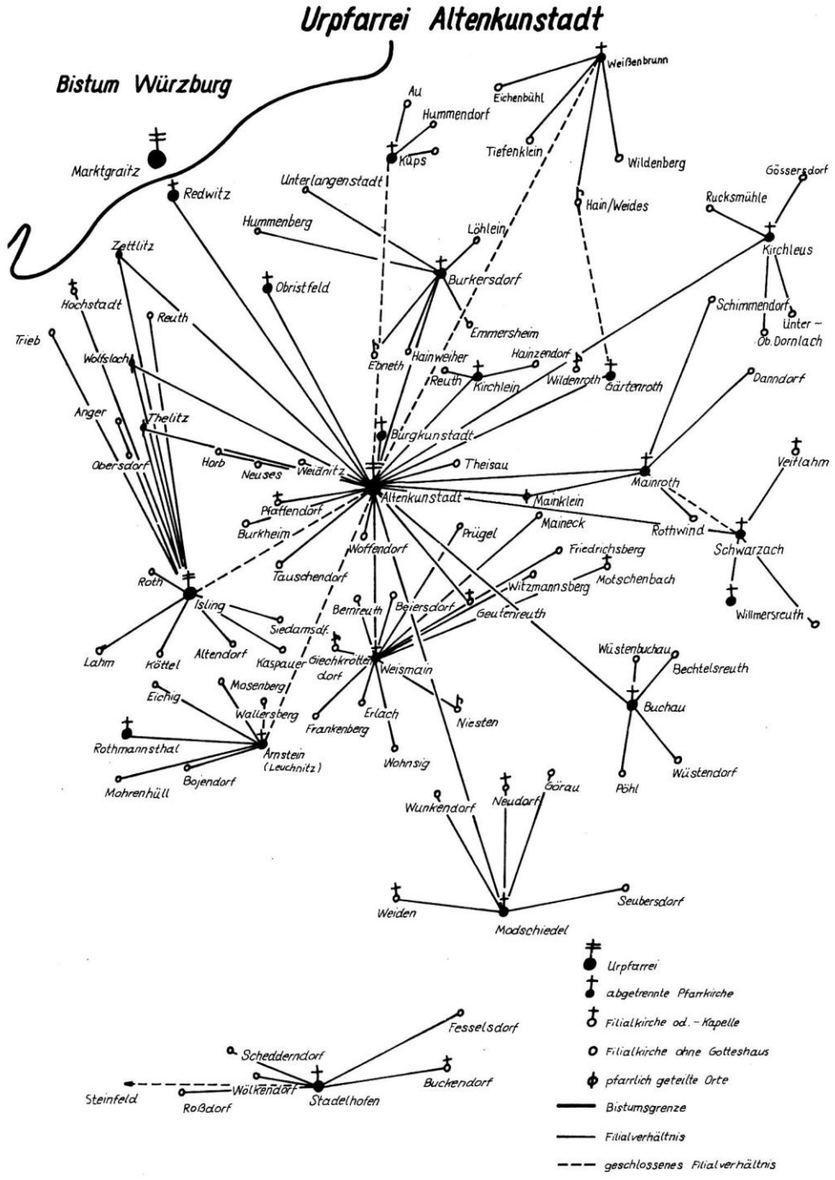
Kehren wir kurz noch einmal zu der Urkundenstelle über die Pfarrei Altenkunstadt zurück, an deren Anfang es heißt: „die Pfarr bei jne sei vest ein alte pfarr". „pfarr" ist die mhd Form des nhd Pfarrei, „alte pfarr" also alte Pfarrei. Es fragt sich, was in diesem Zusammenhang unter „vest" zu verstehen sei. Nach Lexers mittelhochdeutschem Wörterbuch (S. 287) bedeutet „vest" im eigentlichen und im bildlichen Sinne u. a. „groß, gewaltig". Zwei Jahrhunderte später tritt an die Stelle des mhd „vest, veste" mit dem gleichen Bedeutungsinhalt das Umstandswort „sehr". Ihre Pfarrei ist demnach, so die Meinung der Dorfältesten, eine sehr alte Pfarrei. Die Geschichts-

wissenschaft spricht heute bei vor dem Jahre 1000 entstandenen Pfarrkirchen von Urpfarrkirchen, Urpfarreien. Da diese Urpfarrkirchen meist einen umfangreichen Pfarrsprengel besaßen, ist auch der Begriff „Großpfarrei“ gebräuchlich.

Es stellt sich die Frage: Besteht die am Ende des 15. Jh. geäußerte Ansicht über eine Urpfarrkirche Altenkunstadt zu Recht, und lassen sich dafür Beweise erbringen, die diese Behauptung erhärten?

Im Jahre 1007 gründete Kaiser Heinrich II. das Bistum Bamberg. Durch Abtretung des östlichen Teils des Würzburger Bistums und der nördlichsten Gebiete des Bistums Eichstätt wurde der Bamberger Bistumssprengel gebildet. Die Bevölkerung am Obermain und an der Regnitz war bereits christlich, wenn auch der Einschmelzungsprozeß slawischer Volkssplitter, die wohl seit etwa 800 hier auftauchen, wie die Beschlüsse der Bamberger Synode von 1057 zeigen, noch nicht zum Abschluß gekommen war. Das Bistum Bamberg war kein Missionsbistum. Nach der Zerschlagung des Thüringerreiches 531 kam das Obermainland unter fränkischen Einfluß. 741 bestanden schon fränkische Königshöfe in Hallstadt bei Bamberg und Königsfeld bei Hollfeld in der Fränkischen Alb. Als Karl der Große dem Bischof von Würzburg den Befehl erteilte, 14 Slawenkirchen zu errichten, war das Land am Obermain bereits christianisiert. Besitz des Bonifatius-Klosters Fulda läßt sich um 800 in Staffelstein, Ebensfeld, Scheßlitz, Altenkunstadt u. a. nachweisen. Die Tätigkeit der Königskirchen St. Martin zu Bamberg und zu Forchheim sowie die Missionsarbeit der Würzburger Bischöfe im Vollzug der Anordnung Karls des Großen im 9. und 10. Jh. werden für das Kirchenwesen an Regnitz und am Obermain nicht ohne Wirkung geblieben sein. Wie wäre es sonst möglich, daß man mehrere Königskirchen, zwei ehemalige Slawenkirchen, nämlich Seußling und Amlingstadt, und eine ganze Reihe Würzburger Pfarrkirchen im Sprengel des Bistums Bamberg feststellen kann. Kronach wird als Eigenkirche der Markgrafen von Schweinfurt gelten dürfen. Der erste Bischof von Bamberg übernahm 1007 und 1016 ein Gebiet, dessen pfarrliche Organisation im wesentlichen durchgeführt war. Eine vollständige Aufzeichnung der Pfarreien, ihrer Filialkirchen und Pfarrorte stammt allerdings erst aus dem Jahre 1520. Doch sind wir über die Kirche und die Pfarrei Altenkunstadt aus weit älterer Zeit gut unterrichtet.

1336 kommt die Pfarrkirche Altenkunstadt aus dem Besitz des Bischofs von Würzburg im Tausch mit der Pfarrei Heidenfeld bei Schweinfurt an das Kloster Langheim. Das Patronatsrecht der Kirche Altenkunstadt gibt Bischof Otto von Würzburg im gleichen Jahr an das Kloster Langheim. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß der Bischof von



Würzburg nach der Gründung des Bamberger Bistums 1007 noch Kirchen in diesem Raume errichten konnte. Die Pfarrkirche Altenkunstadt stammt zweifellos aus vorbambergischer Zeit. Diese Annahme wird noch bestärkt durch die im Bereich der Altenkunstadter Pfarrkirche urkundlich nachgewiesenen Altzehnten, die im Zehntstreit von 1059 der Würzburger Kirche verblieben waren, später von ihr verlehnt oder sonst veräußert wurden. So lassen sich Würzburger Altzehnte 1335 zu Altenkunstadt, ebenfalls 1335 zu Woffendorf, 1323/27 zu Weismain, 1348 zu Zeublitz, 1354 zu Burkersdorf, 1317 zu Emmersheim und 1348 zu Hain unter Wildenberg urkundlich belegen; im Sprengel der Tochterpfarrei Buchau werden Würzburger Altzehnte 1348 zu Pöhl und Wüstendorf und in der vermutlichen Tochterkirche von Altenkunstadt, Isling, solche Zehnten 1182 zu Hochstadt am Main, 1142 zu Roth bei Isling, Köttel und Widendorf (abg. b. Isling) erwähnt. 1302 überträgt Bischof Mannegold von Würzburg den wüsten Ort Weides bei Hain (Witoese) dem Kloster Sonnefeld. Auch dieser Würzburger Besitz wird wohl noch aus vorbambergischer Zeit stammen.

Auf der Bamberger Synode von 1059 tritt ein Aepelin von Cuonstat (wohl Burgkunstadt) als Fürsprecher des Bischofs von Würzburg auf, ein Beweis dafür, daß Aepelin von Counstat von dem Zehntstreit persönlich berührt sein mußte, sei es als Inhaber von Altzehnten oder im Auftrag des Pfarrers von Altenkunstadt, dessen Pfarrei zu seinem Herrschaftsbereich gehörte. Nach alledem ergibt sich eindeutig: Altenkunstadt ist eine Würzburger Pfarrkirche aus der Zeit vor dem Jahre 1007. Die zahlreichen Siedlungen mit den nachgewiesenen Würzburger Altzehnten zeigen eine Besiedlung der Obermainlande nicht erst seit dem Hochmittelalter, sondern schon seit der Karolingerzeit, soweit die Altsiedlungen nicht wie Isling noch älterer Zeit angehören.

Karl der Große gab die Anordnung zur Gründung von 14 Slawenkirchen 792 an den Bischof von Würzburg. Slawenkirchen müssen daher würzburgische Eigenkirchen sein. Ist die ehemalige Würzburger Pfarrkirche Altenkunstadt zu den 14 sog. Slawenkirchen zu zählen? In dem o. a. Befehl Karls des Großen von 792 sind leider die Orte nicht genannt, in denen solche Slawenkirchen errichtet werden sollten. Es ist daher fast unmöglich, diese 14 Siedlungen nachzuweisen. Karl der Große hat allerdings verfügt, daß die zu gründenden Pfarrkirchen bei den Main- und Rednitzwenden, die zwischen dem Main und der Regnitz seßhaft sind, einzurichten seien. In den Fuldaer Traditionen wird dieses Gebiet „regio Sclavorum" genannt und bezeichnet ein Gebiet an der Aurach, Reichen Ebrach und Aisch westlich der Regnitz, im Steigerwald. In der Weisung Karls des Großen wird festgestellt, daß diese Slawen erst kürzlich bekehrt worden seien.

Als sichere Slawenkirchen werden nach der heutigen Forschungslage nur Seußling und Amlingstadt anerkannt, weil sich bei diesen Orten auch die drei zur Ausstattung der Kirchen gegebenen königlichen Hufen nachweisen lassen. Bischof Egilwart von Würzburg (803—810) bezeichnet die 14 Slawenkirchen als das Werk seiner drei Vorgänger. Altenkunstadt ist nicht, wie vielleicht irrtümlich behauptet wird, zu den 14 Slawenkirchen Karls des Großen zu zählen.

Auch östlich von Bamberg gab es ein Gebiet mit einer zahlreichen slawischen Bevölkerung in geschlossenen Siedlungen, in denen die frühesten Eindeutschungen vor 850 stattgefunden haben (E. Schwarz, S. 359). Nach einem Bericht Thietmars v. Merseburg ließ Bischof Arn von Würzburg (855—892) in zehn Jahren neun Kirchen nach dem Muster (ad instar) des Würzburger Domes, was E. v. Guttenberg im Sinne von Kilians-Patrozinien verstanden wissen will, errichten. (We Würz S. 59). Wahrscheinlich wurden diese neun Pfarrkirchen an der offenen Ostgrenze des Bistums Würzburg errichtet. E. Schwarz (S. 358) meint, daß die Maßnahmen Karls des Großen auch im 9. Jh. noch weitergewirkt haben werden und daß jetzt auch das Obermaingebiet kirchlich erfaßt worden sei. Früh nachweisbare Kilianskirchen sind Hallstadt bei Bamberg und Staffelstein. Auch die Kirche von Altenkunstadt wird zwar erst sehr spät, 1801, als Pfarrkirche ad Kilianem bezeichnet. In der Beschreibung der Pfarrei Altenkunstadt von 1855 durch den damaligen Pfarrherrn Georg Michael Schlegler wird St. Kilian als 2. Patron genannt. Die Ortskirchweih wird am Sonntag nach Kiliani begangen. Eine gewisse Würzburger Tradition wird in Altenkunstadt bis heute weitergeführt. Es ist daher gar nicht so abwegig, die Pfarrkirche Altenkunstadt den „späteren" Slawenkirchen aus der 2. Hälfte des 9. Jh. zuzurechnen. Die Patrozinienkunde hat der Forschung schon in vielen Fällen wertvolle Hinweise gerade für die frühe Kirchengeschichte geliefert. Im Pfarrbericht von 1688 erscheinen als 2. Kirchenpatrone von Altenkunstadt Petrus und Paulus. Nach H. Mayer soll der Patronat St. Petrus in Altenkunstadt in einer Kapelle noch fortleben. Nun ist Petrus nicht nur bevorzugter Patron der iro-schottischen Mönche, er wurde auch in der Frühzeit Fuldas wie in vielen Domkirchen und Klöstern nach dem Vorbild der Peterskirche in Rom als Kirchenpatron verehrt. Fuldaer Besitz ist im ersten Viertel des 9. Jh. in *villa Kunestat* erwiesen. Es wäre wohl voreilig, aus den vorangegangenen Angaben eine Fuldaer Pfarrkirche erschließen zu wollen. St. Petrus wird auch bei den Markgrafen von Schweinfurt verehrt. Es sei nur auf die Stammburg des Geschlechtes auf der Peterstirn verwiesen. Ob in der Villa Kunestat schon eine Kapelle oder Kirche stand, wird sich wohl kaum nachweisen lassen. Schwierig ist die Deutung des Wortes villa. Unter

villa Kunestat um 800 wird wohl ein agrarischer Siedlungsverband zu verstehen sein, für den auch der Ortsname selbst als „Siedlungsstätte der Familie des Chuono" spricht. 200 Jahre später erfahren wir aus der verbesserten Stiftungsurkunde des Kl. Banz von 1071 von einem Cuonstat, welches unter den loca, die die Markgräfin Alberat zu Lehen besitzt, genannt wird (TB S. 135). Es hat vieles für sich, die villa Kunestat von 800 mit dem locum, locus Cuonstat von 1071 gleichzusetzen. Ist dies richtig, so wäre die karolingische Großmark Kunstat identisch mit der Schweinfurter Villikation aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts. Der Mittelpunkt dieses Herrschaftsgebietes muß das nördlich des Maines gelegene Castrum Chunstat v. 1059/64, die urbs Chuonstat von 1093, in der Adelbert als comes urbis genannt wird, gewesen sein. Als Fronhöfe dieser vielleicht schon babenbergischen Großgrundherrschaft (Metz S. 66) werden die im ältesten bambergischen Hochstiftsurbar von 1323/27 erscheinenden curiae prediales im Amte Weismain genannt werden dürfen: curia in Weidnitz, curia prope Purchunstat, curia sita extra opidum Purchunstat sita an dem anger, curia in Altenchunstat und die curia domini Episcopi in weizmeun (der spätere Kastenhof) u. a. (Höfler S. 84 f). Als Zubehör dieser Großgrundherrschaft muß der Weismainer-Mainecker Forst und der Brühl (= Tiergarten), welcher der Siedlung Prügel den Namen gegeben hat, angesehen werden. Der Umfang des Schweinfurter Herrschaftsraumes um die Burg Kunstat wird in den späteren bischöflichen Ämtern Weismain, Burgkunstadt und Wildenberg und in dem Dompropsteiamt Maineck/Mainroth ersichtlich. Noch besser wird er erkennbar in den Zenten Weismain/Woffendorf und Kunstat.

Nach den grundlegenden Arbeiten von P. Schöffel darf als gesichert angenommen werden, daß großherrschaftliche und gerichtsherrschaftliche Einheiten gleichzeitig auch Sprengel alter Pfarreien sind. Trifft dies auch im Falle der Urpfarrei Altenkunstadt zu, so wird die Pfarrkirche Altenkunstadt eine, wenn nicht babenbergische, so doch ehemalige Schweinfurter Eigenpfarrei, wie auch Kronach, gewesen sein.

So können ohne Pressung alle in den Zentämtern Burgkunstadt und Weismain gelegenen späteren Pfarrkirchen als Filialkirchen oder adelige Eigenkirchen im Bereich der Urpfarrkirche Altenkunstadt angesehen werden. Dies gilt wohl auch für die Würzburger Eigenkirche Isling und die Pfarrkirchen Weismain und Burgkunstadt, für die Adelskirchen Buchau, Gärtenroth, Arnstein, Schwarzach, Küps, Obristfeld und Burkersdorf. Die Pfarrkirche St. Martin Weismain ist eine meranische Gründung, eine Forestispfarrei, wie auch ihre Zehntrechte erkennen lassen. Vielleicht stammt das Patrozinium St. Martin von einer königlichen Kapelle als Zubehör zum möglichen Königshof Weismain als vermutlichen Außenposten des Königshofes Königsfeld bei Hollfeld. Der

Königsbesitz wird hier wie dort eingegangen sein. Von einer fränkischen Königspfarrei Weismain kann schon deshalb nicht gesprochen werden, weil alle Pfarrorte hochmittelalterliche Rodungssiedlungen darstellen.

Pfarrsynoden oder Rüggerichte unter Vorsitz des Archidiakon und später des Pfarrers sind das Vorrecht der alten Mutterpfarreien. Diese haben sich bis Ende des 16. Jh. erhalten. Über die Pfarrsynode der Pfarrei Altenkunstadt, dem Pfarrsend, wozu sich das lateinische Wort synodus im Volksmund entwickelt hat, gibt der Bericht des Pfarrherrn von Altenkunstadt aus dem Jahre 1597 einige interessante Einblicke. Danach mußten die Angehörigen der Tochterpfarrorte von Altenkunstadt, Buchau und Kirchleus, alle 2 Jahre die Synode zu Altenkunstadt besuchen. Beruhen die Angaben des Pfarrers von Altenkunstadt in seinem Bericht an den Generalvikar in Bamberg auf Wahrheit, so bekommen wir hier Einblick in sehr alte Zusammenhänge, die bis in die Entstehungszeit der Siedlungen zurückreichen müssen. Der Pfarrer berichtet wörtlich: „Synodus hebt sich allwegen an am Sonntag nach Galli (16. Oktober); dahin gehören Altenkunstadt, Wunkendorf, Schammendorf, Goera (Görau), Newses, Zedlitz zum Teil, Mayngleyn . . . die von Kirchleus und Buchau mit den dazugehörigen Dörfern gehen immer über das andere Jahr, wenn die Zahl ungleich ist, zu der hl. Send gegen Altenkunstatt, 8 Bauern zu Kirchleus geben Flachs, 18 einen und einen Zehnt-Schilling. So einer Wirt zu dem hl. Send gelobt, soll er dem Pfarrer 6 dt und dem Kirchner 1 dt geben". (Schmitt, Bbg.-Synoden 1851, S. 40 Anm. tt).

Viele Petruskirchen stehen nach Deinhard (S. 40) im Zusammenhang mit Gerichtsbezirken oder Hochgerichtsstätten, was besonders im mainfränkischen Raum beobachtet werden kann. Der unweit von Woffendorf gelegene Galgenberg ist eine alte Gerichtsstätte. Das Zentamt Weismain, welches sich auf eine Radenzgauzent zurückführen läßt und nach Woffendorf benannt ist, kam 1248 an das Hochstift Bamberg. An die älteren Verhältnisse erinnert noch die spätere Bezeichnung als „Landgericht zum alten Kunstat", dessen Sprengel die alten Zenten Burgkunstadt und Marktgraitz gehörten. (Hofmann, S. 92)

Fassen wir die vorangegangenen Darlegungen zusammen, so stellt sich uns die Pfarrkirche von Altenkunstadt als Urpfarrkirche mit einem Sprengel von etwa 800 qkm dar. Vor der Übergabe der Pfarrkirche 1336 an das Kloster Langheim war sie Würzburger Eigenkirche. Die Pfarrkirche von Altenkunstadt zu den 14 Slawenkirchen Karls des Großen zu zählen, ist nicht erweislich und unwahrscheinlich. Doch könnte sie eine „jüngere Slawenkirche" darstellen, die auf Initiative Bischofs Arn errichtet und

vielleicht von den Babenbergern, die sicher schon seit Anfang des 9. Jahrhunderts Grafen des Radenzgaus sind, ihre Ausstattung erhielt.

Der umfangreiche Urpfarrsprengel stellt sich als agrarischer Siedlungsverband der Karolingerzeit dar, der im 10. Jahrhundert zu einem Herrschaftsraum der Schweinfurter Markgrafen mit einer ottonischen Landesburg Burgkunstadt als Mittelpunkt ausgebaut wurde, durch den Sturz Heinrichs von Schweinfurt 1003 aber nicht voll zur Entfaltung kommen konnte. Der Umfang der bischöflich-bambergischen Ämter Burgkunstadt und Weismain und des Dompropsteiamtes Maineck/Mainroth deckt sich mit dem alten Pfarrsprengel. Auch hier gilt, wie schon in vielen Fällen nachgewiesen, die Gleichung: Urpfarrsprengel Altenkunstadt = Zent Woffendorf/Weismain und Burgkunstadt.

Wie alle alten Mutterpfarreien ist Altenkunstadt eine Send- und Zentpfarrei. Wohl 18 Tochterpfarreien sind im Laufe von fünf Jahrhunderten ausgegliedert worden, wobei die Pfarrkirche Isling selbst als Urpfarrei zu gelten hat. Gärtenroth, Leuchnitz/Arnstein, Buchau und Weismain waren Adelsgründungen des 12. Jahrhunderts, Küps und Obristfeld des 13. Jahrhunderts, Burkersdorf und Weißenbrunn wohl des 14. Jahrhunderts. Daß die Ausdehnung des Urpfarrsprengels auch die Richtung des Landesausbaus angibt, kann in diesem Zusammenhang nur angedeutet werden. Der Siedlungsvorstoß ging von den südlichen Seitentälern des Maines aus nach Süden in den Jura und nach Norden in Richtung Frankenwald.

Altenkunstadt war, durch die Lage auf erhöhtem südlichen Mainufer, am Eingang zum Tal der Weismain und des Islinger Baches, zu Füßen des in vor- und frühgeschichtlichen Zeitläuften benützten Ringwalls auf dem Kordigast, Muttersiedlung zur Burgsiedlung Burgkunstadt nördlich des Maines mit seiner großherrschaftlichen Landesburg des 10. und 11. Jahrhunderts, Sitz des alten Landgerichtes im Früh- und Hochmittelalter und Gerichtsstätte des nachmaligen Zentamtes Weismain, hervorgehoben, eine Siedlung, die durch Natur und Geschichte wie geschaffen war, eine bedeutsame Rolle zu spielen, wenn sie auch, durch herrschaftliche Zugehörigkeit bedingt, im späten Mittelalter von den jüngeren Siedlungen Weismain und Burgkunstadt wirtschaftlich überflügelt wurde, sich in den letzten Jahren aber anschickt, die alte Stellung im Raum um den Kordigast wie einst wieder zurückzugewinnen.

Die überlieferte Nachricht vom Jahre 1488 in der eingangs erwähnten Originalurkunde über die alte Pfarrei Altenkunstadt, das Zentgericht, die Hochgerichtsstätte, die Badstube und die Handwerkerschaft, die Altenkunstadt schon früh als eine nicht nur rein agrarische Siedlung ausweisen, trifft in vollem Umfange zu.

ANHANG

Die folgende topographische Übersicht ist in Anlehnung an A. Wendehorst (We) gestaltet. — Nach dem Ortsnamen und Patrozinium, in Klammern steht die Jahreszahl der 1. Erwähnung, folgen historische Angaben über Ort und Kirche.

Unter I): Älteste Nachrichten über Kirche und Geistliche, Steuerregisterangaben von 1421, 1430 (Hussitensteuer) und 1528.

Unter II): Patronatsverhältnisse.

Unter III): Sprengelumfang vor der Reformation, 1520 (nach dem Almosenverzeichnis des Karmelitenklosters zu Bamberg),
bei H. Weber, Bistum und Erzbistum Bamberg, S. 126—150,
in 56. B B. 1894, 1895.

Unter IV): Übergang zum Protestantismus.

Unter V): Angaben über Pfarrzehnte und Sendabgaben.

PFARRKIRCHE ALTENKUNSTADT

BMV. (ohne Beleg), Muttergottes: Steinfigur, Ende 14. Jh., des Wolfskeelmeisters; Petrus und Paulus (1688); Pfarrkirche ad Kilianem (1801) (Roppelt S. 352), Maria mater Jesu (1855), Kilian (1855) — Ortskirchweihfeier Sonntag nach Kiliani (1855).

Blitrud, eine Angehörige eines ostfränkischen Großgrundherrngeschlechtes gab im 1. Viertel des 9. Jh. Besitz in Altenkunstadt (villa Kunestat) an Kloster Fulda (J. Dronke: Trad. Fulda, 1844, c. 11, S. 54).

Alberat, Tochter des Herzogs Otto von Schwaben († 1081 (?) des letzten männlichen Sprosses der Markgrafen von Schweinfurt, hat in der 2. Hälfte des 11. Jh. v. Bischof v. Bbg. zu Lehen u. a. die loca: Cylen (= Marktzeuln), Cuonstat (TB 135).

1059 ist auf der Bamberger Synode Aepelin de Counstat zugegen. Er ist Fürsprecher des Würzburger Bischofs im Zehntstreit mit dem Bistum Bamberg (Reg. Bbg. S. 312).

1093 wird Adelbert als ehemaliger urbis comes von Chuonstat genannt (Reg. Bbg. S. 279, 313).

1248 und 1276 läßt sich schon Besitz des Kl. Langheim nachweisen.

I) Im Streit um den Besitz der Kirche Buchau auf der Synode 1192/93: Bischof Otto II. v. Bbg. bestätigt nach Beratung mit dem Bischof von Würzburg, in dessen parochia (= wohl Altenkunstadt) predicta ecclesia (= Buchau) sita est . . . (LII 553).

1288 O. et C., plebani in Kunstadt veteri et novo, Zeugen einer Urk. f. Schwarzach (Schweitzer S. 88).

1288 C. et H., plebani in Kunstat, Zeugen einer Urk. f. Döben (abg. b. Ebneth) (Schweitzer S. 95).

1298 Conradus Viceplebanus in Altenkunstadt, Zeuge einer Urk. f. Reuth b. Kirchlein (Schweitzer S. 95, 120).

1290 S., plebanus de Altenkunstadt, Zeuge einer Urk. f. Geutenreuth (Schweitzer S. 95).

1307 cum duabus areis sitis prope cimiterium (= Kirchhof) (Geldner S. 42).

1480 in A. ob der kirchen am berg (Geldner S. 42).

1333, Nov. 23 erlaubt Bischof Wolfram von Würzburg dem Würzburger Domherren Albert von Ebersberg als rector paroch. ecclesiarum A. u. Scheßlitz, Würzburger Patronats, die Pfarrstelle A. gegen die Pfarrstelle Heidenfeld b. Schweinfurt mit Eberhard v.Hohenberg, Bamberger Domherr, zu vertauschen.

1336, März 22 wurde der Tausch von 1333 durch die Bischöfe Otto v. Würzburg und Albrecht von Bamberg vollzogen.

1336, März 22 schenkt der Würzburger Bischof Otto dann Kl. Langheim das ius patronatus eccl. paroch. in A.

1339 sagt der Scholastiker Eberhard v. Hohenberg seine Rechte an der Pfarrei A. auf.

1348: decima antiqua huius ville (=Zeublitz) est parochie in altenkunstat (Höfler S. 90).

1372 entscheidet ein päpstlicher Richter über den Streit des Martin v. Tann, † Hertnit v. Berg und des Johann Wustefeld, providierte Pfarrer z. A., gegen Kl. Langheim und Pfarrer Hermann Gruzing als Verweser der Pfarrei A. (We S. 166).

1395, Februar 24 verleiht Papst Bonifaz IX. die durch den Tod des Pfarrers Wustefeld erledigte Pfarrei A. dem Bamberger Priester Otto Hemmerlein, Mai 24 dem Bamberger Domherrn Andreas v. Hornsberg.

1395, Jan. 10 inkorporiert Papst Bonifaz IX. dem Kl. Langheim neuerdings die Pfarreien Kulmbach und A., deren Einkommen nur 60 Mrk. Silber beträgt.

1396, Jan. 27 verzichtet Andreas v. Hornsberg, der mit bewappneter Hand in Bischof Albrechts Veste und Kirchhof zu Altenkunstadt eingefallen war und daraufhin festgesetzt wurde, auf seine Ansprüche auf die Pfarrei A.

1402, Nov. 17 bestätigt Bischof Albrecht die Inkorporation der Pfarrei A. und die Dotierung des vic. perpet. durch Anführung der Tochterkirchen der Pfarrei. (We S. 167)

1462: Dr. Theol. Hieronymus von Reitzenstein, 1474 Weihbischof, verzichtet 1500 auf die Pfarrei A. zu gunsten seines Vetters, des 17jährigen Maternus v. Reitzenstein. (Schlegler S. 33)

1515, Aug. 15 entsagt Mat. v. Reitzenstein, gegen 100 fl Pension von den Renten und Gülten des Kl. Langheim, unter Einwilligung des Bischofs Georg III. der Pfarrei A.

St. Reg. 1421 pleb. 13 fl, fehlt 1430 (We S. 176).

II) Patronat: Bischof v. Würzburg, seit 1336 Kl. Langheim.

III) 1349 Neuses b. Horb in der Pfarr A. (We S. 167)

1402: filiales ecclesie et capelle in villis Weyden, Motzidel et Lam (wohl Veitlahm) cum villis Wunkendorf, Newindorf et Goerein. (Schlegler S. 18)

1520: Wasendorf (= Woffendorf), Pfaffendorf, Burkheim, Tauschendorf, Spießberg, Zeublitz, Burgstall, Horb, Neuses, Weidnitz, Strößendorf, Theisau, Mainklein (wohl nur westlich des Zwistelbaches), Geutenreuth, Redwitz. (Weber S. 133)

1627: außerdem: Schammendorf, Krassach, Röhrig, Wolfsdorf, Thelitz (östlich der Straße), Zettlitz (östlich d. Straße), Obristfeld (luth), Redwitz (luth). (We S. 167)

1744 berichtet die Gemeinde A., daß zu ihrem Ort „bey 24 Dorfschafften gehörten" (StABk A 826/4).

1820 vor der Purifikation von 1820, April 4 (Schlegler S. 52):
Altenkunstadt, Theisau (seit 1855, April 9 zu Stadtpfarrei Burgkunstadt), Mainklein (diesseits des Zwistelbaches), Geutenreuth, Krassach (1520 b. Weismain), Schammendorf (1520 b. Weismain, nach 1820 zu Weismain), Woffendorf, Röhrig, Pfaffendorf, Tauschendorf, Burkheim, Spießberg, Thelitz (östlich der Straße nach Hochstadt), Wolfsloch (Ostteil des Ortes), Zettlitz (Nordteil des Ortes), Zeublitz, Burgstall, Trebitzmühle, Strößendorf, Weidnitz, Neuses a. M., Horb, Redwitz.
Von der Pfarrei abgetrennt wurden 1820, April 4: Redwitz, Mainklein, die pfarrlich geteilten Ortschaften: Thelitz, Zettlitz und Wolfsloch zur Pfarrei Isling; Geutenreuth, Schammendorf und Krassach zur Pfarrei Weismain; Zugang: Prügel und Baiersdorf von der Pfarrei Weismain.

1855: Die Pfarrei umfaßt mit dem Pfarrsitz 15 Ortschaften im Umfang von 3 Wegstunden, nämlich 13 Dörfer, 2 Weiler, 1 Einöde; 1 Kirche, 2 Kapellen, 3 Schulen, 1 Gottesacker, 1 Kaplanei, 1 Benefizium, 1555 Seelen. (Schlegler 54)

IV)

1515 wird der Conventual Euchar Dinkel als Pfarrer bestätigt; dieser wurde lutherisch und wandte sich 1534 nach Böhmen. An seiner Stelle präsentiert der Abt von Langheim den Mönch Johann Dippold als Pfarrer.

Frühmesse:

1490 gestiftet v. Martin v. Schaumberg (Schlegler 90)
unter Heinrich III., Bischof v. Bamberg,
1818 wieder in Wirkung gesetzt.
Das Präsentationsrecht Bischof Heinrich III., bis 1634 dem jeweiligen Amtmann v. Niesten, damals Günther de Brandenstein. 1452 Mai gibt Klaus von Schaumberg an Stelle der von seinem Bruder Andreas zu einer ewigen Frühmesse gestifteten 110 fl seinen Drittelzehnt zum Prühel. (We S. 167)
St.Reg. 1421 primiss. 1 fl, 1528 primiss. 3 fl.

V) Einkünfte des vicarius perpetuus 1335 (L III 669f):

1. Alle Opfer in der ganzen Pfarrei
2. Der Feldbau von 2 Pferden b. A. mit seinen Zehnten
3. Der Klein- und Viehzehnt in A. und der ganzen Pfarrei
4. Die Wiesen, die zur Kirche gehören, gelegen b. A.
5. Der ganze Heuzehnt in A.
6. Der ganze Zehnt in Woffendorf, der Zehnt in Wilhalmsreut, Modschidel, in Weiden, in Tauschendorf, soweit es zur Kirche A. gehört
7. Der Zehnt von den Äckern in der Leitten b. Kirchhof in A. gelegen, welche bebauen Gotz Gerhart, Heinrich Gerhart, Eberhard Schutz, Konrad Kempf, alle zu A.
8. Der Zehnt von 2 Äckern im unteren Teil des Dorfes A., die die genannten bebauen
9. Desgleichen 4 Scheffel Korn und 2 Scheffel Haber vom Großen Zehnt dort
10. Der ganze Geldzins, das Widemgelt, das zur Kirche gehört, daselbst und in der ganzen Pfarrei.

1348 Altzehnt von Zeublitz (Höfler S. 90); weitere Angaben zu den Altzehnten (s. Textteile).

* Strössendorf, Burgkapelle St. Katharina (1629) (We S. 167)

1180 verkauft Rudolf v. Windence 15 Äcker in Stresendorf. (TB S. 420)

1135, Juli 12 verkauft Gertrud v. Redwitz, Witwe Wolframs, 4 Lehen zu Strezendorf an Kl. Langheim.

1408, Mai 12 belehnt Bischof Albrecht Heinrich v. Schaumberg erblich mit der Behausung zu St. samt Zubehör, welches die Plantsch, Witwe des Wolfram Marschalk als freies Eigen zu Lehen aufgetragen und ihrem Schwager Heinrich v. Schaumberg vermacht hatte. (L IV S. 38)

1350 erhält Kl. Langheim v. Bischof Friedrich den Neubruchzehnt v. ville Stresendorff. (Geldner S. 46)

I) Die Kapelle vor 1405 v. Wolfram Marschalk v. Kunstat erbaut und gestiftet, auch Frühmesse

1405, Sept. 10 wird Kaplan erwähnt

1469, Mai 18 trägt Veit v. Schaumberg das halbe Schloß und das halbe Kirchenlehen zu St. dem Bischof Georg I. als Mannlehen auf

1774 Konrad Eschenbach, Kaplan, St.Reg. 1421 capellan in St. 1 fl

II) Marschalk v. Kunstat (Eigenkirche), Herrn v. Schaumberg als bischöfliches Lehen.

IV) 1552 Einkünfte der Frühmesse durch v. Schaumberg beschlagnahmt etwa 1561, Prädikant (luth) damit ausgestattet.

* Geutenreuth, Kapelle St. Erhard - Chorturm noch 12./13. Jh. (Breuer S. 55)
Kl. Langheim hat um 1390 9 ½ Lehen (Geldner S. 40)
Der ON weist auf Judith, Tochter des letzten Schweinfurters Otto. 1520 ecclesia (= Filialkirche).

* Pfaffendorf, Filialkirche St. Georg, Kapelle St. Lorenz (1518), gewöhnlich Kapelle z. Hl. Grab genannt

I) 1065 stirbt die Konversin Acela und gibt u. a. Pfaffendorf als Obleischenkung ans Domstift, wovon den Priestern am Altar SS Petri, Georgii und Gertrudis 1 Licht am hl. Grab und den Priestern 1 fl gereicht wird. (Reg. Bbg. S. 198)
Bildstock Notburga-Säule soll nach Schlegler (S. 79) mit 1313 bezeichnet sein; dargestellt darauf St. Georg und St. Laurentius. Die Bildsäule wurde der Pfarrvisitation von 1755 nach (Kirchenrechnung 1755/1756 PfA Alt.), wieder wie früher

vor die Kapelle über eine Quelle gestellt; daher der halbrunde Bogen, auf dem der Säulenschaft steht.
1725 wallte lt. Kirchenrechnung die Pfarrei Isling hierher.

TOCHTERPFARREIEN

① Arnstein, früher Leuchnitz, Pfarrkirche St. Nikolaus (1627) - Steinfigur des Wolfkeelmeisters um 1350 an der Kirchhofmauer. (We S. 165)
1082 Bischof Heinrich v. Trient stirbt; für seinen Jahrtag werden 4 Unzen aus Birkehe gereicht. (Reg. Bbg. S. 269)
Burg Arnstein, Sitz eines gleichnamigen edelfreien Geschlechtes seit 1118, für dessen Herkunft aus Mainfranken sprachliche Eigenheiten um Arnstein - Weiden sprechen, ist seit 1244 meranisch, 1248 truhendingisch und seit 1390 bischöflich bambergisch.
Das Halsgericht Arnstein wurde v. den Edelfreien v. Arnstein um 1230 erworben. Reisige Leute der v. Arnstein sind die Ziegenfeld, Köttel und Windisbach, vielleicht die Widene, 1122, 1127, 1128 genannt. (TB 434) Das Halsgericht Arnstein dürfte ein Ausschnitt aus der Zent Weismain sein. Das spätere Amt Arnstein wurde zur Pflege Scheßlitz geschlagen. In der Mitte des 12. Jh. taucht ein edelfreies Geschlecht von Louchinze auf, 1150, 1165 als nobiles genannt. (TB S. 279) E. v. Guttenberg vermutet Stammverwandtschaft mit den unterfränk. Bramberg.

I) Die älteste Herrschaftskapelle St. Moritz (1755/56) und Vorgängerin der abg. Pfarrkirche Leuchnitz muß den Edelfreien v. Leuchnitz zugeordnet werden; Holzfigur des Hl. Mauritius, bambergisch um 1520/30 (Breuer S. 52) jetzt in St. Wendelin-Kap. im benachbarten Eichig.
Nach Pfarrbericht von 1644: „Soll diese vordessen ein Pfarrkirchen gewesen sein" (We S. 165). Die Moritzkapelle stand im Burgstall Rauschenstein, jetzt Friedhof. (Breuer S. 28)
Wallfahrtskapelle St. Katharina b. Wallersberg, im Kern frühgotisch, 14. Jh.
1360, August 24 Schiedsspruch, daß die Grafen v. Truhendingen die Pfarrei Lewchicz auf Bitten des Ältesten v. Rawsch, der je ein Lehen Herre zu derselben Zeit ist, Ausleihen und die Lehensleute des v. Rawsch zu Arnstein und Leuchnitz usw. gleiches Recht mit den truhendingischen Leuten haben sollen. (L III S. 708)
St.Reg. 1421 pleb. in Leuchnitz 2 fl, 1430 Leuchnitz Anschlag 20 fl, 1529 Leuchnitz non taxat.

II) Grafen v. Truhendingen, seit 1360 Rauschner, seit 1390 Bischof.

III) 1520: Großziegenfeld, Bojendorf, Wallersberg, Weihersmühle; sicher auch Mosenberg 1520 als wüst bezeichnet, Birkich, wüst 1461.

* Rothmannsthal, Pfarrkirche BMV (1627), Chorturm 14. Jh., vermutet Burgstall b. Hs. Nr. 10 b (Breuer S. 160)

I) Wahrscheinlich v. Leuchnitz/Arnstein abgetrennt oder v. Ützing bzw. Isling. Nach mdl. Überlieferung soll eine Ministerialfamilie v. R. die erste Kirche um 1240 gebaut haben.
St. Reg. 1421 pleb. in Ramastal 1 fl, 1430 Rodmanstal Anschlag 15 fl, 1528 1 ½ fl.
Nach der mündlichen Überlieferung 1616 mit Arnstein vereinigt.

II) Inhaber des Patronats: Domoblei R. (We S. 166)

III) 1520: Mährenhüll und Eichig.

② Buchau, Pfarrkirche St. Michael (1183) (We S. 175)

I) 1137 erklärt Bischof Otto I. v. Bamberg, daß er Bucha, eine Hufe in Görau vom Grafen Reginboto v. Giech und Eckbert v. Sachsen gekauft habe; wahrscheinlich ehemals markgräfl. Schweinfurter Besitz. (TB S. 124)
Zugehörigkeit zu Zent und Amt Weismain, Verpflichtung zum Pfarrsend nach Altenkunstadt sprechen für Ausgliederung aus dem Urpfarrsprengel Altenkunstadt.
Kirche 1102/39 v. Gotebold v. Zitichendorf und v. Bischof Otto I. mit Tauf- und Begräbnisrecht ausgestattet. 1183 wird der v. Kl. Michelsberg erworbene Besitz an Ort und Kirche von den Nachkommen des Gotebold angefochten.
1192/93 wird das Besitzrecht des Klosters Michelsberg bestätigt.
1251 ist Kirchbucha unter den vom Papst Innozenz IV. dem Kl. Michelsberg bestätigten Gütern.
St. Reg. pleb. in Bucha 1 fl, 1330 Anschlag 20 fl, 1528 2 ½ fl.

II) Kl. Michelsberg.

III) 1520: Castrum B., Lopp, Wüstendorf, Pöhl, Neuenreuth.

IV) Durch v. Giech - Buchau 1598 protestantisch.

③ W e i s m a i n , Pfarrkirche St. Martin (1397), Jakob Major, Apost. (1619), Nebenparton St. Martin (Liber Annivers. v. 1619, PfA Weismain) (We S. 163)

1127 ist die Burg Niesten, nach der sich ein edelfreies Geschlecht nennt, in bischöflich-bambergischen Besitz. Zur Burg Niesten gehörte Weismain. Nach dem Tode des letzten Meraniers 1248 kommen Niesten und Weismain nach Ablösung des meranischen Dienstmannes Willebrand gegen eine Geldsumme von 250 Mrk und eines Leibgedinges 1255 wieder in den uneingeschränkten Besitz des Hochstiftes Bamberg.

1247 Zent Woffendorf/Weismain, 1255 Amt Weismain (TB S. 380)
1323/27 opidum Weizmewen.

I) Der Sprengel des Zentamtes W. umfaßt den Amt- und Halsgerichtssprengel Burgkunstadt und reicht nach Norden über Küps hinaus zum Kirchleuser Rain, nach Osten bis zum Zentbach, im Süden zur alten Straße Kulmbach — Bamberg und im Westen mit Einschluß Islings zum Main b. Marktzeuln — Redwitz — rodachaufwärts bis Au.

Auffallend ist die Durchbrechung des Pfarrsprengels Altenkunstadt durch den von Weismain. Er verdankt seine Enstehung der meranischen Forestis Weismain.
1247, Juni 23 Ricolf plebanus de W., Zeuge in einer zu Weismain ausgestellten Urkunde Herzogs Otto II. v. Meranien.
1397 Otto v. Rotenstein, Pfarrer und die Gotteshausmeister St. Merteins z. W. genannt.
1445 Kundschaft, daß von altersher der Pf. z. W. 2 Kapläne für den Sonntagsgottesdienst in den Kapellen zu Maineck und Motschenbach halten müssen.
St. Reg. 1421 pleb 6 fl, 1430 im Anschlag 80 fl, 1528 8 fl.

II) bis 1248/55 Meranier, dann Bischof von Bamberg.

III) 1520: Baiersdorf, Bernreuth, castrum Niesten, Wohnsig, Krassach, Frankenberg, Schammendorf, Erlach Maineck, Witzmannsberg, Friedrichsberg, Prügel, Motschenbach.

Krassach und Schammendorf erscheinen 1801 und vor 1820 bei Pfarrkirche Altenkunstadt; 1450 ist ein Hof im Schammendorf der Klosterpfarrei zu Altenkunstadt zehentbar (StA Bbg. Stdb. 4072 f 250 b),
Frühmesse: 1412 fruhmessefeld erwähnt
St. Reg 1421 primiss. 1 fl, 1430 Anschlag 25 fl, 1582 2 fl

II) Rat zu W.
Engelmesse:
I) gestiftet von der Bürgerschaft, 1516, Okt. 30 bestätigt von Bischof Georg III.
St. Reg. 2 fl
II) Rat zu W.
Spital vor der Stadt an der Krassach.

V) Bedeutende Zehntrechte lassen sich lt. Pfarrzinsbuch von 1575 und die Zehntbücher von 1600—1701 nachweisen: Maineck, das ganze Dorf Heu-, Wein-, Hanf- und Flachszehnt, leb. Zehnt — Prügel, Frankenberg b. Katschenreuth (Zehnthühner) — Ebneth (auch Zehnthuhn -) — Redwitz — Witzmannsberg — Niesten — Linsendorf (Wüstung b. Redwitz); Widemgüter zu Maineck, neben der Kirche gegen das Schloß gelegen, zu Motschenbach, bei der Kirche gelegen.

* G i e c h k r ö t t e n d o r f , Burgkap. BMV (1670)

I) 1369 Pfründe genannt
St. Reg. 1421 kapelanus in Krottendorf 1 fl, 1430 cap. in Cr. 30 fl (angeschlagen)
1528 Kr. 1 ½ fl
II) v. Giech zu Kröttendorf.

* M a i n e c k , Kuratiekirche, Allerheiligen (1755),
romanische Apsis aus dem 12. Jh.; ON um 1390 Newenkirchen (Westteil des heutigen Ortes); Meyneck (= Burg mit Zubehör); 1323 von Albrecht Förtsch dem J. neu erbaut und dem Bischof Johann zu Lehen aufgetragen.
1333, April 23 kauft Dompropst Leupold die Burg Mewnekk mit Zubehör für die Dompropstei.
1455 seit alters von einem Kaplan der Pfarrei zu Weismain versehen,
1801 „im Ort ist eine Kirche ad Oo Sanctos, welche ehemals die Heiden sollen erbaut und innen gehabt haben, ist Filiale v. Weismain". (Roppelt S. 347)
II) Patronatsrecht hat die Witwe des Johann Förtsch, Ritter; sie schenkt es an Bamberg 1346.

* M o t s c h e n b a c h , Kap. St. Maternus - Chorturm, Untergeschoß 13. Jh., Friedhofsbefestigung mit hohen Warttürmen noch 1784. (Breuer S. 141)

1445 seit alters von einem Kaplan der Pf. zu Weismain versehen
1575 ecclesia Modschenbach, Synodus in M. celebratur singulis annis feste sancti Andreas eodem die. (Zinsbuch 1575 PfA W.)
1575 das Sendgeldt daselbst trägt 2 Pfd., gibt ein jeglicher 3 d (ebda).
1809 eigene Pfarrei.

④ Isling, Pfk. Johann Bapt. (1331) (We S. 162) - Chorturmkirche, um 1300 (Breuer S. 61)

I) 1182 erlaubt B. Reginhard v. Würzburg dem Markgrafen Berthold v. Istrien die vormals zur Würzb. Pfarrkirche Hiselingen gehörigen Zehnten des Herrschaftsgutes (villa) Hohestat (Hochstadt a. M.), bischöfl. Lehen, an Kl. Langheim zu vertauschen.
1295 schenkt Bischof Manegold v. Würzburg das verödete Dorf Rode an Kl. Langheim. Isling ist somit vorbambergische Würzburger Eigenkirche
1314, Febr. 11 inkorporiert B. Wulfing v. Bbg. dem Kl. Langheim die Pfk. Isling, deren Collationsrecht ihm und seiner Kirche von alters zustand, auf Todesfall des Pf. (rector legitimus) Konrad v. Wunkendorf.
1380 Kirchhof erwähnt.
St. Reg. 1421 pleb. 5 fl, 1430 Anschlag 40 fl, 1528 3 fl.
II) Bischof v. Würzburg, dann B. v. Bamberg, seit 1341 Kl. Langheim
III) 1520: Kaspauer, Siedamsdorf, Altendorf, Köttel, Mönchkröttendorf, Roth, Obersdorf, Thelitz, Anger, Reuth, Wolfsloch (1627 b. Altenkunstadt), Hochstadt a. M., Mühle a. M., Trieb, Lahm.
1624 weder Filialkirchen noch Kapellen angegeben
Hochstadt besitzt eine Klosterkapelle schon seit dem 14. Jh. (Breuer S. 59)
vor 1820 sind Thelitz, Wolfsloch, Zettlitz geteilt mit der Pfarrei Altenkunstadt, was auf jüngere Pfarrsprengelbildung (13. Jh.!) unter Angleichung an die Grenze des bischöflichen Amtes Lichtenfels und Weismain hindeutet. Isling gehört zur Zent und dem Amt Weismain; der größte Teil der Pfarrei liegt im Amt Lichtenfels.
Kapelle zum Hl. Kreuz, 1745 errichtet. (Breuer S. 64)

⑤ Modschiedel, Pfk. Petrus und Paulus (1628) u. Joh. Bapt. (We S. 168)

I) Die Kapelle stand schon 1344 (Abtswappen in der Kirche), 1494—1508 Neubau der Wehrkirche

1382, Aug. 30 durch B. Lamprecht v. Bbg. auf Bitten d. Kl. Langheim als selbständige Pfk. mit Filialkap. in Weiden und den Dörfern Wunkendorf, Neudorf, Görau von Altenkunstadt abgetrennt; Schlegler (S. 13) spricht von Abtrennung von Altenkunstadt durch den jungen Albert Förtsch v. Thurnau.
1382, Sept. 3 Konrad gen. Greuzzing als Pf. investiert.
St. Reg. 1421 pleb 1 fl, 1430 Anschlag 20 fl, 1528 1 ½ fl.
II) Kl. Langheim
III) 1520: Wunkendorf, Neudorf, Görau, Seubersdorf, Feulersdorf, Fesselsdorf, Kaltenhausen, Weiden.
IV) Von ca. 1555—1574 durch die Langheimer Äbte(!) lutherische Pfarrer eingesetzt. 1574 bitten die Einwohner v. M., Weiden, Neudorf, Wunkendorf, Görau und Seubersdorf mehrere Adelige unter Berufung auf den Augsburger Religionsfrieden mit Verwendung beim Bischof, da Abt Magnus wieder einen kath. Pfarrer einsetzen wolle; der Bischof lehnt auf Grund seiner Obrigkeit und seiner Investitur und Rechtes ab. (We S. 169) 1598 verpflichtet sich der Abt v. Langheim, M. wieder mit einem Konventangehörigen zu besetzen.

* Weiden, Kap. St. Andreas (1706); spätgotische Andreasstatue, Chorturm romanisch, Wehrkirche — Ministerialen de Widene,
1382 von Altenkunstadt zur neuerrichteten Pfarrei Modschiedel.

* Neudorf, Kap. Joh. Bapt. — Wallfahrtskirche St. Clemens,
1382 noch ohne Kirche, 1520 ecclesia (= Filialkirche).

⑥ Burgkunstadt, Pfk. Heinrich und Kunigunde (1624) (We S. 169), frühgotische Kirche 1782 abgerissen.

Schweinfurter Landesburg (urbs Chuonstat) 10. Jh., 1059 Aepelin v. Cuonstat, 1096 Adelbert, urbis comes; 1059/64 Schenkung des castrum Chunstat von den Domherren Hermann und Dietrich, Grafen von Formbach(!), an Bamberg.
1096 Ministeriale Arnolt, Sohn des Wicker v. Langheim; seine Nachfolger nennen sich seit 1116 v. Kunstat, später Marschalk v. Kunstat, von Ebneth, v. Redwitz; Sitz des Amtes Kunstat, Halsgerichtssprengel (Zent); 1323/27 oppidum u. castrum.
I) Kunigunden-Patrozinium verweist auf Gründung der Kirche nach 1200 (Heiligsprechung 1200, April 3), wahrscheinlich um 1250

1288 O. et C. plebani in Kunstat veteri et novo
1308, Juli 29 belehnt Bischof Wulfing die v. Redwitz mit den Neubruchzehnten in Burchkunstat.
1412 Kirchhof genannt
St. Reg. 1421 pleb 4 fl, 1430 Anschlag 40 fl, 1528 4 fl.

II) Bischof v. Bamberg.

III) 1520 ohne eingepfarrte Orte
1624: außer der Stadt 2 Höfe und der Bauer auf dem Ebnetherberg (heute Paffegetten oder Meuselsberg)

Vikarien und Kapellen:

Frühmesse am Kreuzaltar

I) gestiftet v. magister fabricae und einigen Bürgern
1416 von Bischof Albrecht bestätigt, 5 Messen wöchentlich
St. Reg. 1421 primiss. 1 fl, 1430 Anschlag 25 fl, dedit 1 fl, 1528 1 fl 1 ort.

II) Patronat: Bischof.

Engelmesse am Altar BMV.

I) gestiftet 1510, April 4 von den 4 Brüdern und Vettern Marschalk zu Ebneth und Wildenberg zusammen mit der Gemeinde, von Bischof Georg am gleichen Tage bestätigt; fehlt im St. Reg. 1528.

II) Ältester Marschalk von Ebneth, Nomination: Rat zu Burgk.
Kapelle „in der Clausen" vor der Stadt, BMV (1417)
1417 Klausner genannt, „der da die Clausen zu u. lb. Frau kap. wartet".
1430 übereignet Bischof Friedrich der Kapelle 2/3 des Feldzehnten um den Prügel.
1472 Mittelmesse in der Kap. gestiftet vom Rat der Stadt; 1455 v. B. Anton bestätigt; 1518 neuerdings v. Bischof Georg III.
St. Reg. 1421 capellanus cap. extra muros 1 fl, 1528 1 ½ fl 1 ort.

III) Rat zu Burgk.
Die Klausenkapelle ist möglicherweise eine reformbenediktinische Klause des 11./12. Jh. wie die profan. Marienkapelle zu
Ludwigsstadt als Ableger des Kl. Saalfeld (Breuer, Kron. S. 187f)
St. Matthäus-Kapelle abgegangen. (L IV S. 328)
St. Margareten-Kapelle abgegangen, wohl auf der Burg. (Breuer S. 40)

⑦ Redwitz, Burgkapelle (?) (We S. 170)

I) 1358 bestätigt Abt Heinrich v. Langheim die Begabung der Burgkap. zu Redwitz durch die Gebr. Marschalk.
1401 resigniert Vikar Heinrich Loelein die Frühmesse in der Kap. zu R. an Adam Marschalk und seine Erben.
1519 Der Schloßgeistliche Gg. Gotshammer, Konventual des Kl. Langheim, darf ohne Bewilligung des Pf. v. Altenkunstadt nicht öffentlich Messe lesen, taufen, trauen u. beerdigen.
St. Reg. 1421 primiss. 1 fl, 1430 capellan Anschlag 20 fl, 1528 capellan non taxtat.

II) von Redwitz
1519 Schiedsspruch des Abtes v. Langheim u. a., daß der älteste Marschalk Collator der Vikarie in der von den Marschalk gestift. Kap. z. R. sein solle, mit Zustimmung des Pf. v. Altenkunstadt.

IV) um 1583 protest. Prediger.

⑧ Obristfeld, Pfk. Nikolaus (1644) (We S. 170)

Seit 1096 Ministerialen v. Oberstenfeld, stammverwandt nach E. v. Guttenberg mit den v. Kunstat; ihr Ansitz wohl über Neuses a. M. gelegen.

I) O. muß der Lage nach zwischen Redwitz und Burgkunstadt ursprünglich zur Pf. Altenk. gehört haben.
1290 O. plebanus in Oberstenfeld
1313, Aug. 21 Gütertausch zwischen Kl. Langheim u. dem plebanus zu Obersteneelt u. a. Zehnten der eccl. paroch. in O. betreffend, mit Zustimmung der Brüder v. Redwitz, Patrone der Kirche.
St. Reg. 1421 1 fl, 1430 Obersteinfeld Anschlag 30 fl, 1528 2 ½ fl.

II) Ältest. v. Redwitz.

III) 1520: ohne eingepfarrte Orte.

IV) 1537: durch v. Redwitz protestantisch.

⑨ Burkersdorf, Pfk. Turm 13. Jh. (Breuer S. 48) (We S. 171)

Um 800 (?) Ebenede (= Ebneth) unter den praedia ministrorum (Dronke, Fuld. Trad. c. 11, S. 54); an Altstraße aus dem Grabfeld nach Böhmen.

I) 1154, Jan. 5 übereignet B. Gebhard v. Würzburg dem Kl. Langheim den Zehnt auf der Ödung B. (L II 464); daraus kann Zugehörigkeit v. B. zur Würzburger Altpfarrei Altenkunstadt geschlossen werden. Das Dorf B. gehört 1334 des Kl. St. Theodor in Bbg.
1487 nimmt Klaus v. Redwitz das neuerdings an Kl. St. Theodor verkaufte B vom Kloster zu Lehen.
1350 schenkt Ritter Friedrich Marschalk zu Stressendorf den Zehnt zu Allersdorf (abgeg. bei Hainweiher) der Pf. B.
St. Reg. 421 pleb in B. 1 fl, 1430 Burghartstorf Anschlag 25 fl, fehlt 1528.

II) Kloster St. Theodor Bbg., Nomination: Rat zu Kronach.

III) 1520: Ebneth, castrum, Hummenberg, Unterlangenstadt;
1631 noch Mönchsfeld (abgeg.) und Emmersheim genannt (Emmershof).

IV) 1558 protest. wohl durch v. Redwitz.

V) Würzburger Altzehnt, Emmersheim (1317) (Kirchenzehnt, Anlage I S. 106)

* Ebneth, Schloßkapelle, erbaut Ende 16. Jh. (Breuer S. 51)

⑩ Kirchlein, Pfk. Maria Magdalena (1477) (We S. 171)

I) 1334 trägt Joh. v. Redwitz einen Hof in Kirchlein bei Kunstat dem Bischof zu Lehen auf; — damals schon Kirche vorhanden.
1341, 1350 Priester Albrecht Zollner zu Gleindt
1477 Kirchglein in der Pfarr zu Altenkunstadt
1477, Dez. 10 durch B. Philipp als selbständige Pfarrk. v. Altenk. getrennt; jährlicher Pfarrsend in Altenk., Filialprozess. in letania maiori
1752, Juli 18 zum 2. Mal v. Altenkunstadt getrennt.

II) Kloster Langheim.

III) 1477: Heinzendorf, Reuth; 1520: ebenso.

IV) Im 16. Jh. mit den Langh. Pfarrk. vorübergehend protest.

⑪ Gärtenroth, Pfk. BMV, Petrus u. Paulus (1108)

I) 1108, Aug. 6 weiht B. Otto I. die von dem Priester Walraban (Edelfreier) auf seinem Teil des praedium Gerendenrode erbaute Kirche u. überweist ihr die

Zehntrechte von Ebersriut (abgeg.), Hartmannsriut (abgeg.), Witose (= Weides/Hain) und Willenberge (wohl Unterwildenberg) (TB 279f)
1108 Walraban, Domherr in Bbg., Bischof in Zeitz stiftete zu seinem Todestag, 12. April, 4 Unzen Gold v. einem predium Buckendorf iuxta Steinfeld (7 B.B. S. 153)

II) Kl. Michelsberg.

III) 1520: statt der erwähnten Zehntorte nur mehr Wildenroth erwähnt.

IV) Seit etwa 1577, dauernd seit 1596 durch den Hauptgrundherrn des ritterschaftlichen Ortes, H. v. Redwitz - Wildenroth, protest.

V) Würzburger Altzehnt 1348 zu Hain; Würzburger Besitz 1302 zu Weides. (Lor. S. 241)

* Wildenroth, Burgkapelle (?). Burg der H. v. Redwitz-Wildenroth.

I) 1476 Heinrich Prentlein, 1497 Stephan Brand, Kapläne
St. Reg. capellan in W. 1 fl, fehlt 1430 und 1528.

II) v. Redwitz-Wildenroth.
Barbara-Kapelle b. Gärtenroth (abgeg.).

⑫ Mainroth, Pfk. St. Michael (1596) (We S. 172)

Das um 800 (?) unter den predia ministrorum genannte Gerode ist wohl auf Mainroth zu beziehen. (Dronke, Trad. Fuld. c. 11 S. 54)
Bischof Otto I. (1102—39) erwarb um 1120 von Konrad, dem Bruder Herzogs Berchtold v. Zähringen für das Domstift Bbg. das allodium apud Rotha. Curia dominicalis Rote, Rothe (Rotaha S. 70), Herrschaftshof einer Villikation, später ndl. Teil des Dompropsteiamtes Maineck; letzteres 1333 durch Dompropst Leupold erworben.

I) Die Kirche vermutlich Gründung des Domstiftes Bamberg, der Umfang der Villikation deckt sich sich genau mit dem späteren Pfarrsprengel Mainroth. Trennung von Altenkunstadt wahrscheinlich; die pfarrliche Teilung von Mainklein spricht ebenfalls dafür.
1308 Otto, Pfarrer zum Roth, Sohn des Ritters Albrecht Förtsch v. Thurnau.

II) Dompropst Bamberg.

III) 1520: Danndorf, Schimmendorf, Rothwind
1640: ebenso) wenig Personen, alle edelmännisch, keiner katholisch

1695: Mainrod, das ganze Dorf; Rotwind, das ganze Dorf; Mainklein, was über dem Bach gen Mainroth liegt; Ortsberg (abgeg.) — Danndorf, der Panzershof, Ammonshof, Schmidshof, Weltzenhof; der Panzershof, welchen der v. Kindsberg-Danndorf besetzet und ein adliges Haus darauf gebaut hat. (STA Bbg. Stdb. 3155 fol 93)

IV) Durch v. Künsberg - Wernstein mit Ausnahme des Pfarrortes im 16. Jh. protest., Auch Eben u. Schwarzen Holz von der adligen Herrschaft Künsberg - Wernstein dem Katholizismus entzogen.
Dompropstei-Höfe lassen sich auch in Schwarzach nachweisen. Die Besitzer waren Schöffen am „Gericht zu Rode".

⑬ Schwarzach, Pfk. St. Barbara (1539) (We S. 172f)

I) Die Kirche muß schon 1290 bestanden haben, da die Filialkirche Veitlahm genannt ist.
1374 plebanus de Swartza
1376, Dez. 20 beauftragt der Archidiakon den Pf. in Rode (Mainroth), den Pf. Johann, gen. Kempf, in die erledigte Pf. Sch. einzuführen. Hieraus wird auf Mainroth als Mutterkirche geschlossen werden dürfen; der Patronat spricht für Kl. Langheim als Gründer. Die Kirche liegt noch auf bambergischem Gebiete, am Zentbach, der späteren Grenze gegen die Markgrafschaft Kulmbach. Pfarrei Altenkunstadt besitzt 1335 den Zehnt von Wilmersreuth.
1402 wird Veitlahm als Filialkirche oder Kapelle v. Altenkunstadt genannt.
St. Reg. 1421 pleb 1 fl, 1430 Anschlag 30 fl, fehlt 1528.

II) Kloster Langheim 1418, Sept. 3 entscheidet Burggraf Joh. III. v. Nbg., daß Kl. Langheim die umstrittene Lehenschaft der Pf. Schw. behalten, die v. Künsberg (zu Wernstein) jedoch ein Nominationsrecht haben sollen.

III) 1520: Willmerseuth, Wolpersreuth.

IV) Seit etwa 1539 durch den Einfluß der v. Künsberg-Wernstein protest.

V) Würzburger Altzehnt zu Wolpersreuth 1348. (Höfler S. 83)

* Wilmersreuth, Kap., spätromanische Chorturmkirche

1539 protest. mit Schwarzach
1567 Pf. Schwarzach

1740 Kap. nach Schwarzach gehörig „soll die älteste Kirche im Lande sein, weiln noch heidnische Götzen an der Wand". (Guttenberg, Ku, S. 180)

* Veitlahm, Pfk. St. Vitus (1439) — Kirchhofbefestigung spätmittelalterlich

I) 1290 Henricus de Kyrlam, also schon Kirche vorhanden.
1376, Juni 2 dotiert Heinrich v. Künsberg die Kap. zu Lahm mit Bewilligung des Kl. Langheim als Pfk.
1377, Juni 10 investiert WB. Joh. den ersten Pf. Hans Schneider zu Lahm.
1402 Lam unter den filiales ecclesie et capelle, neben Weiden u. Modschiedel erwähnt. Als Lahm kommt Lahm b. Isling nicht in Frage, keine Kapelle.
1439 Schenkung des Friedrich v. Künsberg an die Kirche des hl. Veit und den Pf. Hans Schneider zu Lahm.
St. Reg. 1421 pleb in Lome 1 fl, 1430 Lam Anschlag 25 fl, fehlt 1528.

II) Kl. Langheim.

III) 1376 (Pfarrgründung): Höfstätten, Altenreuth, Wernstein;
1520 außerdem Rosengrund.

IV) Wohl schon 1528 mit der Markgrafschaft protest. durch v. Künsberg.

* Wernstein, Burgkapelle; 1461 erwähnt, im Dreißigjähr. Krieg zerstört

I) 1376 bei Gründung der Pf. Veitlahm wird der Pf. verpflichtet 1—2 Messen wöchentlich in W. zu lesen.
1461 Vikarie von den v. Künsberg gestiftet; 4 Messen wöchentlich, oder 2 zu W. und 2 zu Schmeilsdorf.

II) Ältester v. Künsberg.

IV) 1528 durch v. Künsberg mit der Markgrafschaft protest.
Schmeilsdorf, Burgkapelle (?)

⑭ Küps, Pfk. St. Jakobus der Ält. (1533) (We S. 221)

1151 Wolfram v. Chubece, Ministeriale d. Grafen v. Henneberg (L II S. 401)
1248 Lupold v. Cupce, Ministeriale d. Herzog Otto III. v. Meranien (L II S. 697)
1303 Lupold v. Cupce, Zeuge in Urk. f. Kl. Langheim (L II S. 834)
1359 Hermanus de Kuepz (Breuer, Kron 171); Besitznachfolger die H. v. Redwitz-Küps, 1350 Dietrich v. Redwitz.

I) 1251, Juli S. decanus (Landdekan), plebanus de Kubc; als fundatores ecclesiae werden die nobiles de progenie Kueps, Hermann, Ritter, und sein Sohn Joh. Anno 1302 gen. (Pöhlmann 77 aus Pfarrlehenbuch S. 1). Die Jahreszahl ist unrichtig!
A. Wendehorst vermutet Kronach als Mutterkirche wegen der Lage des Ortes. Küps gehörte immer zum Amt und der Zent Weismain; Zentgrenze ndl. Küps b. Meschbach (abgeg.)
St. Reg. 1421 pleb 1 fl, 1430 Anschlag 30 fl, 1528 3 fl.

II) v. Redwitz als Rechtsnachfolger der v. Küps.
1393 v. Redwitz tragen den Kirchensatz zu Lehen v. B. zu Bbg.; der von ihnen eingesetzte Pf. soll v. Bischof bestätigt werden.

III) 1520: Oberlangenstadt, Nagel, Tüschnitz, Au, Hummendorf.

IV) Seit etwa 1555 durch v. Redwitz-Küps protest.

⑮ Weißenbrunn, Pfk. Hl. Dreifaltigkeit (We S. 222)

Um 1150 Gottfriedus de Wirziburg, Vogt des Kl. Michelsberg über predium Slerit (Schleyreuth/Weißenbrunn). (TB S. 225)
Ende 12. Jh. Priester Lutold stiftet an Domoblei nach Urbar von 1461 3 Lehen und 1 Mühle in W.

1337 Albrecht v. Oberndorf als redwitzischer Dienstmann besitzt den Burgstall zu Oberndorf (Ortsteil v. Weißenbrunn)

1416 Dietrich v. Haßlach trägt den Burgstall W. dem Hochstift Bamberg zu Lehen auf, 1425 im Besitz des Heinz v. Redwitz

1586 Ansitz der Marschalk zu Wildenberg.

I) 1348 cimiterium; 1350 Dietrich Pf. v. W., Zeuge einer Urk. Dietrichs v. Redwitz

1532, Febr. 23 Bischof Weigands Vertrag mit den v. Redwitz und Marschalk zu Wildenberg: Getötete zu W. sollen in Pf. zu W. begraben werden. (L IV S. 767)

St. Reg. 1421 1 Fl, 1430 Anschlag 30 fl, dedit 2 fl, 1529 1 ½ fl.

II) v. Redwitz beansprucht, dann Bischof v. Bbg.

III) 1520: Castrum W., Grün, Schlottermühle, Wildenberg, Eichenbühl, Tiefenklein, Hain, Weides, Reut, Obendorf

1596 Eichenbühl, Hain, Weides, Tiefenklein sind dem Amte Weismain gerichtsbar

1348 zum bischöflichen-bbg. Amt Wildenberg gehört: Weizzenbrunne, castr. Wildenberg, Grün. (Höfler S. 122f)

IV) Seit etwa 1557 prot.

V) Würzburger Altzehnt zu Hain/Wildenberg 1348 (Höfler S. 126)
1302, Aug. 23; B. Manegold v. Würzburg überträgt den ihm vom Theoderich v. Kunstat resignierten wüsten Ort Witoese dem Kl. Langheim. (Lor. S. 241)

Der Würzburger Altzehnt liegt im Bereich der Urpfarrei Altenkunstadt. Der Sprengel der Pfarrei Weißenbrunn umfaßt das Amt Wildenberg und zum Amt Weismain gerichtsbare Orte, Abtrennung von der Pfarrkirche Altenkunstadt anzunehmen.

* Hain, Kapelle in Weides, hl. Dreifaltigkeit

1258 Graf Otto von Orlamünde überträgt dem Kloster Sonnefeld den an Heinrich von Sonneberg verliehenen Zehent zum Hain (Lor. S. 192)

1330 tauscht Wölflein v. Bunzendorf v. Kl. Langheim den Hof in Hayn ein (Geldner S. 35)

1348 medietas Decime in hayn sub monte Wildenberch . . . est Kuno Punzendorfer (Höfler S. 126)

1378 trägt Heinrich v. Redwitz zu Redwitz die Veste Hain dem Burggrafen zu Nbg. zu Lehen auf

1395 Turmhügel in Händen der v. Künsberg.

⑯ Kirchleus, Pfk. BMV (1532) (We S. 214)

1148/51 vertauscht Kl. Banz einen Hof in Liubisse an Gundeloh, Ministeriale des Grafen Berchtold v. Plassenberg.

1151 verkaufen der Burggraf Poppo v. Würzburg, seine Gattin Irmgard und sein Bruder Pertholf v. Henninberg das Allod, Burg Nordeck und Stadtsteinach. K. gehörte ursprünglich wohl zur Zent Stadtsteinach, seit 1524 zum markgräflichen Amt Kulmbach. Bischof Weigand tritt 1524 dem Markgrafen das Hohe Gericht zu Kerleuß ab. (Guttenberg, Ku S. 79)

I) 1528 Burg der Henlein v. Plassenberg, markgräfl. Lehen; die Henlein erscheinen

in K. schon 1357 als Lehensherren der Pf. Leubs, auch Pf. Heinrich genannt. (Guttenberg, Ku S. 79)
St. Reg. 1421 pleb in Kerleuß 3 fl, 1431 Anschlag Kyrlews 45 fl, 1528 Kerleus non taxat.

II) Henlein, 1398 Kirchensatz nachweislich burggräfl. Lehen, wohl aufgetragen, da die Burggrafen kaum eine Kirche außerhalb ihrer Herrschaft gründeten.

III) 1520: Lösau, Eschbach, Gössersdorf, im Rutzkau (Ruksmühle), Welzmühle, Ober- und Unterdornlach.

IV) 1528 mit der Markgrafschaft protestantisch.
Frühere Zugehörigkeit zur Pfarrkirche Altenkunstadt ist auf Grund der Sendzugehörigkeit 1596 wahrscheinlich; Schlund berichtet über die Prozession am 3. Bittag nach Altenkunstadt, was auch für ehemalige Zugehörigkeit zur Pfarrkirche Altenkunstadt spricht. (Schlund S. 102)

* Gössersdorf, Filialkirche St. Egidius

I) 1398 anhangende Kapelle
St. Reg. non taxat

II) Henlein.

Benütztes Schrifttum und Abkürzungen

B. B.	Berichte über Bestand u. Wirken des Hist. Vereins Bbg., 1834ff
Breuer	T. Breuer, Bayer. Kunstdenkmale XVI, Landkreis Lichtenfels, 1962, München
Breuer Kron	Tr. Breuer, Bayer. Kunstdenkmale XIV, Landkreis Kronach, 1964, München
Deinhard	W. Deinhard, Frühmittelalterl. Kirchenpatrozinien in Franken, 1933, Nürnberg
E. Schwarz	Ernst Schwarz, Sprache u. Siedlung in Nordbayern, Erlanger Beiträge zur Sprachwissenschaft Bd. IV, 1960, Nürnberg
Geldner	Ferd. Geldner, Das älteste Urbar des Cisterziensterklosers Langheim (um 1390), 1952, Lichtenfels
Guttenberg Ku	E. v. Guttenberg, Hist. Ortsnamenbuch Kulmbach, 1952, München
Höfler	C. Höfler, Friedrich's v. Hohenlohe, Bischof's v. Bamberg Rechtsbruch (1348), 1852, Bamberg
Hofmann	M. Hofmann, Außenbehörden d. Hochstifts Bamberg . . ., JffL 3, 1937
Kirchenzehnt	E. v. Guttenberg, Kirchenzehnten als Siedlungszeugnisse im oberen Maingebiet, JffL Bd. 6/7, 1941
L	Joh. Looshorn, Geschichte des Bistums Bamberg, Bd. I—VII, 1886ff, München
Lor	W. Lorenz, Campis Solis, Schrift. z. fränk. Landesforsch., histor. R 6, 1955, Kallmünz
Metz	W. Metz, Das Problem der Babenberger in landesgeschichtl. Sicht, in Blätter f. Deutsche Landesgeschichte, 99 Jhg., 1963
Pöhlmann	H. Pöhlmann, Geschichte des Marktfleckens Küps vorm Frankenwald, 1909, Lichtenfels
Reg. Bbg.	E. v. Guttenberg, Die Regesten der Bischöfe u. d. Domkapitels v. Bbg., 1932, Würzburg, zitiert nach S.
Roppelt	J. B. Roppelt, Histor. topograph. Beschreibg. d. kaiserl. Hochstiftes u. Fürstentums Bbg., 1801, Nürnberg
Rotaha	E. v. Guttenberg, Rotaha, Exkurs in Heinold-Fichtner, Die Bambg. Oberämter Kronach u. Teuschnitz, 1951
Schlegler	Gg. Michael Schlegler, Beschreibung der Pfarrei Altenkunstadt, 1855, handschriftlich im PfA Altenkunstadt
Schlund	Joh. Schlund, Besiedlung u. Christianisierung Oberfrankens, 1931, Bamberg
Schweitzer	Schweitzer, Copialbuch d. Cisterz. Abtei Langheim in 22. B.B., 1858/59
We	A. Wendehorst, Germania Sacra, Bistum Bamberg, Bd. I, 2. Teil, 1966, Berlin
We Würz	A. Wendehorst, Germania Sacra, Bistum Würzburg, Teil 1, 1962, Berlin
Weber	H. Weber, Bistum u. Erzbistum Bamberg, in 56. B.B., 1894, 1895, Filialkirche

Richard Lenker, Kulmbach:

DER BURGSTALL IN MANGERSREUTH, ORTSTEIL DER STADT KULMBACH

Von dem Burgstall in Mangersreuth, also von dem Platz einer abgegangenen Wehranlage in diesem Dorf war bisher nichts bekannt. Durch einen Vermerk im Plassenburg-Landbuch von 1398 wurde die Aufmerksamkeit des Verfassers auf diesen Hinweis gelenkt, und er versuchte zusammenzutragen, was in irgendeiner Beziehung zu der ehemaligen Burg in Mangersreuth steht.

„Die herschaft hat da ein purckstall" [1]), so berichtet schlicht und sachlich der burggräfliche Schreiber des Landbuches von 1398 anläßlich einer Aufstellung der herrschaftlichen Rechte und Einkünfte im Dorfe Mangersreuth.

Im allgemeinen Sinne bedeutet die Bezeichnung Burgstall eine frühe mittelalterliche Befestigungsanlage, von der meist nur noch Erdwerke, Wall und Graben vorhanden sind [2]). Der auf drei Seiten abfallende Bergsporn, gebildet aus den Plan-Nr. 3/4 und 5 und inmitten der Ortschaft Mangersreuth liegend, bietet sich geradezu augenfällig als die vermutliche Stelle des wüsten Burgstalles an. Das Wohnhaus am Magister-Goldner-Platz 3 (Plan-Nr. 4) wurde auf dem Kernhügel einer Turmhügelanlage errichtet. Wall und Graben heben sich deutlich sichtbar im Gelände ab. Der am Ende des 15. Jahrhunderts begonnene Erweiterungsbau [3]) der weitberühmten Wallfahrtskapelle „Zu Unserer Lieben Frau" und die Errichtung des Pfarr- und Schulhauses im Jahre 1736 [4]) haben zu einer Geländeveränderung beigetragen. Bei diesen Baumaßnahmen wurde das südliche und westliche Wallteilstück angeschnitten und eingeebnet.

Sicher hatte diese Turmhügelanlage die vordringliche Aufgabe, die Altstraße zu sichern, die am westlichen Dorfrand, etwa 200 m vom ehemaligen Burgstall entfernt, in NS-Richtung vorbeiführt. Bei dieser aus der Oberpfalz kommenden Straße handelt es sich höchstwahrscheinlich um diejenige Wegeverbindung, die König Heinrich II. bei seinem erfolgreichen Feldzug 1003 gegen den Markgrafen von Schweinfurt von Ammerthal nach Kronach benützte [5]). Im ehemaligen Mangersreuther Gemeindebezirk wird die Straße durch Flurnamen bezeugt, wie „an der Straße", „Straßenacker" und „Straßwiese" (Plan-Nr. 193—201 und 208—212). Noch 1727 standen nahe der Altstraße Kreuzsteine oder auch Steinkreuze. „1 ½ Tagwerk Feld bei den Kreuzen im Baum-

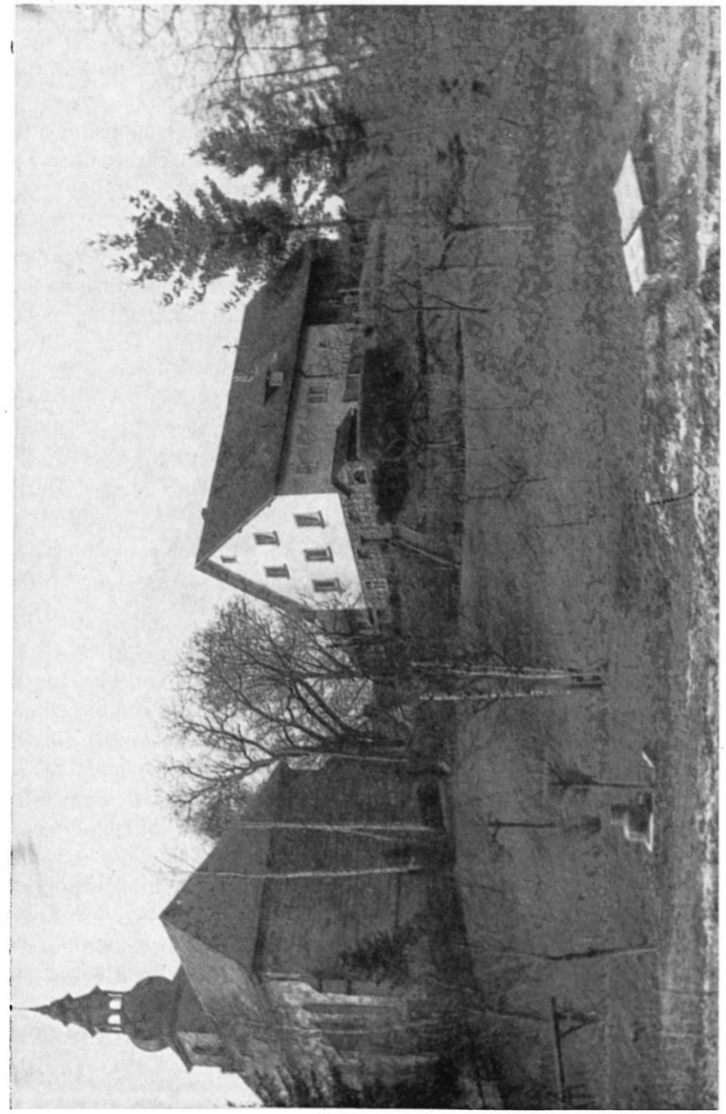
garten (Plan-Nr. 88) — ½ Tagwerk Feld bei dem Steig da man gen Kulmbach gehet . . ." Ein weiterer Flurname lautet „Die Kalte Staude" (Plan-Nr. 996) [6]).
Eine von der Altstraße abzweigende Querverbindung erreicht Forstlahm und ersteigt bei dem Weiler Tiefenbach den Herrenberg. Der westlich zum Rotmaintal abfallende Herrenberg war einst ein markgräflicher Weinberg [7]). Bei einer 1531 erfolgten Beschreibung wird ein Fußsteig zwischen Forstlahm und Mangersreuth genannt [8]). Am Wegrand steht noch das Fragment eines Steinkreuzes. Der Weg führt weiter an dem zum Dorf Mangersreuth gehörigen Eulenhof vorbei (1495 Ewlenhoff) [9]). Dieser im 17. Jahrhundert geteilte einstige Halbbauhof [10]) wird noch in der Gegenwart von älteren Einwohnern als „Alter Hof" bezeichnet. Nach kurzer Steigung wird der Kirchplatz und damit der Burgstall erreicht.
Neudrossenfeld, mit seiner dem Schutzpatron Jakob geweihten Pfarrkirche (Sanjago-Pilgerherberge), liegt mit einer halben mittelalterlichen Tagesreise [11]) zwischen Bayreuth und Kulmbach. Die SN-Straße wird durch andere urkundlich belegte Wälle (= Turmhügel) gesichert. In Hornungsreuth werden die von Ratzenberg u. a. mit Sitz und Graben belehnt [12]). 1398 besitzt das Kloster Langheim drei Höfe und einen weiteren Hof mit dem Wall [13]). Auch zu Forstlahm war eine befestigte Anlage. Gegenüber dem Gut der Herren von Waldenfels erkannte der Verfasser auf Plan-Nr. 585 eine aus Buckelquadern mit Zangenlöchern versehene Sandsteinmauer. Buckelquadermauerwerk wurde allgemein bei Neubauten nach dem 13. Jahrhundert nicht mehr verwendet. Dieses Grundstück gehörte zum bischöflich-bambergischen Lehen derer von Dietersheim (1398). [14]) Damit wird wieder die Beobachtung bestätigt, daß die an Altstraßen angetroffenen Turmhügelanlagen die wichtige Aufgabe hatten, diese Wegeverbindungen zu sichern.
In den Versammlungen der ehemaligen Dorfgemeinde Mangersreuth (1866/67) wird über die anstehenden Wegeprobleme diskutiert: „Der Fuhrweg nach Kulmbach ist weit und beschwerlich. Um in die Stadt zu gelangen, muß der Weg über Forstlahm oder Melkendorf benützt werden. Als kürzeste Wegeverbindung wird von der Dorfversammlung die Alte Straße angesehen. Dieser Weg zweigt oberhalb (westlich) Mangersreuth gegen Melkendorf zu rechts ab und führt in gerader Richtung nach Kulmbach". Die nach Jahrhunderten wieder geplante Benützung unserer SN-Altstraße kam nicht zustande. Durch die Projektierung der Staatsstraße Bayreuth — Horb wurde das leidige Straßenproblem endgültig gelöst [15]). Der Verlauf unserer Altstraße ist nur aus Teilstücken im Gelände erkenntlich. Von dem schon erwähnten westlichen Dorfausgang zweigt ein tiefeingeschnittener Hohlweg ab (Plan-Nr. 193) und führt in seiner

Siegel des Hans von Meingersreut, genannt der Gemlenz, v. 17. 3. 1366
HSta München - Brandenburg/Bayreuth U 483

nordöstlichen Verlängerung zur Wickenreuther Allee. Westlich des Kinzelbaches erreicht die Straße das „Alte Gemäuer“ des Burgstalles Kuntzenreuth (= Weidenleite 2/6) [16]). Die Kulmbacher Bürger Dr. Lucas Schondorf und Hans Schondorf erhielten vom Markgrafen die Erlaubnis, ein Burggut (in der Urkunde: „Burgstal“) auf oder bei dem Hofe Kuntzenreuth zu errichten [17]). Dieser Hof Kuntzenreuth gehörte nach den verlorengegangenen alten Landbüchern [18]) (vor 1398) zum Dorfe Mangersreuth. Die von dem Hofe zu reichende Rodungsabgabe (= Sichelfutter) läßt darauf schließen, daß der Hof Kuntzenreuth das gleiche Alter wie die drei Urhöfe in Mangersreuth besitzt (Anwesen Mangersreuther Straße 16 und 18, Magister-Goldner-Platz 8 und 9 sowie am Eulenhof 8 und 10) [19]). Die Entstehung von Mangersreuth muß im 11. Jahrhundert mit den benachbarten Rodungsdörfern Donnersreuth, Lanzenreuth, Rottlersreuth und Wickenreuth angenommen werden.

Bei der urkundlich überlieferten Zollstelle am Kinzelsbach erreicht die Süd-Nord-Altstraße einen damals sehr wichtigen „Verkehrsknotenpunkt“, nämlich die Kreuzung mit der West-Ost-Richtung der „Hohen Straße“, die aus dem Raum des karolingischen Königshofes Hallstadt über das „Gebirge“ führt. Nach Norden und Nordwesten zweigt die Sandstraße, die heutige Straße „Am Kreuzstein“, ab. Der Übergang über den Weißen Main bei der Blumenauer Furt wurde eingehend von Hans Edelmann [20]) erforscht. Die Straße erschließt den Raum nach Coburg, in das Maintal und auch nach Kronach. Noch 1609 wird auf die Wichtigkeit dieser Straße hingewiesen: „Die Sandstraße soll sonderlich in gute Acht genommen werden, da man auf dem Mordweg bei dem Fladensteiner Weiher nicht weiter fortkommen könne.“ Mit dem Fladensteiner Weiher (Fladenstein = Kulmbacher Bürgerfamilie) ist die Umgebung um den Eisweiher der Reichelbrauerei gemeint. Bei der Zollstelle zweigte auch der Fußweg nach Thurnau ab [22]). 1422 empfängt Hans Berwing zu Kulmbach als burggräfliches Lehen einen Acker, am Cuntzenbach bei der Marter gelegen, am Wege der nach Thurnau führt [23]). Nach Osten gelangt der Reisende auf die Münchberger Straße. Zunächst wird der Rastort Kulmbach erreicht [24]). Eine Turmhügelanlage im Grünwöhr sichert den Übergang am Weißen Main. Vom Grünwöhr aus konnte man ebenfalls nach Kronach gelangen [25]). Die Münchberger Straße führt, wie schon der Name aussagt, in die Münchberger Senke und damit in das Fichtelgebirge und weiter nach Böhmen.

Eine Wegeverbindung nach Mangersreuth selbst ist durch Jahrhunderte hindurch in den herrschaftlichen Lehenbüchern urkundlich bezeugt: „3 Tagwerk Feld bei Culmbach gelegen stoßen auf der einen Seite an den Mangersreuther Weg, an der anderen Seite



Vermutlicher Standort des Burgstalles von 1398 in Mangersreuth Magister-Goldner-Platz 3

an die Sandgasse, die dritte an den Kinzelsbach und auf der vierten Seite an die Obristen Wiese“ [26]). Ferner ist von einer Wiese am Kinzelsbach am Fußweg von Kulmbach nach Mangersreuth die Rede (1522) [27]).

Die orlamündische Zollstelle von 1338 — „der zol get von Kulmbach bis an den Kuntzenbach . . .“ [28]) — ist im Stadtgebiet Galgenberg zu suchen, und zwar zwischen der Malzfabrik Meußdoerffer und der Gaststätte Purucker.

Zurück zum Burgstall nach Mangersreuth!

Die zuerst in orlamündischen Urkunden [29]) und in bischöflich-bambergischen Urbaren [30]) genannten Herren von Mangersreuth hatten weder Eigenbesitz noch herrschaftliche Lehen in Mangersreuth. Bemerkenswert ist der Umstand, daß in ein und derselben Urkunde manchmal der Geschlechtsname mit Mangersreuth oder auch mit Mengersreuth geschrieben wird. Am 25. Mai 1299 schenkte Hermann von Mangersreuth dem Kloster Langheim bei seinem Eintritt dortselbst einen Hof zu Petzmannsberg (= Petzmannsberger Straße 30) [31]). Die Herren von Mangersreuth waren Dienstmannen der Grafen von Orlamünde und hernach der Burggrafen von Nürnberg, auch der Bischöfe zu Bamberg. In der Herrschaft Plassenburg hatten die von Mangersreuth Eigen- und Lehenbesitz in den Dörfern Donnersreuth [32]), Kemeritz [33]), Sackenreuth [34]), Ebersbach [35]), Trebgast [36]).Ein Hans von Mangersreuth, auch von Gemlenz genannt, wird in den Jahren 1358 bis 1375 mit einem weiteren Eigenhof zu Petzmannsberg erwähnt [37]).

Die Bezeichnung „Dobel, Tobel und Kobel“ werden mit einem alten Erdwerk oder einem Burgstall in Zusammenhang gebracht. Franz Karl von Guttenberg-Steinenhausen vermerkt 1912, daß ein Mann aus dem Tobdel (oder auch Tobel genannt) nach Kulmbach in die Stadt zog und dort Bürgerrechte erwarb. Diese Familie erhielt später den Namen Gobel [38]). 1398 besitzt ein Heinz Gobel eine burggräfliche Zinsselde zu Mangersreuth [39]). Im gleichen Jahr wird Heinz Gobel, Bürger zu Kulmbach, mit dem Zehnten zu Weiher belehnt, den er durch Conrad Weise erhalten hatte [40]). Die beiden angeführten Heinz Gobel scheinen personengleich zu sein. Möglicherweise ist Conrad Weise ein Angehöriger der Herren von Weiher. Hans von Weiher besitzt 1398 zu herrschaftlichem Lehen einen Hof zu Mangersreuth, auf dem Heinrich Hofmann sitzt, und noch zwei weitere Lehengüter [41]). 1404 wird Heinz Gobel von Mangersreuth mit dem toten und lebendigen Zehnten zu Ebersbach belehnt, und zwar nach Absterben des Hans Bayreuther. Conz Hubner, Gobels Schwager, zu Mangersreuth gesessen, hat 1412 von Hans Hochtritt (= von Weiher) den Zehnten zu Gemlenz empfangen [42]). Durch den Tod ihres Vaters werden die Brüder „Hans und Otto die Gobel“ von

Mangersreuth 1426 mit dem lebendigen und toten Zehnten zu Ebersbach belehnt [43]). Bemerkenswert ist, daß nach einer Bamberger Archivale Ebersbach kirchlich nach Mangersreuth gehörte [44]). Anläßlich des Wiederaufbaues der Kirche zu Mangersreuth wurden auch die Einwohner von Ebersbach zur Arbeitsleistung verpflichtet. Der Chronist meldet aber: „die von Ebersbach haben noch nichts getan“ (1723) [45]). Die Ortschaft gehört noch heute zur Pfarrei Kulmbach.

Die Eintragungen aus den Lehenbüchern der Burggrafen Johann und Friedrich lassen die Vermutung zu, daß zwischen dem Gobel von Mangersreuth und den Dienstmannen von Mangersreuth eine verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit bestanden hat. Gerade die Belehnung mit dem Zehnten zu Gemlenz läßt an den Hans von Mangersreuth denken, der als Gemlenz bezeichnet wird [46]). Urkundlich kann diese Ansicht nicht bestätigt werden, aber nach dem Landbuch von 1531 werden in Gemlenz zwei mannlehenbare markgräfliche Zinshöfe aufgeführt. Mannlehen waren meist in adeligem Besitz. Herzog Otto I. von Meranien, Graf von Plassenberg, schenkt vor seiner Abreise zum Kreuzug am 26. August 1217 dem Kloster Banz ein Gut in „Gemelenz“. Diese Schenkung wurde 1218 unter Einschluß der Vogtei wiederholt, aber nicht vollzogen [47]). Der Eigen- und Lehenbesitz der Herren von Mangersreuth ist gerade nördlich von Kulmbach in den Orten Petzmannsberg, Sackenreuth, Unterdornlach und Gemlenz besonders konzentriert.

1531 gehört das Gelände um den Burgstall zu Mangersreuth zum Halbbauhof des Bernhart Herollt [48]) (Magister-Goldner-Platz 8/9). Halbbauhöfe sind meist aus ehemaligen Fron- oder herrschaftlichen Wirtschaftshöfen hervorgegangen, die für den halben Ertrag vergeben wurden. Dieser Halbbauhof hatte 49 alte Tagwerk Grundstücke. Zu dem Hof gehörte noch ein Baumgarten auf dem ein Anwesen stand. Hierauf hatte der oben erwähnte Bernhart Herollt zwei Mannschaften (= Familien) sitzen, nämlich: Heinz Vll (= Uhl) und Hans Peter. Sie geben der Herrschaft eine Schutzhenne [49]). Schutzhennen und später Schutzgeld mußten diejenigen Untertanen entrichten, die keine eigenen Güter oder Häuser besaßen. In einer Steuerliste des anfangenden 18. Jahrhunderts wird dieses Anwesen auf dem ehemaligen Burgstall als ein Handfrongut ausgewiesen. Hierbei wird ausdrücklich bemerkt, daß dieses Anwesen nach dem Landbuch von 1531 ein als Baumgarten beschriebener Hof gewesen ist [50]). In der am Haus angebauten Scheune ist auch der Zugang zu einem mit Sandsteinen gewölbten Keller. In dem Brockenmauerwerk befindet sich ein Quader mit der eingemeißelten Jahreszahl 1685. 1534 heiratet Fritz Vll (= Uhl) zu Mangersreuth die Elisabeth Bernreutherin aus Gößmannsreuth [51]). Hans Uhl, Schneider zu Mangersreuth,

ist mit Barbara Pfotenhauer aus Kulmbach verheiratet. Hans Herolt zu Mangersreuth bestätigt am 20. 6. 1569 die Heirat vor dem Stadtschreiber in Kulmbach [52]). Bis 1662 befindet sich in der Besitzfolge eine Lücke und nach 1702 wohnen hier die Zoll. Die weitere Besitzfolge wechselt sehr oft. Pachtbauern werden ebenfalls in Lehen- und Kirchenbüchern aufgeführt. Das Steuerkataster vom Jahre 1852 berichtet von dem Gütlein des Friedrich Lanzendörfer, Mangersreuth, Haus Nr. 3: Plan-Nr. 4 Wohnhaus mit Keller, Gebäude, Stadel und Holzlege, Stallungen mit überbauter Kammer; Backofen und Hofraum [53]). In unmittelbarer Nähe des Burgstalles befand sich auch der Schultheißenhof bzw. die Selde. 1502, 1531 und 1542 wird Christof Weißmantell als Landknecht zu Mangersreuth urkundlich bezeugt [54]). Der Landknecht hatte die Aufgabe, für die Herrschaft als Steuereinnehmer tätig zu sein. 1548 wird Contz Weißmantell als Landknecht erwähnt [55]) († 26. 1. 1573) [56]). Die Selde wird 1695 als Haus mit der hergebrachten Zapfenschenkgerechtigkeit bezeichnet [57]). Das Haus gehörte 1721 dem Schultheißen und Viertelmann Hans Stübinger [58]). (= Unteres Wirtshaus) nun Magister-Goldner-Platz 6 [59]).

Im geographisch - statistisch - topographischen Lexikon von Franken, herausgegeben von J. K. Bundschuh (1799—1804), steht über Mangersreuth: „Pfarramt mit Schloß und Schule“ [60]). Was Bundschuh mit der Bezeichnung „Schloß“ meinte, ist nicht einleuchtend. Im Rustikal- und Steuerataster des Jahres 1809 wird in der Ortschaft Mangersreuth beschrieben: 26 Häuser, 1 Pfarrhaus, Schule mit Lehrerwohnung. Zwei Wirtshäuser (gleichzeitg landwirtschaftliche Anwesen). Zwei halbe Höfe. Zwei halbe Giltshöfe. Acht Frongütlein. Zwei Gütlein. Zwei Weinbergfrongütlein und vier Trüpfhäuslein [61]).

Frau Elise Gleichmann berichtet noch in einer Sage [62]) von einer Begebenheit, die sich in der mittelalterlichen Kirche zu Mangersreuth zugetragen haben soll. Hierbei stehen im Mittelpunkt eine Grafentochter und ein herrschaftlicher Verwalter. Vielleicht ist in der besonderen Herausstellung beider Personen ein Hinweis auf das neben der Kirche gelegene Schloß zu suchen?

Wenn man das Gelände in Mangersreuth auf seine Eignung für den Bau einer Burg prüft, dann erkennt man bald, daß der Platz bei der Kirche dafür am besten paßte. Das Gotteshaus, an Stelle einer Wallfahrtskapelle errichtet, steht in 340 m Höhe am Rand des zum Kinzelsbach abfallenden Herrenberges, 371 und 372 m. Von Mangersreuth her empfängt dieses Gewässer einen kleinen Zufluß, dessen Ursprung am Abhang südwestlich der Kirche liegt. Das Bächlein speiste den inzwischen eingeebneten Dorfweiher und ein Weiherlein unterhalb des Hauses Magister-Goldner-Platz 3, das als Platz der

einstigen Burg in Betracht kommt. Auf dem Grundstück (Plan-Nr. 5) sind noch weitere Quellen, die das ganze Jahr hindurch genügend Wasser bringen. In unmittelbarer Nähe befindet sich ein alter gefaßter Brunnen, der sogenannte Taufbrunnen. So war für die Bewohner der Burg die lebensnotwendige Frage, der Wasserfrage, leicht zu lösen. Auf sie mußte schon bei ihrer Anlage Rücksicht genommen werden [63]). Albert Schleicher zu Mangersreuth hat 1531 eine Selde von der Herrschaft zu Lehen. Hierzu gehört u. a. ein Garten hinter der Kirche beim Schöpfleinsprunn (= Schöpfbrunnen) gelegen [64]). Die Kirche und die Häuser liegen etwa 20 m höher als das Tal, so daß für die Burg durch den steilen Hang eine Schutzlage gegeben war.

Von anderen Burgställen in Kulmbachs Umgebung sind Gräben, Wälle und Mauerreste besser erhalten geblieben. In Mangersreuth dagegen ist das Gelände des Burgstalles überbaut. Nur geringe Spuren sind noch erkennbar, trotzdem darf es als Standort für die Wehranlage betrachtet werden. Ein weiterer Vergleich bietet sich im ca. 6 km nördlich entfernten Oberdornlach an. Das Wohnhaus Nr. 6 steht ebenfalls auf dem Kernhügel einer Turmhügelanlage.. Auch der Graben ist noch erkennbar, und am Fuße des Abhanges fließt eine Quelle. 1684 wird das Haus derer von Redwitz mit Graben als bischöflich-bambergisches Lehen urkundlich aufgeführt [65]). Im nahegelegenen Unterdornlach hatte der vor 1401 verstorbene Fritz Mengersreuther zu burggräflichen Lehen ein Burggut, eine Mühle und einen Hof [66]).

Quellen- und Literaturverzeichnis:

[1]) STA-Bamberg Stdb. 6530.
[2]) Hellmut Kunstmann, Mensch und Burg. Burgenkundliche Betrachtungen, Würzburg 1967.
[3]) Pfarramt Mangersreuth - Pfarrbeschreibung. Neubig, Die Errichtung der Pfarrei Mangersreuth. In: Archiv von Oberfranken Bd. 7 H. 3.
[4]) Pfarramt Mangersreuth - Archiv/Rechnungsbelege.
[5]) Wilhelm Müller, Bayreuther Vororte. In: Heimatbote H. 9/63 u. H. 2/64.
[6]) STA-Bamberg Stdb. 6083; 6085; 6086; 6087; 6088; 6162; Rep. K 222 Nr. 306 a.
[7]) STA-Bamberg Stdb. 6532 a.
[8]) STA-Bamberg Stdb. 6532 a.
[9]) STA-Bamberg Stdb. 6240.
[10]) STA-Bamberg Stdb. 6541/4.
[11]) Helmuth Weigel, Ostfranken im früheren Mittelalter. Altstraßen und Ortsnamen als Hilfsmittel der Forschung. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 95. Jhrg. 1959, S. 151 f.
[12]) Erich Freiherr von Guttenberg, Historisches Ortsnamenbuch von Bayern. Land- und Stadtkreis Kulmbach. München 1952. (Fortlaufend mit HON genannt - Nr. 302).
[13]) HON Nr. 62.
[14]) HON Nr. 166; Wachter, General-Personalschematismus des Erzbistums Bamberg.
[15]) Stadtarchiv Kulmbach, Akten der Gemeinde Mangersreuth 882 u. 12 004.
[16]) STA-Bamberg Stdb. 6008 fol 18.
[17]) STA-Bamberg A 165 I Nr. 1074 L 529; Richard Lenker, Burgstall und Hof Kuntzenreuth. In: Aus der fränkischen Heimat 1/1967.
[18]) STA-Bamberg Stdb. 6530.
[19]) Richard Lenker, Unveröffentlichtes Quellenmaterial.
[20]) Hans Edelmann, Oberfränkische Altstraßen. In: Die Plassenburg, Schriftenreihe f. Heimatforschung u. Kulturpflege in Ostfranken, 1955.
[21]) Stadtarchiv Kulmbach, Reynung u. Markung der Statt Culmbach 1609.
[22]) C. Aign, Lehenbuch des Markgrafen Friedrich, Archiv v. Oberfranken, Bd. 17, Hft. 1.
[23]) C. Aign, a.a.O.
[24]) Hans Edelmann, Grünwöhr ein karolingischer Königshof am Übergang über den Weißen Main bei Kulmbach. In: Aus der fränkischen Heimat 11/1954.
[25]) Hans Edelmann, Oberfränkische Altstraßen. a.a.O.
[26]) STA-Bamberg Stdb. 6089 f 38.
[27]) HON Nr. 340.
[28]) C. Chl. v. Reitzenstein, Regesten der Grafen von Orlamünde aus Babenberger u. Ascanischen Stamm, Bayreuth 1871.
[29]) HSTA-München U 984 Bamberg U 1094 Bamberg; U 1259 Bamberg; HU 1838 u. HU 2191. STA-Bamberg A 135 Nr. 1066 1. 209.
[30]) Bischöfliches Salbuch des fränkischen Waldes vom Jahre 1438. Archiv von Oberfranken, Bd. 8 H. 2.
[31]) HSTA-München HU Bamberg 10 94.
[32]) STA-Bamberg Stdb. 6530.
[33]) STA-Bamberg A 165 I Nr. 1074 1. 529.
[34]) STA-Bamberg A 135 Nr. 1066 L. 209.
[35]) STA-Bamberg St. 6530, Lehenbücher des Burggrafen Johann u. des Markgrafen Friedrich I.

[36]) STA-Bamberg Stb. 6530 HSA-München U 378 Brandenburg-Bayreuth, STA-Nürnberg Nr. 271 a Akten fol. 6v Landgerichtsbuch Nürnberg.
[37]) HSTA-München U 483 Brandenburg-Bayreuth, U 360.
[38]) Pfarramt Mangersreuth: Archiv, Schriftwechsel des Frhr. Franz Karl v. Guttenberg mit Pfarrer Wiedemann. Wilhelm Müller, Tempelhaus und Turmhügel. Archiv v. Oberfranken, Bd. 44, S. 203.
[39]) STA-Bamberg, Stdb. 6530.
[40]) Lehenbuch des Burggrafen Johann. In: Chr. Meyer, Quellen zur Geschichte der Stadt Kulmbach, München 1895, S. 130.
[41]) STA-Bamberg, Stdb. 6530.
[42]) Lehenbuch des Burggrafen Johann. In: Chr. Meyer, a.a.O., S. 139.
[43]) Lehenbuch des Markgrafen Friedrich I. Nr. 339 AO, Bd. 17, H. 1.
[44]) HON Nr. 102.
[45]) Pfarramt Mangersreuth, KA-Rechnungsbelege.
[46]) HSTA. München U 360, 483 Brandenb. Bayreuth STA-Bamb. Stdb. 6530.
[47]) HON Nr. 191; Martin Kuhn, „Deus le volt", Kreuzritter aus dem Gebiet am Obermain. In: Heimatblätter 4/1963.
[48]) Richard Lenker, Unveröffentlichtes Quellenmaterial.
[49]) STA-Bamberg Stdb. 6532 a.
[50]) STA-Bamberg Stdb. 6541/4.
[51]) Pfarramt St. Peter Kb 1.
[52]) Wilhelm Lederer, Bürgerbuch der Stadt Kulmbach. In: Die Plassenburg Bd. 26, 1967, S. 203. Stadtarchiv Kulmbach R 1569 f 67 b.
[53]) STA-Bamberg Rep. K 222 Nr. 309 Grundsteuerkataster.
[54]) STA-Bamberg Stdb. 6531; A 165 Nr. 1363 L. 533; Stdb. 6532 a; 6241/II.
[55]) Journal von Franken Nürnberg, Rawische Buchhandlung 1790 Bd. I s 539/46 u. Nachrichten des Vereins Freunde der Plassenburg, 7. Jhrg., Hft. 10/12.
[56]) Pfarramt Kulmbach St. Peter Kb. Sterbeeintragung.
[57]) STA-Bamberg Stdb. 6541/4.
[58]) Pfarramt Mangersreuth - Archiv Rechnungsbelege und Kirchenbucheinträge.
[59]) Richard Lenker, Unveröffentlichtes Quellenmaterial.
[60]) J. K. Bundschuh, Geographisches-statistisch-topograph. Lexikon von Franken, Ulm 1799—1804.
[61]) STA-Bamberg Rep. K 222 Nr. 309 a Rustical- und Steuerkataster.
[62]) Elise Gleichmann, Von Geistern umwittert, Lichtenfels 1927.
[63]) Mitteilung von Hans Edelmann, Kulmbach.
[64]) STA-Bamberg - Stdb. 6532 a fol 407 b.
[65]) HON - Nr. 89.
[66]) STA-Bamberg Stdb. 6530; AO Bd. 8 s 106/107.

Martin Kuhn/ Banz:

VOR 900 JAHREN

ZUR STIFTUNG UND GRÜNDUNG VON KLOSTER BANZ

im Herbst 1069

In dem blühenden Geranke von Geschichte und Sage ist die Wahrheit über die Gründung des fränkischen Eigenklosters Banz nicht leicht zu finden. Im Widerstreit von echten und umgefälschten Urkunden, von undatierten eingeschobenen Notizen in späteren Pergamenten und bedenkenlosen Geschichtsschreibungen des 12. und 13. Jahrhunderts durch Mönch Eberhard zu Fulda und Abt Heinrich zu Banz erschien die Beantwortung der Frage nach Gründungszeit und Stiftungsumständen unmöglich, bis endlich der Wiener Historiker Hans Hirsch 1919 alle ihm im Staatsarchiv München erreichbaren, sich widersprechenden Urkunden nebeneinander auf einen Tisch legte, sie nach Schrift und Stil miteinander verglich und auf ihre Echtheit prüfte [1]).

Zunächst mußte die Feststellung des Codex Eberhard aus Fulda zurückgewiesen werden, nach der Banz als Eigen- und Tochterkloster von Fulda erscheint.

Laut Abschrift einer „Urkunde" übergibt am 21. VII. 1058 zum Seelenheile für sich selbst, für ihren verstorbenen Gemahl und ihre Söhne die Witwe Gräfin Alberada dem Abt Egbertus des Benediktinerstiftes Fulda ihr zu Banz neuerbautes Kloster zur Besetzung mit Benediktinermönchen [2]).

Dazu erklärt der Benediktinerpater aus Volders, A. M. Favreau, ehemaliger Konservator in Banz, noch im Jahre 1925: „Die bisher zweifelhafte Gründungsgeschichte von Banz stellt sich einfacher dar, als es bisher den Anschein hatte. Pater Placidus Sprenger (1803) unterscheidet zwei Gräfinnen Alberada: Mutter (um 1058) und Tochter (um 1069). Als Begründerin von Banz kommt, wenn zwei Gräfinnen gleichen Namens existiert haben, nur letztere in Betracht!" [3]). Dabei folgt er der Genealogie von Pater Placidus Sprenger in dessen „Diplomatischer Geschichte der Benedictiner Abtey Banz in Franken" (Nürnberg 1803), und damit existieren für ihn zwei Frauen Alberada: die Gemahlin und Witwe eines Grafen Otto III. Alberada, Dynastin von Geldern (Witwe 1050, gest. um 1059) mit drei jung verstorbenen Söhnen Heinrich, Otto und Conrad und deren Tochter Alberada, die als Erbgräfin des Banzgaues Hermann von Vohburg 1058 ehelicht. Die geschichtliche Forschung hat diese Annahmen längst zurückgewiesen und nur die eine Alberada (Kürzung Bertha) als dritte der fünf Erb-

töchter des Schweinfurter Markgrafenpaares Otto und Irmingard (Imula) festgestellt [4]). Ihre Schwestern waren Eilika (sie starb als Äbtissin zu Niedermünster in Regensburg), Judith (sie heiratete zunächst Herzog Konrad von Bayern, dann Graf Botho von Kärnten, Begründer von Pottenstein/Fränk. Schweiz), Beatrix (sie heiratete Heinrich von Hildratshausen) und Gisela (sie heiratete Arnold II. Graf von Diessen, Stammvater der Herzöge von Meranien, dem sie das Kulmbach-Bayreuther Land in die Ehe mitbrachte).

Ihr Gatte Hermann der Jüngere entstammte dem Haus der Grafen von Habsberg-Kastl (Havekesberg) im bayerischen Nordgau (gest. 1078) [5]). Ihm brachte Alberada zwei Burgsitze mit herrschaftlichem Gebiet (dominicatus) zu: Heidenfeld (im Volkfeldgau) und Banz (mit dem Banzgau).

Im gleichen Abschnitt, in dem über die Klostergründung zu Banz berichtet wird, enthält der Codex von Fulda über die Klöster Theres und Amorbach Aufzeichnungen, die deren Beziehungen zu Fulda durch nachkonstruierte „Urkunden" begründen sollten, heute aber durch die Forschung zurückgewiesen sind (vgl. Fußnote 1). Absicht und Grund aller dieser Fälschungen lassen sich aus dem Nachsatz zu diesem Abschnitt herauslesen: „Es gibt noch sehr viele Klöster, die ihre Anfänge von Fulda herleiten und ganz offenbar durch Güter und Besitztümer dieser Abtei ausgestattet wurden, z. B. Schweinfurt, Schlüchtern, Breitungen, und noch viele andere Orte, deren Gebiete hierher gehören. Von diesen ist hier besser nicht die Rede, damit sie nicht — wenn, was ferne sei, ein Streit entstünde — hergeben müssen, was unser ist, und so entblößt von dannen ziehen müssen wie ein Vogel, der die heimlich entwendeten Federn zurückstellen muß." Es ging Fulda dabei nur um Ansehen, Ehre und Autorität.

Wie Theres und Amorbach war auch Banz niemals in Abhängigkeit von Fulda gestanden. Wahrscheinlich wußte Banz im 13. Jh. gar nicht, mit welch falschem Ruhm und mit welch falscher Gründungsjahrzahl der Zeitgenosse Mönch Eberhard die Geschichte von Banz ausschmückte [6]). Heute aber zwingt uns die Forschung, die dieser Klostergründungsjahrzahl des Codex von Fulda zuliebe gemachte Erfindung einer doppelten Alberada fallen zu lassen.

Die eigentliche Schwierigkeit bei der Forschung nach den Anfängen des Klosters Banz beginnt bei den vorliegenden umgefälschten Stiftungsurkunden. Hier hat Hirsch mittels Handschriftenvergleich durch die Entdeckung des Fälschers, der ein Jahrhundert nach der Stiftung aus der verschwundenen echten Urkunde (wir nennen sie hier: X) in bestimmter Absicht zwei neue „Urkunden" schuf, der Wahrheit einen unschätzbaren

Dienst erwiesen. Das Ergebnis seiner Untersuchung der Pergamente ist, daß eine in einem Kanzleibericht des Bischofs von Bamberg eingeschobene Urkundenabschrift (undatiert; Sigle bei Hirsch: D) [7]) den wahrheitsgemäßen Sachverhalt bei der Gründung enthält. Es wird dort aus einem verlorenen Pergament (X) durch den Kanzleischreiber zu Bamberg festgehalten, daß Frau Albrath aus ihren Eigengütern eine Abtei errichtete, der sie ihren Streubesitz im ganzen Panzgowe und um Mukeburhe (Ort Muppberg, Landkreis Sonneberg, Thüringen) mit dem Berg Muppberg bei Neustadt bei Coburg und allem, was zwischen „Itisa" (Itz) und „Moin" gelegen ist, schenkte (D). Durch die Hand ihres Vormundes und Ehegemahls Hermann übergab sie in Anwesenheit des Bamberger Bischofs Hermann (1065—1075) diese Abtei dem Altar des Hl. Petrus im Dom. Das erste Patrozinium von Banz lautet auf den Patron der Domkirche. Auch das zweite folgt dem dort auf einem eigenen Altar mit Reliquien verehrten St. Dionysius. Zur Nutzung des Bamberger Bischofs wurden von Alberada dazu gegeben: Grodez (Marktgraitz), der Forst von Banza (Lichtenfelser Waldungen), wobei die Hut- und Holzgerechtigkeit dem Kloster verblieb. Der Bischof und seine Nachfolger sollen keine Befugnis haben, die Abtei jemals wieder aufzuheben oder ihr etwas wegzunehmen. Auch dürfe er Alberada oder Hermann nicht zu Dienstleistungen

---

Überblick über die Siglen:

Zur Gründungs-Urkunde (1069):

X = verschwundene echte Gründungsurkunde.

D = undatierte Abschrift des X in einem Bericht der bischöflichen Kanzlei zu Bamberg. Abdruck: vgl. Anmerkung 7.

C = echte Stiftungsurkunde der Propstei Heidenfeid durch Hermann und Alberada vom 9. VII. 1069. Abdruck: vgl. Anmerkung 9.

I = unechte „Schutzurkunde" des Bischofs Adalbero von Würzburg für Banz vom 7. VII. 1069. Angefertigt zwischen 1150—1180 in Banz. Abdruck: vgl. Anmerkung 10.

1 = aus X neugefertigte „Stiftungsurkunde" des Markgrafenpaares. Angefertigt zwischen 1150 und 1180 in Banz. Abdruck: vgl. Anmerkung 11.

Zur Neubegründungsurkunde (1114) durch Bischof Otto I. von Bamberg:

E = echter urkundlicher Bericht der Kanzlei des Bamberger Bischofs Otto I. über Neubegründung von Banz. Abdruck: vgl. Anmerkung 18.

2 = neugefertigte „Urkunde" des Bischofs Otto I. († 1139) von Bamberg. Angefertigt zwischen 1150 und 1180 in Banz. Abdruck: vgl. Anmerkung 18.

Die Siglen I — 1 — 2 zeigen die gleiche Handschrift und weisen auf einen einzigen, zwischen 1150 und 1180 lebenden unbekannten Schreiber und Verfasser in der Klosterschreibstube von Banz. (Nach H. Hirsch)

herbeiziehen außer alle Jahre zur Zahlung eines Denars an den Altar des Hl. Petrus (Bamberger Dom). Sollte von seiten des Bischofs ein Übergriff geschehen, konnten Alberada und Hermann ihre Besitzungen wieder voll rechtlich zurücknehmen. Wenn der Bischof nach dem Tode der Stifter (Alberada und Hermann) dem Kloster etwas wegnehme, solle ihr Erbe einen Denar an den St. Petrusaltar des Domes geben und alle geschenkten Güter wieder zurückerhalten. Auch darf der Bischof den Forst und Marktgraitz niemand anderem zu Lehen geben (das heißt, er muß diese Güter selbst verwalten). Ferner darf der Bischof zu Lebzeiten der Stifterin ohne deren Billigung in Banz keinen Abt einsetzen. (Hier fehlt die Ausdehnung dieses Rechtes der Stifterin auf ihre Erben.)

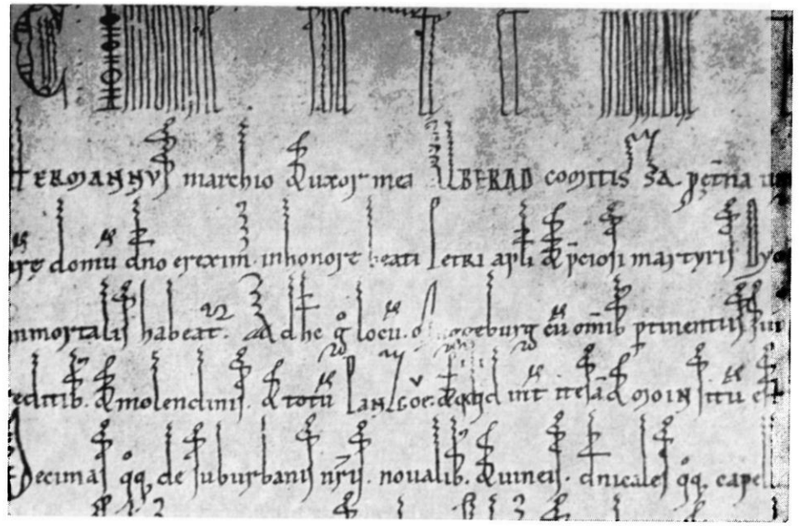
Zwischen diesem — allem Anschein nach bald herannahenden — Weihnachtsfest und dem folgenden (also im Laufe eines Jahres) soll der Bischof der Abtei 100 Mansos zuteilen. Der Abt ist nicht gehalten, mehr als zwei Tagesdienste jährlich zu leisten. Danach folgt die Aufzählung von sieben Lehen, die Alberade vom Bischof besitzt: Cylen (Marktzeuln), Cuonstat (Altenkunstadt), Ascheim (Ascheim, Lkr. Wolfenbüttel/Braunschweig ?), Choluniz (Kölbigk, Lkr. Bernburg/Anhalt ?), Heinrichesdorf (Heinersdorf, Lkr. Sonneberg/Thüringen), Vronua (Frauendorf, Lkr. Staffelstein), Costanesdorf (Ketschendorf, Lkr. Bamberg). 44 Zeugen sind angeführt, wobei freilich in dieser Abschrift manche Namen vielleicht auch doppelt niedergeschrieben worden sind. Die Datierung des eigentlichen Stiftungsaktes auf Jahr und Tag fehlt. Lediglich kann angenommen werden, daß nach dem Wort von der Abmachung über die bischöfliche Mansenzuteilung „zwischen diesem und dem nächsten Weihnachtsfest" die Urkunde vor dem Weihnachtsfest oder im Herbst davor unterzeichnet wurde. Der Streubesitz im Banzgau wird in einer Erbschaftsurkunde des Vaters Otto von Schweinfurt 1057 für die Tochter Alberada genauer angegeben. Ihr Hofmann (Verwalter) Bero mit Sitz in Duringestat (Döringstadt) erhält dazu: Vuisen (Wiesen), Museelendorf (Busendorf), Adeloltesdorf (Absdorf, 1327 wüst), Gozenmiuseze (Neusess Wüstung), Beierzeha (Speiersberg), Criszenbach, Metilizi (Medlitz), Cigendorf (Zilgendorf), Vursenfelt (Messenfeld), ferner die Wälder Urberch (Ummersberg), Cisinuorst, Ramuoltesforst (Raboltsrode, 1348 wüst), das niuge Vang (Neudorf) und „daz holz, daz man riutet (rodet)." (Flur Groit südlich Döringstadt) [8]).

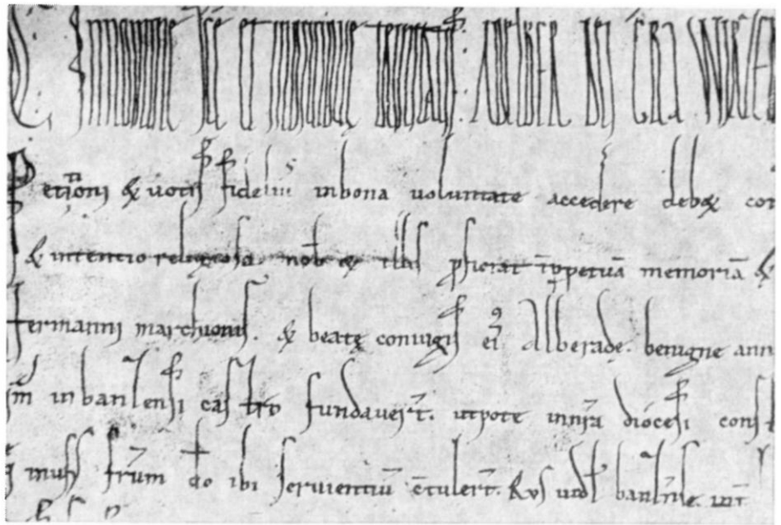
Nun gibt es die Urkunde einer anderen Stiftung, in der Hermann und Alberada ihre Propstei Heidenfeld im Volksfeldgau (Heidenfeld 12 km südlich Schweinfurt) am 9. Juli 1069 an den Bischof von Würzburg übertragen. Diese Urkunde (bei Hirsch

Das Stifterpaar der im gleichen Jahr 1069 gegründeten Klöster Heidenfeld und Banz, HERMANN UND ALBERADA, an den Seitenwänden des Altarraumes der Klosterkirche Banz (1719)

Sigle C) ist als eine echte Urkunde gesichert und in der Urkundensammlung des Bischofs Udalrich von Bamberg (Cod. Udalr. V. fol. 42, Z pag. 67) mit der Unterzeichnung H(ermanus) und A(lberada) signiert [9]).

Bei der Stiftung von Heidenfeld steht in der Urkunde (C): quando dominicatum suum in rure Volkuelt beato Kyliano cum prepositura Heidenuelt obtulerunt. Es handelt sich um das Augustinerchorherrnstift Klosterheidenfeld am Main/Ufr. im Volkfeldgau, nicht um Marktheidenfeld oder Heidingsfeld. Die örtliche Tradition weiß die Sage der Gründung zu erzählen. Das Söhnchen des Markgrafenehepaares Konrad (nach der Bildtradition des Kaisersaales von Banz mit anderem Namen: „Henricus filius Alberadae glacialibus interit undis.") brach bei der winterlichen Entenjagd unter dem Burgberg von Banz im Eise ein, und der Fluß gab die Leiche des Knaben und Stammhalters erst weit abwärts, zwei Stunden unterhalb von Schweinfurt am linken Ufer frei. Hier gründete die tiefbetrübte Mutter Alberada unter Schenkung ihrer dortigen Güter im Volkfeldgau das Stift, das als Patron (ähnlich wie Banz in St. Dionysius) einen in Westfranken und Burgund verehrten, von den Ottonen als Reichspatron angerufenen Heiligen, St. Mauritius, als Klosterpatron erhielt. Der Bischof Adelbero von Würzburg begünstigte es vom Augenblick seiner Gründung und Übergabe an den Altar des hl. Kilian an. Zum Gedenken an das edle Gründerpaar wurde vom Propst jährlich durch die neun Jahrhunderte hindurch ein Jahrtag mit Vigil, Totenamt und Armenspeisung gehalten. Das Wappen von Banz mit dem Basilisk ziert die Stuckdecke des spätbarocken Festsaales, und die dem Altmain zugewandte Hausfront ist durch ein barockes Epitaph des kleinen ertrunkenen Banzer Grafensohnes geschmückt.

Diese Errichtungs- und Schenkungsurkunde des Markgrafenstiftes Klosterheidenfeld vom 9. Juli 1069 (C) enthält einen bestimmten Hinweis auf das Gründungsdatum des Klosters in dem Hauptsitz Banz. Vergleichen wir vorerst weiterhin (mit Hirsch) die verschiedenen vorliegenden Urkunden, vor allem zwei, die von der Hand eines unbekannten Klosterschreibers zwischen 1150 und 1180 in der Banzer Schreibstube gefertigt und geschrieben wurden (Siglen bei Hirsch: I u. 1): Die Banzer „Schutzurkunde" von Bischof Adalbero von Würzburg (1069) (I) [10]) und die „Urkunde von Markgraf Hermann und Alberad (abgekürzt hier als: „Markgrafenurkunde" 1071) (1) [11]). Beide sind von der gleichen Hand der Banzer Schreibstube geschrieben, die Hirsch auf wenigstens acht anderen Urkunden des 12. Jahrhunderts nachgewiesen hat [12]). Der Schreibermönch überträgt aus der ihm sicher bekannten echten Heidenfelder Schenkungsurkunde (C) in seine gefertigte Adalbero-Schutzurkunde (I) als Gründungsdatum

Verfertigte „Markgräfliche Stiftungsurkunde", angeblich 1071 (Sigle 1)



Erfundener „Schutzbrief" des Würzburger Bischofs Adalbero (Sigle I)

Schriftproben der von gleicher Hand um 1150/1180 angefertigten „Urkunden"

für Banz das Heidenfelder Schenkungsdatum mit dem gemeinsamen Jahr 1069. Auch die Markgrafenurkunde (1) zeigt die gleiche Handschrift. Bei dem Vergleich mit der in der Bamberger Kanzlei abgeschriebenen echten Stiftungsurkunde (X) fallen bei der Neuschöpfung der Markgrafenurkunde (1) mancherlei Latinisierungen, z. B. Itesa statt Itisa (Itz), Mogus statt Moin, vor allem aber ganze Einschübe auf, wie: „Ihre Kirche (Banz) soll frei und unbeschwert (libera et immunis) nach dem Willen der Stifter allein die Einkünfte immerdar in Ruhe und Frieden genießen." Diese Zufügungen zu dem echten Urkundentext (X) zeigen eindeutig den zeitbedingten Zweck, die Eigenständigkeit der Klöster als abbatia libera im 12. Jahrhundert durch Vorlage alter „aufgebesserter" Privilegien für ihre Freiheit von den bischöflichen Verwaltungen darzutun. Ähnlich ist der Sinn der in Banz gegen Bamberger Übergriffe erfundenen Würzburger Schutzurkunde (I) des Würzburger Bischofs Adalbero (1069) „in nostra diocesi" [10]). Übrigens hatte Kloster Banz infolge seiner territorialen Lage im Bistum Würzburg und seiner Schenkung durch die Stifter an Bamberg seit Anfang eine Doppelstellung, die bis zu seiner Säkularisierung galt: in temporalibus (besitzmäßig) unterstand es Bamberg, in spiritualibus (diözesanrechtlich) Würzburg.

Über die Weise der literarischen Abhängigkeit des Banzer Klosterschreibers haben Hirsch und Guttenberg verschiedene Ansicht. Hirsch nimmt eine doppelte Vorlage für die Markgrafenurkunde (1) an: die undatierte Kanzleinotiz von Bamberg (D) und die echte Heidenfelder Stiftungsurkunde (C). Guttenberg [13]) denkt wohl richtiger an eine einzige Vorlage: die verschwundene Stiftungsurkunde (X), die eine gleichlautende Kanzlei-Formulierung parallel zur Heidenfelder Urkunde (1069) (C) besaß und deren Inhalt von der Bamberger Kanzleinotiz (D) am redlichsten bewahrt wurde. Ob nicht der Banzer Schreiber die echte Stiftungsurkunde (X) mit Absicht und für alle Zeiten verschwinden ließ, um seine Erfindung (1 und I) als einzigen Beweis der Klostereigenständigkeit auf den Tisch zu legen? Sicher hat er nie bedacht, daß seine verfertigte und „verbesserte" Stiftungsurkunde (1) nach 800 Jahren einmal enträtselt und zurückgewiesen werde.

Bei der Suche nach dem Jahr der wirklichen Urkundenausstellung für Banz (X) sind sich Hirsch und Guttenberg einig. Es wird in der Markgrafen-Urkunde (1) kundgetan, daß die Stifter das Kloster Banz zu dem gleichen Zeitpunkt errichteten, als sie in dem beurkundeten Jahr 1069 die Propstei Heidenfeld dem Bischof Adalbero übertragen (C). „.. anno MLXVIII indictione VII regnante Henrico IV romanorum imperatore .." (1) Diese Feststellung in der Markgrafenurkunde (1) wird von beiden Forschern als von

der Vorlage (X) richtig übernommen anerkannt. Dazu kommt die von dem Banzer Mönchsschreiber vorgenommene Übertragung der Heidenfelder Stiftungsjahreszahl 1069 in seine verfertigte Schutzurkunde (I).

In Berücksichtigung, daß die Stifter mit allen Zeugen bei der oblatio (C) von Heidenfeld am 9. Juli 1069 in Würzburg vor dem Bischof erschienen waren und nicht zu gleichem Termin zur traditio von Banz (X) in Bamberg sein konnten, kann mit „gleicher Zeitpunkt" nur das gleiche Jahr 1069 gemeint sein. Während Heidenfeld im Sommer, wird Banz mit Sicherheit in Beachtung der Bemerkung über die bischöfliche Landzuteilung „zwischen diesem und dem nächsten Weihnachtsfest" im Herbst 1069 gegründet worden sein.

Dem edlen Stifterpaar, das nun in der Burg Unterkunft für einen kleinen Convent und dessen legendären ersten Abt Konrad geschaffen hatte, war nach dem Tod des Sohnes Konrad (oder Heinrich) durch den Unglücksfall eine einzige Tochter und Erbin Hadewik (Hedwig) verblieben, die sich mit Otto von Abenberg verehelichte. Wolfram comes et frater eius Otto de Abenberg stehen in der Zeugenliste der Markgrafenurkunde (1). Auch der Bruder von Markgraf Hermann, der Graf Frideric von Kastl-Habsberg, war als Zeuge in Würzburg und Bamberg (1069) erschienen und wurde mit acht anderen an erster Stelle per aurem tracti: nach bayerischer Sitte als besonders verantwortlicher Zeuge „am Ohr gezupft" [5]). Ebenso unterschreibt als Zeuge ein Gebehart comes de Sulzpach aus dem mit den Grafen von Kastl-Habsberg nah verwandten Nordgau-Geschlecht von Sulzbach-Rosenberg. Aus der echten Stiftungsurkunde (X) sind in der Markgrafenurkunde (1) die Titel einzelner Zeugen übernommen, während diese bei der Aufzählung der Zeugen in der Kanzleinotiz von Bamberg als nicht notwendig für den bischöflichen Akt (D) vom Abschreiber weggelassen wurden. Die feste Verbindung des Banzer Markgrafen Hermann zu seinem Heimatland, zum Nordgau mit dessen Hauptburg, der Vohburg (20 km von Ingolstadt donauabwärts), ist hier noch spürbar lebendig. In den Inschriften zu den Sagendarstellungen an der Decke des barocken Kaisersaales von Kloster Banz (Sebastian Reinhard 1710) ist Hermann so mit „Marchio de Vohburg" bezeichnet. Friedrich und der jüngere Hermann waren Söhne von Hermann d. Älteren und Haziga v. Scheyern, die auf den Burgen Kastl und Habsberg (Oberpfalz) saßen. Friedrich trat als älterer Sohn die Erbfolge an. Seine Burg Habsberg liegt zwei Stunden südlich von Kastl, wo er 1098 zusammen mit der Witwe Luitgart des Nordgau-Markgrafen Diepold I. das Kloster Kastl stiftete und dort als vir religiosus seine letzten Tage beschloß. Hermann von Habsberg war aus dem Nordgau seiner Gemahlin Alberada-Bertha in den Banzgau

als den östlichen Teil des Grabfeldgaues, des größten der 19 Gaue Ostoberfrankens, gefolgt und hatte dort wie auch sein Schwager Heinrich von Hildrathausen, Gemahl der Beatrix von Schweinfurt, den Markgrafentitel seines 1057 verstorbenen Schwiegervaters Otto angenommen [5]).

Die genaue Lage der ottonischen „Landesburg" (W. Emmerich) [14]) auf einem der vier Banzberge läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Wie der Schweinfurter Stammsitz (auf dem Peterstirnberg bei Schweinfurt), ferner die Territorienburgen Oberammerthal (bei Amberg), Creußen, Kronach oder noch weiter östlich Nabburg und Cham, diente auch Banz als Verwaltungszentrum in seinem Gau. Nach dem gründlichen Vergleich von 16 ostfränkischen Castella und Castra dieser Zeit durch W. Emmerich können wir uns ein ungefähres Bild von dem Leben auf einer solchen Burg machen. Die Befehlsgewalt lag bei dem custos oder praefectus (Burggraf), der mindestens acht bis zwölf milites (Ritter) befehligte. Diese saßen auf Turmhügeln in der Umgebung und wirtschafteten dort. In der Landesburg hatten diese milites bestimmte Burghuten (area oder domus) inne, deren Gebäude im äußeren Burgbereich nahe dem Tor oder Wall lagen. Im Wechsel hatte einer der milites Wache auf der Burg. Der Burggraf wohnte in der eigens von der äußeren Burg durch Mauern getrennten und befestigten Oberburg. Es gab Steinmauern, aber auch Holz war reichlich zum Bau der Tore, Umwallungen und Gebäude verwandt worden. Neben den „Alten"-Orten, den karolingischen villae in den Tälern (z. B. Alten-kunstadt, Alten-Banz), wurden die Burgen der ottonischen Zeit auf den 928 in Worms gefaßten Reichsbeschluß hin gegen den Ungarnansturm stärker ausgebaut. Die merowingisch-karolingischen Burganlagen, seit 704 beurkundet, waren eng und klein: etwa die Grabfeldburg, Eiringsburg, Vogelburg, sowie die castella Karlsburg, Hammelburg oder Würzburg. Aus dem Vergleich mit anderen Befestigungen läßt sich für das vermutete karolingische Castellum und das ottonische castrum Banz die Theorie aufstellen, daß auf dem vordersten Banzberg das karolingische Castellum unter dem karolingischen Burgpatron Saint Gilles (St. Aegidius; später dort Aegidiuskapelle im Friedhof) stand und auf dem zweiten Berg (dem heutigen Klosterberg) mit seinem Felsplateau (in den Klosterkellern noch sichtbar) das castrum principale [11]), die neuntürmige Markgrafenburg, deren Mauern neben der Oberburg und den festen Häusern der milites auch das erste Klösterchen einschlossen. Die große Erdumwallung auf dem breiten Rücken des dritten Berges ist wohl eine zusätzliche Fluchtburg der Ungarnzeit für die offenen Dörfer der Umgebung, in der Mensch und Vieh Platz fanden (Ungarnrefugium). Ein Wallschnitt zeigte Spuren von verkohltem Holz der Pallisadenbefestigung. Es wäre denkbar, daß nach dieser Zeit

„ZU EHREN EINEM KINDLEIN KLEIN . . ."

Barockes Epitaph (1760) für den im Main ertrunkenen Markgrafensohn und Erben von Burg Banz. (Auf der dem Altmain zugekehrten Außenmauer des Conventbaues von Stift Heidenfeld, das 1069 zwölf Kilometer von Schweinfurt mainabwärts an der Bergungsstelle von den Eltern gegründet wurde.)

der Patrozinienwechsel zwischen Lorenz (dem Tages-Heiligen des Ungarnsieges auf dem Lechfeld 955) mit Martin (dem fränkischen Königshofpatron) in Altenbanz sich vollzogen hat. Die Gründung eines kleinen Klosters (cellula) hinter den Burgmauern in Banz hatte ein Vorbild in der Gründung eines Nonnenklosters zwischen 1003—1015 auf der Schweinfurter Stammburg. Die Verwandlung in ein Mönchskloster erfolgte dort erst 1155. 1265 wurde es vom Deutschen Orden übernommen. Das dem heiligen Petrus geweihte Kloster trug den Namen Stella Petri. Aus Peters Stern machte der Volksmund Peterstirn.

Bevor die Klosterstiftung im Herbst 1069 in der Burg Banz vollzogen war, mag die Hochzeit der Markgrafentochter Hadewik (Hedwig) mit Otto von Abenberg gefeiert worden sein. So war es zur Einladung der Abenberger Grafenbrüder als Zeugen bei der Klosterstiftung 1069 gekommen.

Die Stammväter der Abenberger waren Lehensgrafen des Bamberger Bischofs im Radenzgau und Burggrafen von Kunstatt am Main (Adalbert 1007/1035), wo auch Alberada Erbgüter hatte. Erst später nannten sie sich nach ihrer neuerbauten Burg Abenberg, die im mittelfränkischen Landkreis Schwabach an der Altstraße Nürnberg-Ulm liegt. Comes Woluerammus der Ältere ist 1045 belegt. So ist der in der Sage überkommene Name „von Ratzenberg" als der Geschlechtername des Gemahls Otto von Abenberg möglich, wenn auch ein Burgstall Razenberg — der eine bei Eschenfelden, der andere westlich von Buchenrod/Oberfranken/Itzgrund inmitten der 17 Orte ratzenbergischen Besitzes — nicht eindeutig mit Abenberger Vorfahren in Verbindung gebracht werden kann [15]). Otto von Abenberg erbte durch seine Gemahlin nach dem Tod seines Schwiegervaters Hermann die Vogteirechte über Banz. Nach dem Tod seines älteren Bruders Wolfram 1166 übernahm Otto die Grafschaft. Mit Hedwig besaß er drei Kinder. Der Enkelsohn des Banzer Markgrafenpaares Rapoto (in nicht weniger als 50 Urkunden von 1112—1172 genannt) wurde Lehensgraf des Bamberger Bischofs im Rangau wie Stifter des Hausklosters von Heilbronn und Klostervogt von Banz. Er hatte auch noch im Frankenwald Besitzungen (Burg Nordeck). Der zweite Sohn Reinhard bestieg den Bischofsthron von Würzburg (1171—1184). Die Schwester Hedwig zog in ein ihr von Vater und Mutter vererbtes Klösterchen in Abenberg, das ihr der Bruder Rapoto 1151/52 nach dem Tod der Eltern aber wieder wegnahm. Ein Vergleich von Geschichte und Sage zeigt in Banz die Auswechslung des geschichtlichen Ehegemahls Otto mit seinem als gewalttätig bekannten Sohn Rapoto (Radbot) an der Seite der Markgrafentochter Hedwig I (in der Sage Blandusina). Die Inschriften auf

den Bildern der Banzer Kaisersaaldecke geben die Sage wieder. Bild der angeblichen Entführung der Markgrafentochter: „Blandusina filia per raptum Radboti tollitur armis." Bild mit auffliegendem Handschuh und Übergabe des Entführers durch Alberada an Gottes Gerechtigkeit: „Raptorem Dei judicio tradit". Die Aussöhnung zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn: „conversio Radboti". Die Enkelin des Banzer Markgrafenpaares Hedwig II, Tochter von Otto und Hedwig I, ist als selige „Stilla von Abenberg" in die Geschichte der Heiligen Frankens eingegangen. Ihre Legende bietet bekannte Motive: das Handschuhauffliegen (wie bei ihrer Großmutter Alberada), Grabbestimmung durch ein Tiergespann (Fuhrmannmotiv vgl. Magdalenenkapelle in Baunach). Geschichtlich ist ihr Aufenthalt im Klösterchen (1136—1151) und ihre Gründung des Peterskirchleins als ihre Grablege in Abenberg. (1675 niedergebrannt, 1685 Neubau. Bildnisgrabstein 13. Jh. Seit 1482 dort das Augustinerinnenkloster Marienburg.) Die Verehrung ist bezeugt seit 1480. Der Kult wurde 1927 päpstlich bestätigt. Ihr Gedächtnis wird am Sonntag nach dem 14. Juli gefeiert [15]).

Trotz der reichen Dotierung des Klosters blieben dem Markgrafen in seinem castrum principale und dem Banzgau soviel Vermögen und Macht, daß er neun Jahre nach der Klostergründung mit seinen Rittern und Bauern seinem durch Verrat hart bedrängten König Heinrich IV. (1056—1106) zu Hilfe eilen konnte. Auf der Fürstenversammlung in Forchheim war am 15. März 1077 von einem Teil der Fürsten Rudolf von Rheinfelden zum Gegenkönig gewählt und am 26. März in Mainz gekrönt worden. Von Sachsen her unternahm Rudolf als erstes einen Einfall in Franken, das zusammen mit dem bayerischen Nordgau König Heinrich IV. treu geblieben war. Nach vergeblicher Belagerung von Würzburg, mußte sich Rudolf wieder nordwärts zurückziehen, um freilich anfangs August 1078 erneut nach Franken vorzustoßen und dem vom Rhein her marschierenden Heer der ebenfalls abgefallenen und abgesetzten Herzöge Berchtold von Kärnten und Welf von Bayern Waffenhilfe zu leisten. Da stellte sich König Heinrich IV. am 7. August 1078 zwischen Mellrichstadt und Streu im Grabfeldgau (803 erstmals erwähnt) Berchtold und Welf entgegen. In blutiger Schlacht (heute heißt noch ein Feld im Tal des Flüßchens Streu der Blutacker) wird das von Heinrich IV. ausgerüstete fränkische Heer von den abgefallenen Herzögen geschlagen. Aber diese, wie auch der Gegenkönig Rudolf, mußten sich mit ihren geschwächten Kräften aus Franken zurückziehen. Rudolf wich nach Sachsen aus. Zwei Jahre später kam es am 16. 10. 1080 an der sächsischen Elster zur Entscheidungsschlacht, in der Rudolf tödlich getroffen wurde. In der mörderischen Schlacht bei Mellrichstadt/Streu (7. 7. 1078) war auch auf seiten König Heinrichs inmitten des

fränkischen Heeres Markgraf Hermann schwer verwundet worden. Nach der königstreuen Stadt Würzburg gebracht, verschied Markgraf Hermann (nach dem Totenbuch der Abtei Michelsberg) am 4. 10. 1078 und wurde nach gelöstem Bann — er hatte ja auf der gebannten königlichen Seite gestanden und gekämpft — im Stift St. Burkard zu Würzburg beigesetzt. Auch sein Schwager Heinrich von Hildrateshausen, der Gemahl der Beatrix von Schweinfurt, und der Markgraf des Nordgaues Diepold I. waren in diesen Kämpfen um Mellrichstadt 1078 auf der Seite des Königs gefallen.

Alberada hatte sich als conversa des Hausklosters Banz mit einigen ihrer Frauen nach einer Tradition auf den Aegidiusburgberg zurückgezogen, dessen Kirchlein St. Egid bis ins 18. Jahrhundert als Gesindekapelle benützt wurde. Heute dient der Platz als Friedhof für die Pfarrei Banz. Auch an der Kinzig in Selbold hatte sie ein weiteres Kloster gestiftet [5]). Alberada ist nicht lange nach ihrem Gemahl gestorben. P. Placidus Sprenger nennt den 1. 1. 1081 als ihren Todestag. Das Cenotaphium, das Totenbuch von Banz (Collectum 1665, Renovatum 1719, Jahr der Kirchenweihe) [16]), bezeichnet den 11. November, den Martini-Tag, als Gedenktag der Fundatores: „Obijt Illustrissimus Dominus D. Hermannus Marchio a Vohburg et Illustrissima Domina Domina Alberada Comitissa a Banth Coniunx. Fundatores huius Monasterii." Mit dem Totenamt des Abtes in Trauer-Ornat und Mitra und mit reichen Armenspenden von Hunderten von Brotlaibchen wurde dieser Tag bis zur Säkularisation vom Convent dankbar begangen.

An der um 1150/80 umgefälschten Stiftungsurkunde (1) hängt ein großes spitzovales Siegel des Markgrafen. Diese Form entspricht dem Stil des 12. Jahrhunderts. Ein Ritter mit Sturmhaube und Kettenhemd hält Fahnenlanze und Langschild. Aus den eisernen Beschlagsarabesken für den Holzschild wurde später die Form des „Türbandes" als Wappenzeichen von Banz abgeleitet. Die Siegelumschrift: HERMANUS DEI GRATIA MARCHIO DE BANZA [17]). Vielleicht ist das Siegelbild eine Nachahmung einer echten Vorlage in der Gründungsurkunde (X), wenn auch die Spitzovalform später anzusetzen ist.

Dem Bericht eines bischöflichen Kanzleischreibers in Bamberg (bei Hirsch als E) über Gründung, Verfall und Erneuerung des Klosters zufolge [18]), setzte nach dem Tod von Alberada durch „prelatorum neglegentia" bald eine unverantwortliche Verschleuderung der klösterlichen Ausstattungsgüter ein, so daß Bischof Otto I., der Heilige, eine durchgreifende Reform unternehmen mußte.

Auch bei der „Urkunde" (Sigle 2) des Bischofs Otto I. zur Wiederherstellung der Abtei von 1114 und 1127 ist eine Umfälschung aufzudecken [19]).

Nach dem Schriftzug zu urteilen, handelt es sich bei dem Verfertiger um den gleichen, uns nun schon bekannten Banzer Klosterschreiber zwischen 1150—80. Parallel zu jenem undatierten Kanzleibericht (E) entwickelt er von einer unbekannten Vorlage (Urschrift?) her seine neue „Urkunde" (2). Dabei begeht er den wesentlichen Fehler, daß er den dem Bamberger Bischof noch 1174 urkundlich nachweisbar gehörenden Berg Steglitz durch Bischof Otto († 1139) dem Kloster vorzeitig zum Geschenk macht. Der Grund für diese Anfertigung liegt offensichtlich in den Streitigkeiten um den Berg Steglitz, der auf Grund dieser falschen Urkunde [19]) (2) später wirklich in Besitz des Klosters gelangt, wie es eine andere vorhandene Urkunde beweist [20]). Auch hier ist die echte Gründungsurkunde des Bischofs Otto, aus der das Datum der neuen Klosterweihe, der 21. September 1114, wohl richtig übertragen wurde, verdächtig unauffindbar.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts versuchen viele Reformklöster, beunruhigt durch Besitzstreitigkeiten, Meinungsverschiedenheiten mit dem Bistum, Bedrückungen durch den Klostervogt, sich der Eigentumsansprüche zu erwehren. Die gleichen Mittel sind aus vielen Klöstern bekannt. Sie erscheinen gleichsam als Notwehr. Man überarbeitete die echten Stiftungsurkunden (die man danach verschwinden ließ) und fügte, den veränderten Verhältnissen entsprechend, neue Bestimmungen hinzu, um sich den geistlichen Oberherrn gegenüber auf diese zu stützen. Dieses Mittel der „Urkundenverbesserung" wird allerorts angewandt, nicht zuletzt in dem Hirsauer Reformkloster Prüfening, woher der Reformabt Balduin (1114—1139) nach Banz kam. Auch sein Nachfolger Abt Bertold (1139—1180) war erfüllt von dem Geist der Sicherung. So förderte er nicht nur die Arbeit in der Klosterschreibstube, sondern ließ auch 1148 die Rechte und Besitzungen von Banz durch Papst Eugenius III. bestätigen [21]).

Noch im 16. Jahrhundert dienen diese „Originalstiftungsbriefe" (Adalbero-, Markgrafen-, Bischof-Otto-Fälschung, ein undatiertes Stück, die Papst-Eugenius-Bestätigung von 1148 und ein Meranischer Schutzbrief von 1248) zur Vorlage bei Kaiser Karl V. für die kaiserliche Bestätigungsurkunde (gegeben zu Augsburg 26. VI. 1548) [22]).

Für den Heimatforscher ist so Klärung eingetreten und damit — parallel zu dem ebenfalls 900jährigen echten Gründungsdatum vom 9. Juli 1069 des markgräflichen Stiftes Heidenfeld — zur Feier des 900jährigen Bestandes eines lebendig gebliebenen geistig-religiösen Zentrums unserer Heimat sein möglichst genauer Beginn erforscht: die Stiftung und Gründung des Benediktinerklosters Banz im Herbst 1069.

Anmerkungen:

[1]) Hans Hirsch: Die echten und unechten Stiftungsurkunden der Abtei Banz. Wien 1919. Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitz. Ber. 189 Bd. 1 Abh. — Die Siglen sind nach Hans Hirsch gewählt. Schriftproben bei Hans Hirsch, Anhang.

[2]) Abdruck bei Carl Theodori: Geschichte und Beschreibungen des Klosters Banz in Bayerns Oberfranken, hrsg. von Alfons M. Favreau, Lichtenfels 1925, S. 119, (Ernst Friedrich Johann Dronke Trad. et antiquitates Fuldens. Fulda 1844 S. 138 f, 144 f).

[3]) Alfons M. Favreau, vgl. Fußnote 2, Vorwort S. VI.

[4]) Friedrich Stein: Das Ende des markgräfl. Hauses von Schweinfurt, in Zschft. „Forsch. z. dt. Gesch." Bd. 14, 382 f und: Erich Frh. v. Guttenberg: Die Territorienbildung am Obermain Bamberg 1926 (= 79. Bericht des Hist. Vereins Bamberg S. 126) und: Grundzüge der Territorienbildung am Obermain (= Neujahrsblätter der Ges. f. Fränk. Geschichte, 16), Würzburg 1925, S. 45 f und: Annalista Saxo, ed. Waitz, M.G SS VI S. 679 f.

[5]) Karl Bosl: Das Nordgaukloster Kastl, in Verhandl. d. Hist. Ver. v. Opf. u. Regensburg, 89. Band 1939, Kap. IV Hermann d. Jüngere S. 42—45 und: Friedrich Stein: Das markgräfliche Haus v. Schweinfurt, in: Arch. d. Hist. Ver. v. Ufr. u. Asch., Würzburg 1900, Bd. 42, S. 45 ff.

[6]) Hans Hirsch a. a. O., S. 22: vgl. den Bearbeiter des Urkundenbuches von Fulda: Stengel Fuldensia-Arch. f. Urkundenf. 7, 4 ff.

[7]) Bisch. Cop. 1 Fol. 104 (B). Abdruck bei P. Plazidus Sprenger S. 293 u. 6. und bei Paul Oesterreicher, Gesch. d. Herrschaft Banz II. Teil (Bamberg 1833) S. 12 u. 6 und bei Erich Frh. v. Guttenberg: Regesten der Bischöfe von Bamberg III, 27. S. 209 — Bei Hans Hirsch Sigle D (S. 16).

[8]) Erich Frh. v. Guttenberg in: Bamb. Bl. 3 (1930), 333/41 und: Erich Frh. v. Guttenberg Reg. Nr. 286 S. 131/36, zitiert nach Isolde Maierhöfer in: 100 Jahre Landkreis Staffelstein. 1962. S. 39 Anm.

[9]) Paul Oesterreicher: S. 6 n. 3, vgl. Hans Hirsch S. 15 Sigle C. — Zu Heidenfeld: in Kal. f. kath. Christen. Sulzbach 1897, S. 118 und örtliche Aufzeichnungen des jetzigen Besitzers, der Kongreg. d. Töchter des hl. Erlösers, Würzburg (seit 1901).

[10]) P. Placidus Sprenger: Dipl. Geschichte der Benediktinerabtey Banz in Franken von 1050—1251. Nürnberg 1803, S. 288 ff und: Paul Oesterreicher 2, VIII n. 4.

[11]) P. Placidus Sprenger: a.a.O. S. 290 ff, und: Paul Oesterreicher 2, IX ff, und: Hans Hirsch S. 8—15 — Zum Ungarnrefugium: Klaus Schwarz: Die Vor- und Frühgesch. Geländedenkmäler Oberfrankens. Kallmünz 1955 S. 161.

[12]) Hans Hirsch: a.a.O. S. 8 n. 4.

[13]) Erich Fhr. v. Guttenberg: Regesten der Bischöfe v. Bamberg S. 21, 2.

[14]) Werner Emmerich: Landesburgen in der ottonischen Zeit, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Arch. des hist. Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 87, Würzburg 1964, S. 301 ff. und: (erweiterte Darstellung) in Archiv f. Gesch. v. Oberfranken. Bayreuth 1957, Bd. 373, S. 50 ff und: Klaus Schwarz: Erste Ausgrabungsergebnisse aus der frühmittelalterlichen Grafenburg zu Oberammerthal/Lkr. Amberg; in: Jahrb. d. bayer. Bodendenkmalpflege, München 1962, S. 95 — Zum Peterstirnberg: Friedrich Stein: vgl. auch [4]).

[15]) Alfons M. Favreau: a.a.O. S. 15 und Werner Emmerich: Archiv f. Gesch. v. Ofr., Bayreuth 1957, Bd. 37, 3 S. 78 — Zu Razenberg: Lorenz Walter: Die Herren von Razenberg - Studie

über ein nordoberfränkisches Ministerialengeschlecht Ibff L d 11/12 1953, 261/76. und: Hellmut Kunstmann: Der Burgstall Razenberg bei Eschenfelden. Fr. Bl. Jg. 10, 1958, S. 39, und: Isolde Maierhöfer: Das Schloß u. Kloster Banz in: 100 Jahre Landkreis Staffelstein. Lichtenfels 1962, S. 39. und: Unterrichtshilfen für das Schwabach-Rother-Land Heimatkunde hrsg. v. Christof Haag, Schwabach, 1957. Folgen 65—75. — Zu Stilla: Lex. f. Theol. u. Kirche hrsg. M. Buchberger 1937, IX, S. 831 — Nach Friedrich Stein Anm. 5 a.a.O. S. 47 wird Alberadas Tochter Hedwig Judith genannt. (Verwechslung mit Alberadas Schwester Judith.)

[16]) Pfarrarchiv Banz.

[17]) Abbildung bei Alfons M. Favreau a.a.O. S. 9.

[18]) Paul Oesterreicher I. c. S. XVII f. n. 8. Bei Hans Hirsch Sigle E.

[19]) Hans Hirsch: S. 8 u. S. 17, Sigle 2, P. Plazidus Sprenger I c. S. 297 ff, Paul Oesterreicher I c. S XIV und: Hellmut Kunstmann — Ferdinand Geldner: Der Kampf um die Burg Steglitz, in Fr. Bl. Jg. 3, Bamberg 1951, Nr. 7.

[20]) Paul Oesterreicher: I c. S. XXI n. 10.

[21]) Alfons M. Favreau a.a.aO.: Urk. VII S. 129.

[22]) Alfons M. Favreau: Urk. IX S. 132/36.

Reinhard Maria Libor, Kaufbeuren:

DAS SIEDLUNGS- UND MISSIONSWERK DER LANGHEIMER MÖNCHE

LANGHEIMS ANTEIL AN DER ABENDLÄNDISCHEN OSTBEWEGUNG

Schon zu Lebzeiten Sankt Bernhards, 1090—1153, hatte der Orden der Zisterzienser fast in allen Ländern Europas seine Bewährungsprobe bestanden. Gerade droht nach der Eroberung der Kreuzritterbastion von Edessa durch den Emir von Mossul das Königreich Jerusalem mit seinen heiligen Stätten wieder in die Hände des Islams zu fallen, als der redegewaltige Ordensvater Bernhard von Clairvaux — durch Bitten König Ludwigs von Frankreich an Papst Eugen III. bewegt — sich aufmacht, den zweiten Kreuzzug, 1147—49, zu predigen.

Noch ist der Hoftag zu Vezelay nicht gekommen, noch haben sich Fürst, Ritter und Ordensmann nicht zur großen Kreuzfahrt gerüstet, da entsendet der Zisterzienserabt Adam von Langheim [1]) die ersten Siedlermönche über Fichtelgebirge und Oberpfälzer Wald nach Böhmen und erhebt sein Kloster durch diesen Entschluß zur Stammzelle für eine Anzahl neuer Ordensniederlassungen im östlichen Entfaltungsraum. Diese Teilnahme Langheims an der abendländischen Ostbewegung verfolgte weder politische Ziele noch unterlag sie der Lenkung durch die Reichspolitik, vielmehr waren die Mönche bestrebt, das geistig-kulturelle Ideal in die neuen Gebiete zu tragen, dort durch harte Arbeit, Rodung und Bebauung, wie auch vermöge ihrer hervorragenden Leistungen in Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Wasserwirtschaft, Handwerk, Kunst und Architektur eine Hebung der überbrachten Landeskultur zu bewirken. Auf diese Weise wuchs mit der Anerkennung des Ordens auch das Ansehen der mönchischen Besitzungen so sehr, daß sie sich wirtschaftlich gestärkt und für die Zukunft gesichert immer weiter ausdehnten.

Waren bisher die benachbarten Klöster Ebrach und Waldsassen mit eigenen Tochtergründungen in Böhmen seßhaft geworden — man denke hier an die Abteien Sedlitz, Osseg und Nepomuk [2]) — so sahen jetzt auch die Langheimer Zisterzienser ihre vornehmliche Aufgabe darin, im gleichen Siedlungsland ein Kernkloster für weitere Ordensniederlassungen zu schaffen.

Die böhmischen Klöster Plaß und Hradist

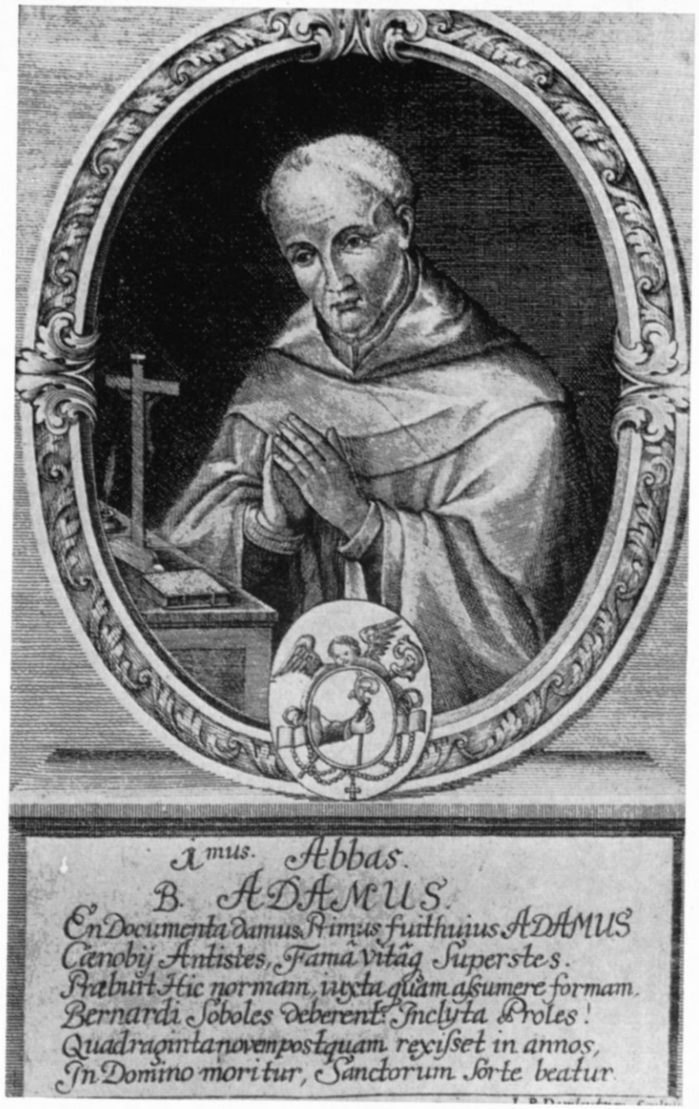
Am 25. März 1145 wird in Westböhmen die Langheimer Tochterzisterze Plaß (Plassense monasterium) gegründet, das Mutterhaus mehrerer Neuklöster [3]). In einem dichtbewaldeten Tal, unweit der heutigen Stadt Pilsen, hatten sich die ersten Mönche unter dem Schutz Herzogs Ladislaus II. von Böhmen niedergelassen. Schon im August 1146, so sagt die Überlieferung, soll der Fürst den mönchischen Siedlern seinen Schenkungsbrief übergeben haben. Im Jahre 1210 wird als zweiter „Abbas Plassensis" der sehr angesehene Mönch Conradus bezeugt. Er war Professe von Langheim und wurde als geistlicher Vater und befähigter Ökonom ins böhmische Kloster entsandt, wo er nach seinem Tode als Seliger verehrt wurde [4]).

Mehr als dreißig Jahre später hatte sich der Plasser Konvent so vergrößert, daß eine Schar von Mönchen — es mußten immer zwölf sein, dazu der Abt — sich in Hradist (Gradicium, Gradiacensis Abbatia, Münchengrätz) in der Diözese Leitmeritz niederließen [5]). Am 8. September 1177 nahmen die Mönche vom Stifter Hermann de Ralsko den Klostergrund in Besitz. Erster Abt war vermutlich der Mönch Theoderich, der im Jahre 1184 beurkundet wird. Als schnell aufstrebendes Kloster blieb Hradist ohne Tochtergründung. Am 30. April 1420 wurde es von den Hussiten völlig dem Erdboden gleichgemacht.

Die mährischen Tochterzisterzen Welehrad und Wisowitz

Genau sechzig Jahre nach der Fundation des Stiftes Plaß entsteht am 11. Novmeber 1205 in Mähren eine neue Tochterzisterze, das Kloster Welehrad (Welehradense monasterium, Belgrad, Bellegradum), im Bistum Olmütz gelegen [6]). Bereits 1202 hatte der Böhmenkönig Przemysl Ottokar I. [7]), ein Sohn Ladislaus II., mit seinem Bruder, dem mährischen Markgrafen Wladislaus Heinrich, diese Stiftung auf dem Grund der ehemaligen Benediktinerzelle von Leitomischl abgesprochen. Eine Urkunde aus dem Jahre 1202 hat sich als Fälschung herausgestellt, denn das um einige Jahre spätere Dokument Ottokars I. ist verlorengegangen [8]).

Unter der Führung von Tezelin, des späteren ersten Abtes von Welehrad, kamen zunächst drei Mönche und zwei Conversen (Laienbrüder) hierher. Sehr wahrscheinlich hatten die Siedler in dem unwegsamen Tal zunächst große Schwierigkeiten zu bestehen, denn von Tezelin wissen wir, daß er erheblichen Prüfungen ausgesetzt war [9]), wie dann auch einer seiner Nachfolgeräbte im Hussitensturm „bei lebendigem Leibe



Dominus Abbas Adamus, erster Abt des Klosters Langheim. Gestochen von Johann Peter Demleutner, 1732

im Feuer erprobt wurde". Die erste päpstliche Bestätigung stammt aus dem Jahre 1208. Eine Urkunde aus dem Jahre 1220 gibt Aufschluß über die Gebietserweiterungen und über den Ankauf des Klosters Jaroschau vom Olmützer Kanoniker Siegfried [10]). Schon in einem vor 1220 erlassenem Dekret trug Papst Honorius III. dem Mainzer Erzbischof auf, das Kloster Welehrad gegen alle Bedrängnis in Schutz zu nehmen. Einen besonderen Gönner fanden die Mönche in Bischof Robert von Olmütz, dem Zisterzienser [11]). Es darf angenommen werden, daß er vor seiner Berufung auf den Olmützer Bischofstuhl Prior des Zisterzienserklosters Nepomuk in Westböhmen war.

Seit Jahrhunderten galt Welehrad als Nationalheiligtum der Slaven, weil hier nach den zweiten Hauptpatronen des Klosters Cyrill und Methodius die Cyrill-Methodischen Wallfahrten stattfanden [12]). 1421 wurde die Abtei von den Hussiten ausgeplündert, 1650 erklärte sie der Orden wieder zum selbständigen Kloster, das 1784 aufgehoben, im Jahre 1890 dem Jesuitenorden übergeben wurde.

Das letzte Tochterkloster auf der Filiationslinie Langheim-Plaß besiedelten die Welehrader Mönche im Jahre 1262, es war die Abtei R o s a M a r i a e oder W i s o w i t z (Vysovice, Smilheim) im Bischöflichen Hochstift Olmütz [13]). Das Kloster wurde vom Kastellan Smil de Strjlek am 21. August 1261 gegründet [14]), nachdem am 30. Januar desselben Jahres Papst Alexander IV. die Besitzvergabungen des Stifters bestätigt hatte. Nach Smil [15]), der als Beweggrund für diese Stiftung seine Kinderlosigkeit nannte, hieß das Kloster seit Beginn auch Smilheim [16]). Vermutlich trug der erste Abt den Namen Albert, denn so bezeichnet die Urkunde vom 14. März 1270 einen Mönch gleichen Namens.

Die Lage der Zisterze war sehr ungünstig, Nachwuchs und Besitzungen mehrten sich kaum, so daß Wisowitz keine Tochtergründung hervorbringen konnte. 1424 von den Hussiten verwüstet, ging die Abtei spätestens 1482 unter.

Gründung der Abtei Schlägl in Oberösterreich

Außer der Tochterlinie Plaß-Hradist-Welehrad-Wisowitz versuchte Langheim im Jahre 1209 eine zweite Linie ins Leben zu rufen, als nämlich der zum Abt gewählte Langheimer Konventuale Chundericus den schon seit 1191 in S c h l ä g l oder S l a g a (Slagense monasterium Beatae Mariae Virginis) ansässigen Siedlermönchen nachgeschickt worden war [17]). Der Ministeriale und Ritter Chalhoch (Kolchoch) von Falkenstein hatte am 25. Juli 1191 diesen Flecken bei Aigen für eine Klostergründung

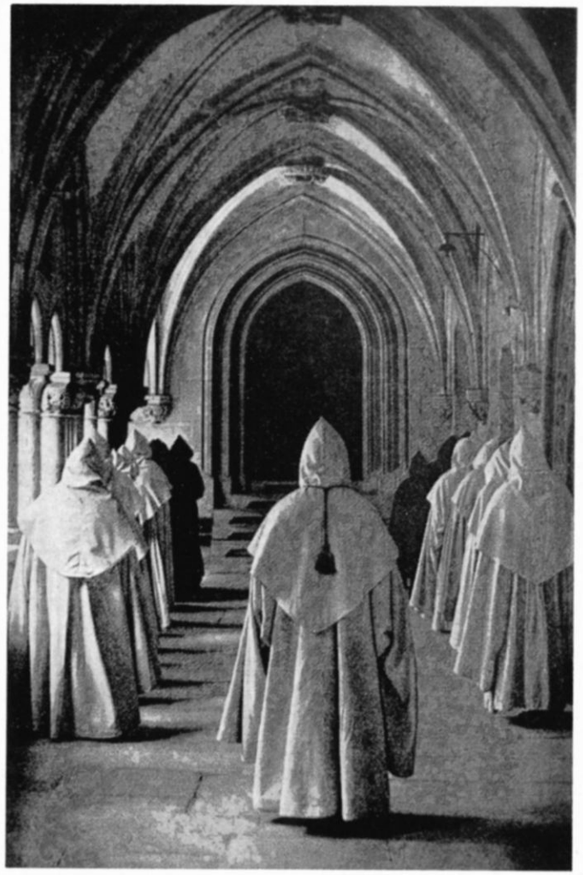
Zisterzienser-Mönch bei der Rodung

gestiftet [18]) und dem Langheimer Abt Heinrich I. [19]) zur Besiedlung angeboten. Seit 1209, dem Jahre der Erhebung Welehrads zur Abtei, versuchte der kleine Konvent mehr als sieben Jahre lang in Ungemach und Armut die Zisterze zu unterhalten. Da den Mönchen aber nicht einmal das Notwendigste an Lebensgut zur Verfügung stand und sie darüber hinaus ständig einem gesundheitsschädigenden Klima ausgesetzt waren, gerieten sie in große Not. Erst als der Abt und ein Bruder vor Hunger und Kälte starben [20]), verließen die übrigen Mönche zur Nachtzeit — „ihre Bücher, Kelche und Gewänder mit sich nehmend" — diese Stätte und kehrten nach Langheim zurück. Abt Heinrich II. nahm die Heimgekehrten väterlich auf und verzichtete am 20. Juli 1218 auf alle Rechte in Schlägl [21]). Schon 1236 bezogen Prämonstratenser-Mönche aus Osterhofen in Niederbayern die verlassene Zisterze Schlägl, jedoch verlegten sie das Kloster an einen günstigeren Ort in der Nähe der alten Gründung.

Die Visitationsrechte der Langheimer Äbte in Böhmen und Mähren

Seit dem Jahre 1281 stand das bisher von Heiligenkreuz bei Wien über das Zisterzienserstift Goldenkron (Sancta Corona, Corona aurea) in Südböhmen ausgeübte Visitationsrecht den Äbten von Langheim zu, die Äbte von Plaß konnten dazu beauftragt werden. Im Mittelalter galt das von Przemysl Ottokar II. 1263 zwischen Budweis und Krummau in einem stillen Moldautal gestiftete Kloster als bedeutender Hort der Frömmigkeit, Kultur und Geisteswissenschaften. Von ihren Weiseräbten beispielhaft gefördert, pflegten die Goldkroner Mönche eine innige Verehrung der „Lieben Frau von Corona aurea" [22]). Als Begründer zahlreicher Marienwallfahrten, besonders nach ‚Maria-Gojau' im Böhmerwald, erwiesen sie ihrem Gnadenbild in der rechten Seitenschiffapside der Abteikirche stets große Huldigung. 1420 raubten die Horden des Hussitenführers Ziska das Kloster aus, wer nicht mehr entkommen konnte, wurde grausam niedergemetzelt [23]). Dreieinhalb Jahrhunderte später, am 10. November 1785, ließ Kaiser Josef II. dem damaligen Abt Gottfried ein Dekret überreichen, worin er die Aufhebung der Zisterze verfügte und alle Güter und Schätze einem sogenannten Religionsfond übereignete.

Das Langheimer Visitationsrecht über Goldenkron hatte endlich auch zur Folge, daß die Äbte dieses Klosters nicht nur für die fränkischen Frauenstifte Maidbronn (Fons Virginis) bei Würzburg, Schlüsselau (Ager Clavium) südlich von Bamberg, Sonnenfeld (Campus Solis) bei Coburg und Himmelkron (Corona Coeli) zwischen Bayreuth und Kulmbach zuständig waren [24]), sondern auch das Weiserrecht



Weiße Mönche mit ihrem Abt beim Gebet im Kreuzgang

über die drei mährischen Nonnenklöster Tischnowitz (Vorkloster, Tisnov, Himmelspforten) [25]) im Bistum Brünn, Königinkloster (Brünn, Mariasaal, Aula regia) [26]) und Oslavan (Mariental, Vallis S. Mariae) [27]) in der Diözese Olmütz inne hatten.

MISSION IM NORDEN

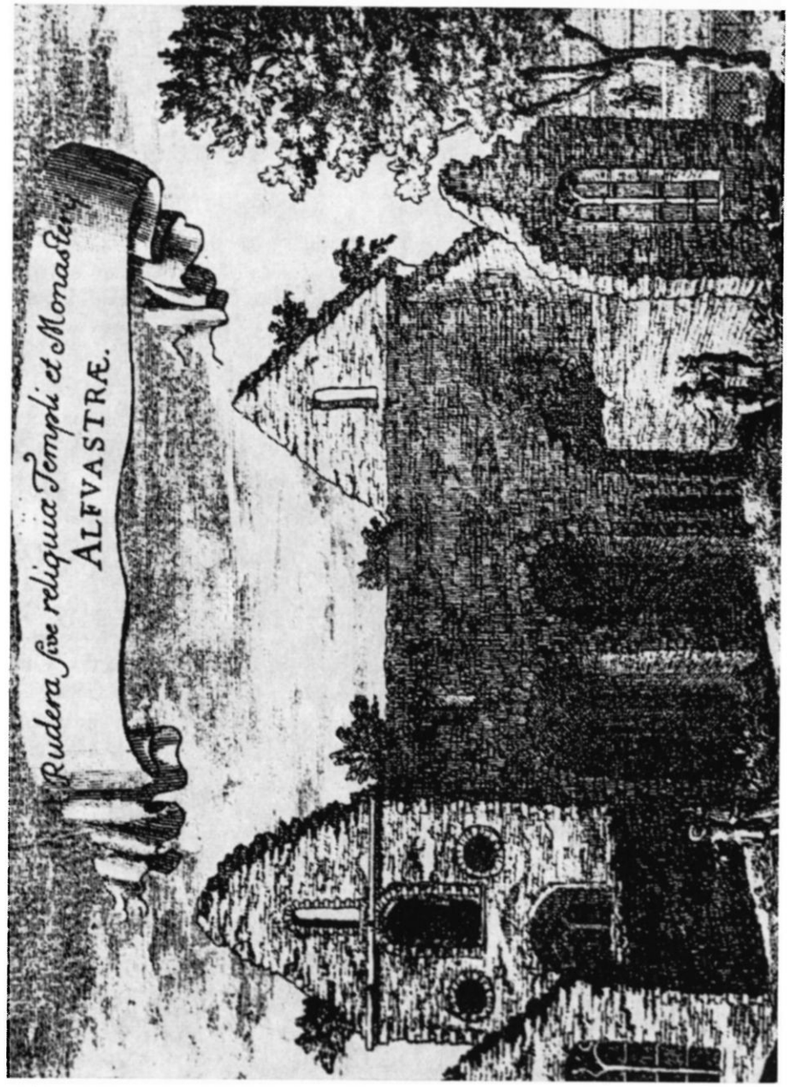
Seit Bestehen des Ordens sahen die Zisterzienser die Verwirklichung ihrer Ziele nicht nur in der Lösung der Kultivierungs- und Siedlungsfrage, sondern vor allem der Missionsaufruf forderte sie zur Bewährung heraus und ließ die Mönche im tiefen Bewußtsein einer echten Nachfolge Christi zu mutigen Bekennern und eifrigen Kündern des Glaubens heranreifen. Weil die meisten Kernklöster zwischen Rhein und Elbe jetzt imstande waren, aus ihren Gemeinschaften kleine Gruppen für die Gründungen neuer Ordenshäuser bereitzustellen, erwählten sie auch aus der Schar dieser siedlungstüchtigen Mönche einige Brüder für den Missionsdienst.

Nahezu jede größere und gut besetzte Abtei unterstützte im 12. und 13. Jahrhundert dieses selbst vom Generalkapitel empfohlene Sendungswerk. Wenn sich auch Langheim für das Wagnis inmitten einer feindseligen Welt altkultischen Heidentums interessieren ließ und im Werdegang der Zeit eigene Missionspläne in die Tat umzusetzen verstand, so mögen Anlaß hierzu die vorbildlichen Leistungen und Erfolge anderer Klöster gegeben haben.

Zu den Einzugsgebieten jener missionarisch geschulten und abgehärteten Zisterziensermönche zählten vorzugsweise die Länder im Norden mit ihren um die Ostsee gelagerten Küstenstreifen von Schweden bis Livland.

Sendung und Aufbruch

Bereits zwei Jahre vor seinem Tode, 1151, entsendet der Ordensvater Sankt Bernhard seine ersten Missionare nach Dänemark [28]), denen dann wenige Jahre später noch einige Mönche zur Unterstützung der Gründung von Esrom am 11. Februar 1154 folgen. Neben den schwedischen Tochterniederlassungen in Nydala und Alvastra [29]) wird die Mutterabtei Esrom sehr bald zum Ausgangspunkt bedeutender, für den ganzen Ostseeraum kulturweisender Neustiftungen des 12. Jahrhunderts, so [30]): Wiaskild in Jütland (1158) mit Oem (1166), Soroe in Dänemark (1162) mit Asylum oder As (1194), Dargun in Pommern (1172), Kol-



Ruine des ehemaligen Zisterzienserklosters Alvastra in der schwedischen Landschaft Östergötland
Stich aus dem 18. Jahrhundert

batz in Pommern (1175) mit Oliva bei Danzig (1186), sowie Ruhekloster in Schleswig (1192) und Eldena in Pommern (1199).

Lange Zeit vor der Kolonisation des Deutschen Herrenordens in Preußen und im Baltikum kommen mit den Klerikern, Kaufleuten und Rittern auch die Weißen Mönche über Lübeck und Wisley ins nordische Land und gründen dort ihre Missionsklöster [31]). 1208 entsteht die von Schulpforta (Porta) an der Saale aus gestiftete Zisterze „Mons Sancti Nicolai" (Padium) in Dünamünde. Außer der 1201 gegründeten und später mit Magdeburger Recht belegten Stadt Riga ist sie die älteste klösterliche Siedlungsstätte Livlands, an der Einmündung der Düna errichtet. 1234 beziehen Portenser Missionare in der gleichen Gegend den Ort Falkenau, während die Abtei in Dünamünde 1305 von ihrem Gründungsplatz weg nach Padis in Estland verlegt wird.

Die Langheimer Missionsäbte Marsilius und Hermann

An verschiedenen nördlichen Missionsunternehmungen beteiligte sich auch das obermainische Zisterzienserkloster Langheim mit nicht zu unterschätzendem Erfolg. Abt Marsilius, 1272—78, an Seeleneifer und Frömmigkeit dem ersten Langheimer Abt Adam ebenbürtig und von den Mönchen wegen seiner väterlichen Art sehr verehrt, sandte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt die ersten Brüder zur Verbreitung des christlichen Glaubens nach Preußen und Livland [32]). Wenig später aber gerieten die Missionare durch die haßerfüllten Nachstellungen heidnischer Priester in Hinterhalt und Folterung [33]). Als Abt Marsilius, der in den Urkunden der Jahre 1272, 1274 und 1276 bezeugt wird, von dieser Bedrängnis erfuhr, rüstete er selbst zur Nordfahrt, um seine Brüder aus der Gewalttat der Gegner zu befreien. In verhältnismäßig kurzer Zeit gelang ihm dieses Rettungsvorhaben, so daß der Abt — durch seinen großen Erfolg bestärkt — seiner hohen geistlichen Würde entsagte und sich von Papst Nicolaus III. zum Missionar für die Verbreitung des Christentums in Polen bestätigen und bevollmächtigen ließ. Leider starb der eifrige Missionsmönch schon im Jahre 1278 an einem Leiden, das er sich in der klimatisch rauhen Gegend zugezogen hatte.

Sein Nachfolger, der unter Vorsitz des Ebracher Abtes Berengar am 1. Juli 1278 gewählte Mönch Hermann, zeigte ebenfalls Begeisterung für die Langheimer Missionare im Nordosten Europas. Während seiner langen Amtszeit, 1278—1306, urkundete er für Langheim [34]) in den Jahren 1279, 1285, 1288, 1289 und 1290, wobei

Dominus Marsilius, Abt von Langheim, Missionar in Preußen und Livland. Gestochen von Johann Peter Demleutner, 1732

er am 10. Juni 1286 auch als Zeuge in der Weiheurkunde des Zisterzienserinnen-Stiftes Sonnenfeld erscheint. Nachdem er viele Jahre hindurch verantwortungsbewußt und treu für seine Abtei gesorgt hatte, trat er zurück, nahm den Wanderstab und zog, wie schon sein Vorgänger Marsilius, als Missionar ins P r e u ß e n l a n d. Nach Jahren von dort heimgekehrt, wurde er zum Abt von Ebrach (Steigerwaldkloster) berufen, wo er am 4. November 1306 starb.

Anmerkungen und Literaturnachweis:

[1]) Auch im Steigerwaldkloster Ebrach, Langheims Musterzisterze, regierte ein Abt namens Adam. Dieser war zunächst Mönch von Morimond/Burgund und ein Schüler des heiligen Bernhard. Später predigte er mit seinem Lehrer gemeinsam den zweiten Kreuzzug in Deutschland. Vgl. Archdale A. King: Citeaux and Her Elder Daughters, London 1954, S. 338 f.

[2]) Plan der Tochterlinien in Erwin Nadolny: Die Siedlungsleistung der Zisterzienser im Osten, Göttinger Arbeitskreis Heft 54, Würzburg 1956, Tafel S. 14/15. — Anhang-Tafel in Helmut Altrichter: Die Zisterzienser in Mähren bis zu Karl IV., Brünn-München-Wien 1943. — Die West-Ost-Filiationen des Ordens in Ludwig J. Lekai — Ambrosius Schneider: Geschichte und Wirken der Weißen Mönche, Köln 1958, S. 262/263. — Ausführliche Filiationskarte in Frédérec van der Meer: ATLAS DE L'ODER CISTERCIEN, Paris-Bruxelles 1965.

[3]) Leopold Janauschek SOCist: Originum Cisterciensium, Tomus I, Wien 1877; im Anhang finden wir auf einer Faltkarte von 31 cm Breite und 7 m Länge (Papyrus-Format) den Stammbaum aller Zisterzienserklöster: Arbor Genealogica Abbatiarum Cisterciensium.

[4]) Cistercienser-Chronik Nr. 9, Bregenz/Mehrerau 1897; M. Wieland: Kloster Langheim, S. 353. — Im Jahre 1457—1466 regierte der Langheimer Mönch Johann Kellner als Abt von Plaß. Sein Vorgänger war der „durch seine Gelehrsamkeit berühmte" Friedrich Wochner, ebenfalls ein Professe von Langheim. Vgl. Ferdinand Geldner: Langheim, Wirken und Schicksal eines Fränkischen Zisterzienser-Klosters, in der Reihe ‚Freunde der Plassenburg', Kulmbach 1966, S. 245.

[5]) Orig. Cisterciensium: S. 175.

[6]) Orig. Cisterciensium: S. 211.

[7]) Dessen Sohn Przemysl Ottokar II. war ein großer Wohltäter des Zisterzienenserordens. Er stiftete 1624 das berühmte Kloster Goldenkron (Corona aurea) in Südböhmen, das später auch der Paternität von Plaß und Langheim unterstellt war.

[8]) Helmut Altrichter: Die Zisterzienser in Mähren etc., a.a.O. S. 8.

[9]) Orig. Cisterciensium: S. 211: „vir camino tribulationis ad instar auri et igne probatus".

[10]) H. Altrichter: a.a.O. S. 9. — Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae, II Prag 1912, geschrieben von G. Friedrich; vgl. II CDB 199.

[11]) H. Altrichter: a.a.O. S. 10 f. Anm. 3. — Vgl. Codex dipl. Bohemiae, II S. 7, Anm. 1.

[12]) Pirmin Lindner OSB: Germania Monastica; Klosterverzeichnis der deutschen Benediktiner und Cisterzienser, Salzburg 1917, Neuauflage Ottobeuren 1967, S. 135 f. — Das Wirken der Slawenapostel Cyrill und Methodius fand schon im 9. Jahrhundert seinen Nachhall in den böhmischen, mährischen und schlesischen Landen. Diese beiden Bischöfe und Bekenner waren Brüder und wurden 826/27 zu Thessalonich geboren. Cyrillus, der mit seinem Bruder nach Rom berufen wurde, starb dort im Jahre 869; Methodius kehrte darauf nach Mähren zurück und starb 16 Jahre später als Bischof von Welehrad. Beide waren sie die Schöpfer der altslawischen Schrift und Liturgie. Vgl. Reinhard Maria Libor: Die Bautradition der deutschen Zisterzienenser und ihr Stilwirken am Hohen Dom zu Breslau; Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Band XII, Würzburg 1967, S. 7, Anm. 2.

[13]) Orig. Cisterciensium: S. 256.

[14]) Germania Monastica: S. 136 f.

[15]) Smil war ein Bruder des Botscheks, des Stifters von Kloster Saar in der Diözese Prag.

[16]) H. Altrichter: a.a.O. S. 39.

[17]) Orig. Cisterciensium: III. De locis, quae in seriem abbatiarum Cisterciensium ab monachis habitatarum respecta non sunt, LXV: „... primos colonos Langheimensis 1191 advenisse ..." — Cistercienser-Chronik 9, S. 353.

[18]) Germania Monastica: S. 130.

[19]) Joachim Heinrich Jäck: Beschreibung des Wallfahrtsortes Vierzehnheiligen und der damit verbunden gewesenen Cistercienser-Abtei Langheim, Nürnberg 1862, S. 37: „Zur Verbreitung der Christenheit schickte er mehrere Geistliche nach Österreich und Kärnten."

[20]) Orig. Cisterciensium, LXV: „... cum unus abbas et unus monachus ibi prae fame et frigore essent mortui ..."

[21]) Cistercienser-Chronik 9, S. 293 f.

[22]) Vgl. Reinhard M. Libor: 700 Jahre Kloster Goldenkron, eine geschichtliche Würdigung, im Zisterzienserboten „Unsere Liebe Frau von Himmerod", Heft 1, 34. Jhg. 1964. „Mit der Raudnitzer Altmalerei" gleichrangig beurteilt, entspricht die Goldenkroner Madonnentafel — eine Schöpfung nach 1400 — dem Niveau des Budweiser Muttergottesbildes und dürfte das Werk eines begabten Kopisten sein, der in Anlehnung an die Madonna zu St. Veit in Prag arbeitete. Seit 1938 wird das Bildnis der Gnadenmutter in der Prager National-Galerie unter der Signatur Inv. Nr. DO 246 aufbewahrt.

[23]) Vgl. Franz Winter: Die Zisterzienser des nordöstlichen Deutschlands, Neuauflage Aalen 1966, Band III, S. 104 f. „Bei den hussitischen Bewegungen in Böhmen gehörten die Cistercienser zu den entschiedensten Gegnern Hussens. 1421 führte Ziska die Hussiten gegen Sedletz, das ehemals 500 Mönche und Conversen gehabt haben soll, und verbrannte es. Viele fielen unter dem Schwert. Schon am 30. April 1420 sank Kloster Münchengrätz (Hradist) in Asche und ebenso Nepomuk. 1421 tötete man die Mönche von Plaß mit dem Abte Nicolaus. Ein gleiches Schicksal ereilte das Kloster Güldenkron am 10. März 1420."

[24]) Cistercienser-Chronik 9: S. 294.

[25]) Gegründet 1234 von Constantia, Gemahlin Przemysl Ottokars I. Germania Monastica: S. 178.

[26]) Gegründet 1323 von Elisabeth von Böhmen. Germania Monastica: S. 145.

[27]) Gegründet 1225 von der Edelfrau Helwidis von Znaim. Germania Monastica: S. 170. — Zu dieser Gründung trugen vor allem der einflußreiche Zisterzienser-Kardinal Konrad von Urach (Anwärter auf die Papstwürde) und der Zisterzienser-Bischof Robert von Olmütz bei. Die ersten Nonnen wurden aus Trebnitz, dem Hauskloster der heiligen Herzogin Hedwig in Schlesien, geholt. Sie stammt aus dem Geschlechte von Andechs-Meranien-Plassenburg, das sich Langheim als Hauskloster und Grablege erkoren hatte. Vgl. Joseph Gottschalk: St. Hedwig, Herzogin von Schlesien, Köln 1964.

[28]) A. King: a.a.O. S. 231: „Summaryc of the Daughter Houses of Clairvaux founded during the lifetime of St. Bernard."

[29]) Ambrosius Schneider SOCist: Himmeroder Festschrift, Himmerod 1960, S. 3; graphische Darstellung der Gründungen des Klosters Clairvaux.

[30]) Orig. Cisterciensium: Anhang, Arbor Genealogica Abbatiarum Cisterciensium.

[31]) Fritz Gause: Die mittelalterliche Ostsiedlung, Göttinger Arbeitskreis, Heft 33, Würzburg 1953, S. 27 f.

[32]) J. H. Jäck: a.a.O. S. 39.

[33]) Günter Gloede: Das Münster von Doberan, Königstein 1961, S. 3. Hier wird sogar berichtet, daß bei einem Wendenaufstand in der Dänenfehde bei Rostock im Jahre 1179 fast alle Mönche den Märtyrertod erleiden mußten.

[34]) Cistercienser-Chronik 9: S. 322.

Willi Schreiber, Kronach:

AUS DER GESCHICHTE DER FRANKENWALDMÜHLEN

Das Mahlen, das Zerkleinern des Getreides, war in allen Zeiten der Menschheitsgeschichte eine Lebensnotwendigkeit, und wie afrikanische Stämme heute noch im Mörser oder mit Handmühlen diese Arbeit verrichten, so mögen auch unsere frühesten Vorfahren es getan haben. Die eigentlichen Mühlen, die durch Wasserkraft getrieben werden, sind aus der römischen Kaiserzeit bekannt und haben durch die Römer ihre Einführung in Deutschland gefunden, wo sie sich im Mittelalter weit verbreiteten.

Die ältesten Erwähnungen von Mühlen im Gebiet des Prädium Crana liegen aus dem Jahre 1121 vor, aus Anlaß der Schenkung des Prädiums an das Stift Bamberg. Bei der Übertragung der Kirche von Banz an Bamberg sind Mühldeiche genannt, ebenso Mühlen in Popenreuth, Thurna und anderen Orten bei der Dotation des Klosters Ensdorf im Jahre 1139 [1]).

In den späteren Urkunden sind immer wieder Mühlen erwähnt, doch ist noch keine Unterscheidung zwischen Mahlmühlen und Sägemühlen getroffen. Man weiß nicht, wann die Sägemühle in den Frankenwald eingedrungen ist, sicher gab es sie schon unter den im Urbar I des Bistums (1323—1333) genannten Mühlen. Die erste Erwähnung einer „Segmul" findet sich in Stadtsteinach im Rechtsbuch des Bischofs v. Hohenlohe aus dem Jahre 1348. Dieses Rechtsbuch wird als Urbar II bezeichnet. Als eine der ältesten urkundlich erwähnten Sägemühlen gilt die Urtelmühle nördlich von Lenggries (Kreis Tölz/Oberbayern), die 1295 genannt ist. Als ältest beurkundete Windmühle gilt eine holländische aus dem Jahre 1197 [2]).

Bischof Otto von Bamberg stellte dem Abt und den Brüdern von Langheim im Jahre 1180 Urkunden aus, in denen von den Mühlen zu Trebence, von einer im Flusse Wizmoin sowie von einem Platz unter dem Berge Gorz zum Erbauen einer Mühle und des Hofes um dieselbe gesprochen wird. Hier war also die Mühle zunächst das Wichtigere, der Hof sollte später darum errichtet werden.

Diese Urbare sind die ältesten geschlossenen Aufzeichnungen der Besitzungen des Stiftes und der Zinse, die das Bistum Bamberg von diesen Besitzungen zu bekommen hat. Das Urbar I, das von 1323 bis 1333 angelegt wurde, nennt in Kronach „die Mühle", die dem Bischof zinsbar ist mit 8 Broten auf Weihnachten, hergestellt aus

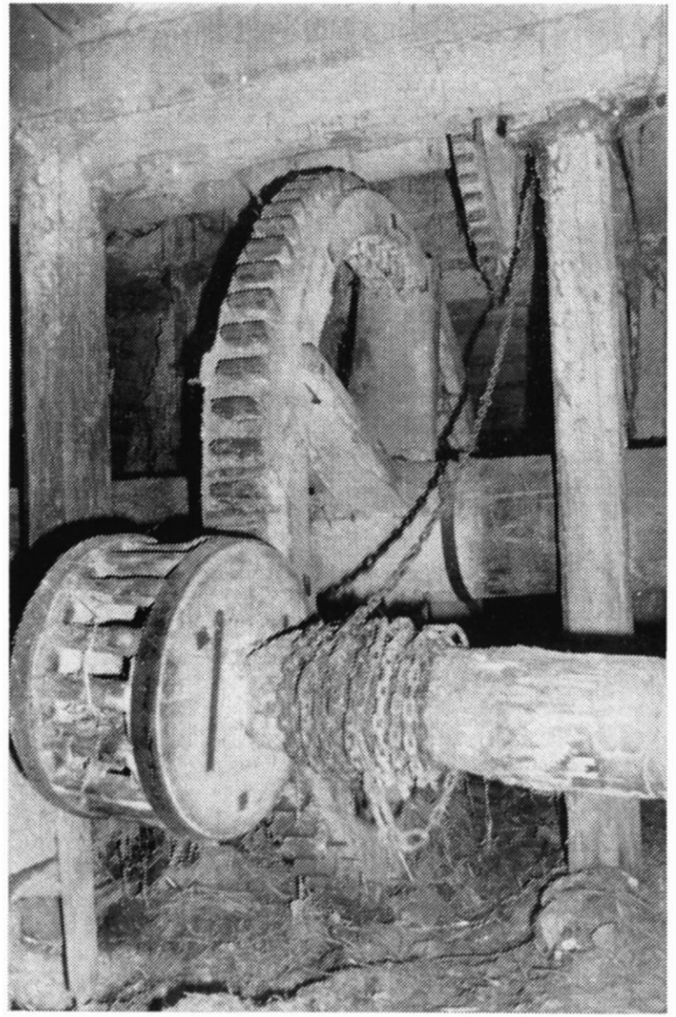
1 Sümra Weizen. Ferner mußte sie an diesem Tag zwei Schlegel eines Schweines, durchschlagene Schultern genannt, geben. Auf Ostern mußte die Mühle ebensoviel Brote und zwei Lammsbäuche geben. Dafür mußte der Bischof oder der Vogt, der diese Brote einsammelte, dem Müller „dreifachen" Wein (= an jedem der drei Hochfeste) und dreifaches Wildpret geben. An diesen drei Hochfesten mußten drei Ministerialen die bischöfliche Tafel bedienen.

Diese Mühle in Kronach ist die „Steinmühle". Sie hatte zu jener Zeit neben dem Getreidegang wohl auch schon einen Sägegang oder Schneidgang, worauf eine Notiz aus dem Jahre 1394 hinweist, nämlich, daß „Heintzen Mulner uf dem Steyn" hölzerne Wasserleitungsrohre liefern und für den Johannisbrunnen zwei Brunnenkästen anfertigen mußte.

Im Jahre 1323 werden im Frankenwald Mühlen genannt in Höfles, Steinwiesen, Welitsch, Gundelsdorf. In der Ködel ist 1348 eine Mühle erwähnt, die in diesem Jahr gebaut wurde, denn sie ist für die nächsten zehn Jahre zinsfrei. Im Urbar II, das wie bereits erwähnt, 1348 entstand, lautet für Kronach ein Eintrag: „Die Mühlen haben zu leisten . . ." — Aber dann fehlt jeglicher Eintrag, bis später die Bemerkung hinzugesetzt ist: „Die Bürger sagen die Mühlen reichen nichts, weder in der Stadt noch auf dem Lande".

Zu dieser Zeit sind in Kronach vier Mühlen sowie eine in Steinberg erwähnt, ebenso wiederum die in Höfles. In Wallenfels werden 1323 die Holzhauer besonders erwähnt: „Secantes forestam liefern 16 Simra Haber Kronacher Maß, 50 Hühner, 50 Käse und die Arbeit von 12 Pflügen" — 1348 heißt es: „Nahe bei der Burg wohnen jetzt sechs Söldner, von denen jeder Walpurgi 7 Pfund Heller bezahlt und Martine ebensoviel; von einer Mühle, die von neuem gebaut wurde, wird Walpurgi und Martini je ½ Pfund Heller gegeben." Die Waldgegend um Wallenfels betreffend, heißt es in dem Urbar II ferner: „. . . es sollten verschiedene Wüstungen nicht wieder aufgebaut werden, weil der Wald für den Bischof mehr erträgt, als die Menschen, die dort angesetzt werden können". Diese Notiz läßt darauf schließen, daß die Holzindustrie und damit der Sägewerkbetrieb im Frankenwald schon früh in hoher Blüte stand.

Erstmals tauchen im Urbar II aber auch die Hammerwerke auf, die Hammermühlen. Von Wasserkraft getrieben, werden die schweren Eisenhammer hochgehoben und fallen durch ihr eigenes Gewicht auf den Amboß. In Neuengrün werden 1348 zwei „Hämmer" genannt.



Blick in die Technik einer Schneidmühle: Die vom Wasserrad auf die Welle übertragene Kraft wird durch hölzerne Zahn- und Kammräder auf den Gatter übertragen, der die Säge auf und nieder bewegt und Brett um Brett vom Bloch abschneidet.

1426 wird schließlich in Gifting erstmals eine Schneidmühle genannt und im Kastenamts-Urbar von Kronach wird 1507 der Unterschied von Mahl- und Schneidmühle hervorgehoben: „Zum Dorf Neufang mit 21 Gütern gehört ein Haus uf der Gemein, auch eine Mahlmühle in der Remschlitz. Vor Zeiten ist eine Schneidmühle zum Neufang in der Leitsch gewesen, aber abgegangen". Auch in Lahm, das 1323 noch als „wüst" bezeichnet war, finden sich 1507 neben 13 Gütern, drei Häusern auf der Gemeinde, eine Mahlmühle in der Kremnitz und eine Schneidmühle. Eine Schneidmühle hat auch Effelter. Steinwiesen, das 1325 eine Mühle hatte, ist 1507 mit einer alten und einer neuen Mühle aufgeführt, 1747 gibt es hier sieben Schneidmühlen. In Zeyern werden 1507 eine Schneidmühle unter dem Rabenstein und eine unter dem Buch erwähnt. 1747 gibt es neben einer Mahlmühle acht Schneidmühlen. Die Theisenorter Mühle besitzt 1507 Wilhelm von Redwitz zum Theisenort, 1512 hat Kaspar von Wartenfels zu Mannlehen eine Mühle zu Oberrodach und eine zu Unterrodach. Wilhelm von Redwitz zu Weißenbrunn besitzt 1581 die Agellastermühle, später Hetzenmühle, im Altdorf zu Unterrodach. Beide Namen bedeuten „Elster".

Unterhalb Steinwiesen wird 1618 ein Hammerwerk mit fünf Feuern, so „zwei Zerrohn-, zwei Schmelz- und ein Schmittfeuer" nebst einem daran gebauten Draht- und Zainhammer samt zwei Wohnhäusern, Kohlhütten, Stadel, Stallungen und anderen notwendigen Gebäuden, alles mit einer Ringmauer umfangen, unter Bischof Johann Gottfried erbaut und 1723 erneuert.

ZINS UND ABGABEN

Ausführlich behandelt werden die Mühlen im Kronacher Kastenurbar von 1550 bis 1625. Demnach sind, von einigen Ausnahmen abgesehen, die Mahl- und Schneidmühlen zu und um Kronach, dem Kasten zinsbar. Sie geben von jedem Bloch (= Rundholz von 3—5 Meter Länge) 3 Pfennig Zoll. Die Mühlen werden den Kronacher Bürgern und Einwohnern nur mit einem Viertel Wein (= 2 Maß) Schreibgeld verliehen, den auswärtigen aber gegen das gewöhnliche Lehengeld. Die Schleifmühle, schon 1446 erwähnt, am Haßlachberg in Kronach stehend, zinst zwei Hackmesser und ein Rost. Die Kronacher Lohmühle und die Steinmühle, die zuvor eine Mühle waren, sind seit 1507 vom Lehengeld befreit, und ihre Inhaber sind berechtigt, mit „Hamen und Reußen" zu fischen. Die übrigen Mühlen zinsen 2 Pfund Heller an Walpurgi und Michaeli. Eine Schneidmühle, die an einer Mahlmühle liegt, gilt nur für eine halbe Schneidmühle und reicht halben Zins.

Gifting hat eine Mahlmühle mit zwei Gängen, Hofrait, Stadel und Grundstücken und gilt als ganzes Gut. Dazu gehört eine Schneidmühle. Läßt darauf ein Fremder Blöcher schneiden, hat er dem Bischof von jedem Bloch 1 Pfund Zoll zu bezahlen. Die unter Gifting liegende Schneidmühle „Kugelmühle" hat ihren Namen von der Flur, sie liegt im sogenannten „Kugel". Zu Birnbaum-Neuenreuth gehört die Schneidmühle in der Leitsch, die 1497 erbaut wurde. In Friesen ist eine Schneidmühle bei der Mahlmühle, eine Schneidmühle ist oberhalb Friesen. Diese ist v. Gailßdorfer Lehen und zinst dem Kasten ein Schock Bretter ab 1625. Zuvor wurden diese Bretter zu den ritterschaftlichen Bauten geliefert. In Zeyern zieht der Schultheiß den Blöcherzoll ein, wofür er 7 ½ Gulden Belohnung erhält. Die Mühlen ober- und unterhalb Zeyern gaben früher kleine Fische und Krebse neben dem Geld. Die Wasser sind aber durch das viele Flößen und die Sägespäne derart verderbt, daß Fische und Krebse nicht mehr gegeben werden können. Auch die nichtbambergischen Mühlen geben Zins und Blöcherzoll. Steinwiesen hat drei Mahlmühlen, eine ist 1624 von der Gemeinde um 900 Gulden gekauft worden.

1565 befanden sich in der Hauptmannschaft Kronach, der die Ämter Wallenfels und Nordhalben einverleibt waren, bereits 52 Schneidmühlen. Das älteste vollständige Schneidmühlenverzeichnis des ganzen Frankenwaldes, mit Ausnahme der ritterschaftlichen, stammt aus dem Jahre 1605. Es wurde angelegt, weil die Hofkammer zu Bamberg die Abgabe eines Zehntbrettes beanspruchte. Die Forderung wurde damit begründet, daß die Wälder bisher sehr vernachlässigt worden seien und die Schneidmühlen den größten Nutzen davon gehabt hätten. Die Mühlenbesitzer lehnten jedoch zunächst diese neuartige Forderung ab, erklärten sich aber, nachdem ihnen die Waldsperre angedroht worden war, am 3. August zu Zehntleistungen für die im Verzeichnis aufgeführten Mühlen bereit. Jede Mühle war dabei zur Lieferung von einem oder zwei Schock 14-schuhiger oder „gemeiner" Bretter verpflichtet [3]).

Gegen den Vogt zu Wallenfels führten 1611 sämtliche Schneidmühlbesitzer zu Kronach, Höfles, Zeyern, Ober- und Unterrodach Beschwerde darüber, daß er unbefugt von jedem Schock geflößter Bretter eines für sich behält.

Da in Kriegszeiten der Holzhandel und dadurch auch die Tätigkeit der Mühlen stark beeinträchtigt wurden, weigerten sich die Mühlenbesitzer, den Bretterzins voll zu entrichten, was mehrfach mahnende Verordnungen veranlaßte. Nachdem Bischof Valentin 1654 die Schneidmühlbesitzer an die seit Ende des Dreißigjährigen Krieges unterbliebenen Bretterlieferungen hatte erinnern lassen, weigerten sich diese mit dem

Hinweis, daß die Bretter früher gutwillig gegeben wurden. Der Fürst legte aber den nach Bamberg entsandten Abgeordneten aus dem Frankenwald den Schuldigkeitsnachweis vor, sah jedoch wegen der Kriegsschäden und der seitens der Stadt Kronach erzeigten Treue vom Rückstand ab und ermäßigte die Lieferung für die nächsten zehn Jahre auf ein Schock 14-schuhige Bretter für jede Mühle [4]).

Die Mühlenbesitzer hatten sich 1653/56 beim Fürsten darüber beklagt, daß Holzhändler in und außer der Hauptmannschaft Kronach ihnen die Blöcher im Reußischen ausgekauft, auf adeligen Mühlen hatten schneiden lassen und so einen besseren Nutzen erzielt hätten als die Mühlenbesitzer, was durch die Bretterzinse noch verschärft würde. Bürgermeister und Rat zu Kronach erhielten daraufhin den Auftrag, allen, die keine Schneidmühle besitzen, zu eröffnen, daß ihrem Treiben nicht länger zugesehen werden könne; doch sollte diese Anordnung nur auf den Blöcherhandel Anwendung finden. Wegen der Bretterzinse machten die Mühlenbesitzer der Hauptmannschaft Kronach einen Prozeß beim kaiserlichen Kammergericht in Wetzlar anhängig, der schließlich gütig beigelegt wurde. 1715 erklärten zu Kronach einige Mühlenbesitzer für sich und alle anderen: „Seit langen Jahren wurden der Bamberger Rentkammer, besonders zum Bau der neuen Hofhaltung. Zinsbretter geliefert, wozu sich die Mühlenbesitzer 1605 freiwillig erboten hätten. Nach einigen Jahren wurden die Bretter nicht mehr verlangt, später aber wieder als Schuldigkeit gefordert". Es wurde nun vereinbart, daß die rückständigen Bretter für zwei Jahre nachgelassen und auf weitere Prozeßführung verzichtet werden soll.

1689 waren 19 Mühlen zinsfrei, 16 ritterschaftliche Mühlen waren nicht nach Bamberg zinspflichtig. Unter der bayerischen Regierung erfolgte 1825 die Umwandlung des Bretterzinses in eine Geldleistung nach dem jeweiligen Wert. Infolge des Grundrenten-Ablösungsgesetzes vom 4. 6. 1848 wurden für ein Schock Bretter 153 Gulden, 6 Kreuzer und 3 Heller als vierprozentige Bodenzinskapitalien in das Grundbuch eingetragen. Wegen neuer Konzessionsgesuche wurde die Frage aufgeworfen, ob die Vermehrung der Mühlen zweckmäßig sei. Das Geheime Finanzministerium eröffnete der Königlichen General-Forstadministration am 26. 7. 1811, daß dies geschehen dürfe, weil die Schneidmühlen immer noch einen namhaften Verdienst abwerfen und genügend Arbeitsstoff und Nachfrage vorhanden sei; ebenso habe eine Beschränkung der Ausfuhr von „Holländerholz" nicht stattzufinden.

Daraufhin trat eine bedeutende Vermehrung der Mühlen ein. Um 1870 gab es im Frankenwald 132 Sägemühlen, 92 davon im Landgericht Kronach.

Zeichen der Zeit: Zerbrochenes Mühlrad

Diese alten Schneidmühlen waren fast durchwegs unterschlächtig getrieben und hatten nur eine Säge. Bei günstigem Wasserstand konnte in 24 Stunden eine Rieg Bretter (= 240 Stück) geschnitten werden. Die Jahresleistung betrug zwischen 40 und 230 Riegen. Der Schneidmüller erhielt um das Jahr 1900 einen Schneidlohn von 1.70 Mark für 1 Schock Achter-Bretter nebst 60 Mark Schutzgeld jährlich für die Bedienung des Stauwehres. Das abfallende Sägemehl diente als Stallstreu und wurde mit 6 bis 12 Mark das Fuder bezahlt.

In den Besitz einer Schneidmühle teilten sich oft 10 bis 50 Personen. Diese Anteile waren nach Schneidtagen gezählt, nach Tagen, an denen die Teilhaber schneidberechtigt waren. Diese Schneidtage sind echte Vermögensobjekte, können gekauft oder verkauft werden und unterliegen auch der Verpfändung.

Für die meisten Schneidmühlen war ein gemeinsamer Schneidknecht gedungen, oder es wurde mittels Vertrag ein Beständner angemietet. Ein gewählter Mühlvogt vertrat die Interessen der Anteil-Inhaber. Die Bayerische Regierung führte nach Erlaß des Gewerbegesetzes Konzessionsurkunden auf Lebenszeit jedes Inhabers ein.

Im Jahre 1801 schreibt Roppelt in seiner Historisch-topographischen Beschreibung des Hochstifts Bamberg über das Oberamt Kronach:

Den Landmann zieht die Holzarbeit zur Beförderung des Kommerzes zu sehr vom Feldbau ab. Ein Mittel, das Erdreich zu erwärmen, wäre, wenn die Landleute von den Gegenden Kronach, dem weißen Berg und dem Kreuzberg Kalksteine zuführen, mit dem Holz, welches in den Waldungen verfault, Kalk brennen und die Felder damit düngen würden. Das Vieh in dieser Gegend ist von besonderer Eigenschaft: Da dasselbe in der bergigschen und steilen Gegend im Winter und Sommer gleichviel zum Holzschleifen gebraucht wird, so wird es an Körper und am Hufe sehr abgehärtet und ist für alle Gegenden sehr dauerhaft, daher es auf allen Märkten, obwohl kleiner als anderes Vieh, gute Preise erzielt. Die Bevölkerung hat keinen ergiebigen Nahrungszweig und es würde große Armut herrschen, wenn nicht die Vorsehung für die Landleute einen beträchtlichen Nadelholzwuchs gemacht hätte und die drei Flüsse Kronach, Haßlach und Rodach gegeben hätte, um von den angrenzenden Wäldern das zum Floßhandel taugliche Holz ohne viel Umwege dorthin liefern würde. Das Holz hier ist auch fester und ihm wird der Vorzug gegeben bei den Main- und Rheinströmern. Aber alle diese Wohltaten der Natur werden in diesen Holzgegenden nicht gehörig benützt, denn obgleich gegen 300 000 Gulden vom Ausland dahin kommen, so findet man doch seit 200 Jahren keinen Holzhändler, der ein verhältnismäßiges Vermögen hinterlassen

hätte. Die geringste Stockung des Holzhandels verschlingt den Gewinn von zehn und mehr Jahren und kaum sind 50 000 Gulden im Umlauf, so daß der Handel mit Crediten betrieben werden muß. Mangel an Handlungskenntnissen und zweckmäßigen Einrichtungen mag wohl die Ursache dieses Verderbens sein.

DAMPFSÄGEN NACH ORKAN

Nach dem großen Orkan im Jahre 1868 waren ganze Waldreviere im Frankenwald niedergebrochen. Schier übermenschliche Arbeit erforderte es, die geknickten Stämme in Blöcher zu zersägen und ins Tal zu schleifen. Die vorhandenen Schneidmühlen waren nicht in der Lage, diese Unmengen Windbruch zu verarbeiten. Um das Verfaulen zu verhindern, ließ der Bayerische Staat 1869 zwei Dampfsägen in Kronach um 70 000 Gulden erbauen, die eine an der Haßlach bei der Einmündung der Kronach, die andere an der Rodach bei dem noch bestehenden Stauwöhrd kurz oberhalb der Hammermühle. Den öffentlichen Ausschreibungen zur Übernahme der Dampfsägen entsprach einzig die Firma Gebrüder Labhart aus Steckborn (Kanton Thurbau, Schweiz), welche die Sägen gegen 98 500 Gulden Sicherheitsstellung in Pacht nahm. Aber auch diese Sägen erwiesen sich als unzureichend, weshalb die Unternehmer 1871 und 1873 je eine weitere Säge auf ihre Kosten anbauten. Die staatlichen Sägen hatten je vier Gatter bis zu 25 Sägeblätter und zwei, später vier Zirkelsägen. Außerdem bestanden im Frankenwald bis 1872 weitere 10 Dampfsägen: Je eine in Kronach, Küps, Fischbach, Friedersdorf, Birnbaum, Geroldsgrün, Räumlas und zwei bei Bernstein. Die Labhartschen Sägen waren die bedeutendsten, ihre im Vollausbau mit 23 Vollgattern bestückten Betriebe beschäftigten 200 bis 300 Personen. Ein Vollgatter schnitt bei Tag- und Nachtbetrieb jährlich 2 143 Rieg Bretter (zu je 240 Stück = 4 355 cbm Rundholz), die Leistungsfähigkeit blieb jedoch infolge verschiedener Umstände meist darunter. Die Heizung der Kessel erfolgte ausschließlich mit Abfallholz. Die Holzankäufe aus dem Staatswald beliefen sich bis 1872 auf 128 500 Massenklafter = 319 965 cbm Rundholz im Werte von 1 500 000 Gulden. Die Floßkosten bis zur Säge betrugen für den Klafter etwa 5 fl, die Herstellungskosten ebensoviel. 15 bis 20 Wagen Bretter, Dielen und Bauholz beförderte die Eisenbahn täglich in die Maingegenden. Nach Kriegsausbruch wurde 1870 nur noch in Tagschichten gearbeitet, die halbe Arbeiterschaft war zum Heere einberufen. In der Nacht des 3. 9. 1870, als in der Stadt Kronach der Sieg bei Sedan gefeiert wurde, woran sich pflichtwidrig auch die Nachtwächter der Haßlachsäge beteiligten, entstand Feuer in den Bretterachen bei dieser Säge, eine Seitenwand

derselben verkohlte. Im Frühjahr 1871 wurde die Säge an der Haßlach infolge Brandstiftung durch den entlassenen ungetreuen Nachtwächter und einem Spießgesellen ein Raub der Flammen. Ersterer hatte, um die Löschtätigkeit zu behindern, das Stauwöhrd geöffnet. Die Säge wurde bald wieder aufgebaut, weil der Staat die Versicherungssumme nur bei einem Neubau ausbezahlte, so daß der Betrieb auch weitergeführt werden sollte. Die beiden Dampfsägen arbeiteten noch bis 1874. Nach Aufarbeitung des Windbruchholzes beschlossen die Fabrikherren die Auflösung des Unternehmens. Da brannte am 29. 4. 1874 die Säge an der Haßlach zum zweiten Male ab und wurde nicht wieder aufgebaut, die Schornsteine wurden gesprengt. Die Dampfsäge an der Rodach stand zunächst still, 1876 erwarb sie der Holzhändler J. W. Schwörs, in der Nacht vom 13. auf 14. Oktober 1876 brannte sie vollständig ab. Im Neubau errichtete 1880 F. W. Faber, Nürnberg, eine Bleistiftfabrik, die 1882 stillgelegt wurde. 1872 errichtete Johann Daum eine Dampfsäge neben der alten Herrenmühle in der Strau zur Herstellung von Schiefertafeln. Die Säge ging 1900 ein. Am Krahenberg erbaute Johann Witzgall 1889 eine Dampfsäge mit Kistenfabrik. Die Säge brannte am 26. 5. 1890 vollständig nieder, zum zweiten Male am 18. 2. 1910 [5]).

Von einer besonderen Art von Mühlen wird uns noch aus Kronach berichtet: Auf der Festung befanden sich in früherer Zeit Tret- und Handmühlen, damit die Truppen die Möglichkeit hatten, bei Belagerung Getreide für ihren Bedarf zu mahlen. — In Weißenbrunn ist 1808 neben einer Mühle eine Pulvermühle genannt.

URKUNDLICHE BESONDERHEITEN

Bei Teuschnitz hat nach einer im Stadtarchiv von Teuschnitz vorhandenen Urkunde im Jahre 1451 Hans Weltzscher aus Teuschnitz dem Erhart Müller zu Steinbach um 30 Gulden Rheinisch guter gemeiner Münz seine Mühlstatt in der Haßlach verkauft. Bei diesem Verkauf mußte sich Müller verpflichten, einmal dem Hauptmann Hansen von Cappeln, dann dem Rat und Bürgermeister von Teuschnitz gegenüber, daß er die Sommerzeit hin auf die Mühlstatt eine „rechte gute tugendliche rüstige Mahlmühle mit geutteln und aller anderen Notdurft, zu einer rechten Mahlmühl gehörend, aufrichtet". Es wurden zwei Mahlgänge verlangt, damit auf dem einen die Stadt Teuschnitz, auf dem anderen die Einwohner von Haßlach mahlen können. Die Mühle soll so leistungsfähig sein, daß sich die Mühlgäste, besonders die Bäcker von Teuschnitz des zu ihrem Handwerk notwendigen Mahlens täglich entledigen können. Als Mahllohn wurde ausgemacht, was vorher der Hans Weltzscher auch bekam: die gewöhnliche

Mühlmetze und vor allem von der Stadt Teuschnitz die althergekommene Belohnung. Wenn die Mühle verkauft werden sollte, dann haben zunächst Hans Weltscher und seine Erben, dann die Stadt Teuschnitz Vorkaufsrecht. Wenn diese die Mühle nicht wollen, können sie die von Haßlach kaufen. Der Müller darf, wenn man zum Mahlen Wasser entraten kann, seine Wiesen wässern, er darf am Bach hüten, muß aber auch den Mühlgraben reinigen. Er wird dem Bischof als Erbherrn verpflichtet, muß geloben, ein guter Bürger zu sein, sich allzeit gehorsam zu halten, jedes Jahr dem Bischof eine Fastnachtshenne und der Stadt Teuschnitz 1 Sümra guten Hafer zu geben.

Die Vogtsmühle bei Unterrodach gehörte Otto Christian von Schaumberg zu Höfles und seiner Hausfrau Anna Amalia, geborene Hoferin von Lobenstein. Deren Mutter war eine geborene v. Waldenfels und eine Tochter des Christoph v. Waldenfels, der im Jahre 1600 seine beiden Schlösser in Fischbach verkaufte an seinen Schwager Achaz von Guttenberg und nach seinem Ansitz Höfles zog. Im Jahre 1663 verkaufte also Otto Christian von Schaumberg seine Schneidmühl mit Gärtlein und Wieslein bei Unterrodach, die Neu-Mühl genannt, an den Vogt Conrad Merckel zu Seibelsdorf. In der Gemeinde Unterrodach ist im Gemeindearchiv noch der Erbschutzbrief vorhanden, den Christian Ernst, Markgraf zu Brandenburg, zu Magdeburg, in Preußen, zu Stettin, Pommern, der Caßuben, der Wenden, auch in Schlesien, zu Croßen und Jägerndorf, Herzog, Burggraf zu Nürnberg und Fürst zu Halberstadt, Minden und Camin ausstellte. Der Markgraf nimmt die Mühle in ewigen Erbschutz, Schirm und Versprechung, dafür muß der neue Besitzer jährlich einen Gulden an den Casten Culmbach reichen. In diesem Sinne fordert der Schutzbrief die Haupt- und Amtleute, Castner, Verwalter, Vögte und Bürgermeister sowie Räte auf, Conrad Merckel und seine Erben gebührend an Leib und Gut zu schützen.

Diese Urkunde erhellt, daß die Vogtsmühle ihren Namen nicht von ihrem Gründer, sondern von ihrem späteren Besitzer hat und daß sie ihn erst im Laufe des 17. Jahrhunderts bekam. Daß also zwischen der Vogtsmühle und Vogtendorf (bei Kronach) vom Namen her, zumindest zeitlich, kein Vergleich möglich ist.

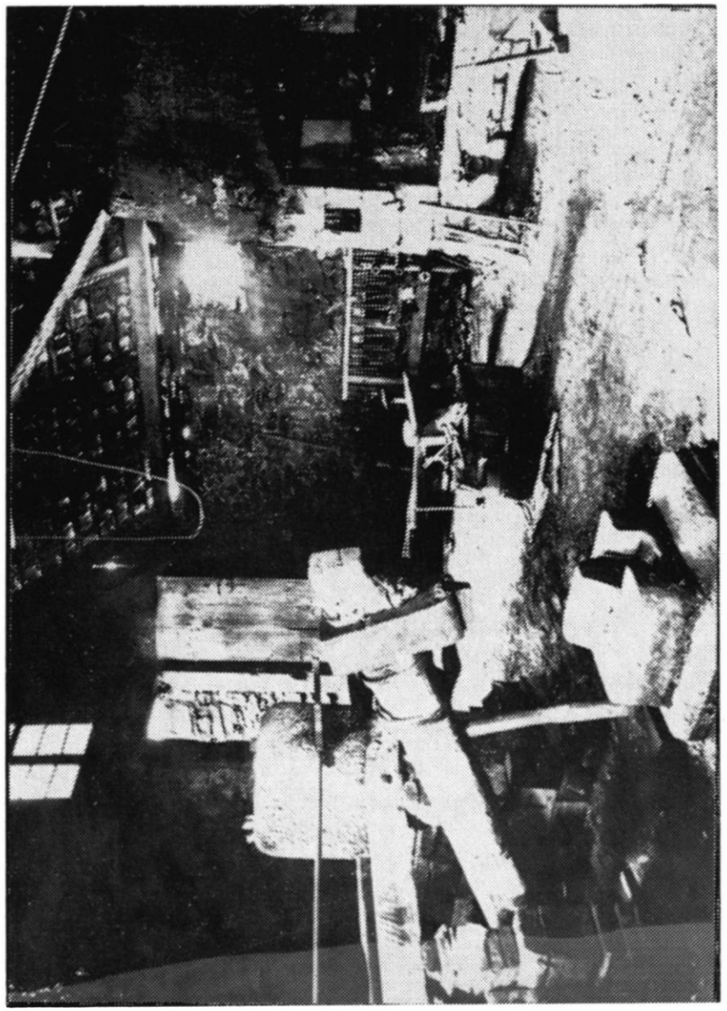
Aus dem bisher Gesagten lassen sich in manchen Fällen gewisse Rechte und Pflichten der Müller erkennen. Besonders zahlreich sind die Streitigkeiten im 16. und 17. Jahrhundert zwischen den beiden Nachbargemeinden Vogtendorf und Höfles über Wasserbau und Mühlenrechte. In diese Streitigkeiten waren nicht die Schneidmüller verwickelt, die als Beständner, als Pächter also, für die Mühlgenossen oder die Gemeinde tätig waren, sondern eben jene Genossen, die Anteile hatten an der Mühle. In Vogten-

dorf waren alle 16 Bürger, die Bürgerrechte hatten, auch Mühlanteiler. Im Wandel der Zeit hat mancher seinen Mühlteil verkauft, 1865 noch wurde ein Mühlteil von allen gemeinsam gekauft und auf die übrigen Berechtigten verteilt, die auch die Kosten gemeinsam trugen. Der Mühlteil kostete 350 fl, war also ein sehr hoher Marktwert. Und die Höhe dieses Marktwertes hing mit dem Konzessionsholz zusammen, mit Holz also, das vom Staat begünstigt an die Mühlen geliefert wurde.

Durch die „höchste Entschließung" wurde 1863 vom Kgl. Staatsministerium für Finanzen für die Schneidmühlen des Fränkischen Waldes ein Blochholzquantum von 10 242 Massenklaftern gegen Bezahlung der vollen Forsttaxe begünstigungsweise und auf Ruf und Widerruf bis zum Etatsjahr 1870/71 bewilligt. In einem längeren Akt sind die Bedingungen hierfür festgelegt. Diese begünstigten Zuweisungen gibt es heute noch. Ein Paragraph bestimmt, daß eine Mühle vom Bezug dieses Holzes ausgeschlossen wird, wenn nachgewiesener Maßen gefreveltes oder gestohlenes Holz auf dieser Mühle verarbeitet wurde. Diese Ausschließung trifft auch jene Mühlinteressenten, die dem Forst- oder Jagdfrevel Vorschub leisten. Wenn sich Schneidmüller des Forst- oder Jagdfrevels schuldig machen, müssen sie entlassen werden und dürfen auf keiner Mühle in den oberen Talgründen mehr angenommen werden [6]).

Im Jahre 1798 haben sämtliche Mühlinhaber zu Vogtendorf mit dem neuen Pächter oder Beständner ihrer Mühle einen Vertrag gemacht, der wegen seiner allgemeinen Bedeutung auch hinsichtlich des dörflichen Lebens jener Zeit in zusammengefaßter Form wiedergegeben werden soll:

„Wir urkunden und bekennen, daß wir unsere Mahl-, Walk-, Schlag- und ganze Schneidmühl mit den vier Gärten, auch dem notwendigen Gebrauch des Stadels, Backofens und der Hofraith von Lichtmeß 1798 bis wieder dahin 1799 dem Andresen Wachter von der Grümpel mit Beteiligung seiner Ehefrau um und für 168 fl fränkisch auf folgendes Versprechen in bestand lassen wollen: Item soll besagter beständner . . ." Es folgt die Weisung, daß er die Gärten nutzen darf, wann und was er hüten darf, daß er frei zu halten ist von Botengängen und Fron, daß er anständige Leute auf der Mühle beschäftigt, daß er die Geräte in Ordnung halten und kleine Bedürfnisse, wie das Schärfen der Beile selber machen oder machen lassen muß, daß er die vier Mahlgänge nur bei großem Wasser gehen lassen darf, bei geringem Wasserstand die Schneidmühl zusetzen darf. Es ist geregelt, woher er seine Bretter zum Zusetzen des Wehres bekommt. Von jedem Schock Bretter darf er einen Schwarten als Feuerholz für sich behalten, doch darf dieser Schwarten nicht zu dick sein. Zur Abwendung der Feuers-



Ein altes Hammerwerk

gefahr darf er sein Brennholz nicht länger als zweieinhalb Schuh lang hauen und an den Vorabenden von Feiertagen darf er im Schneidmühlofen kein Feuer schüren, nicht mit Schleißenlicht auf die Dachböden gehen, viel weniger in den Stadel. Der Müller muß sich von den Mühlinhabern pro zwei Schneidtagen ein Viertel Pfund Schmer geben lassen und muß dieses auch in der Schneidmühle verschmieren. Er darf auswärtige Kunden den einheimischen nicht bevorzugen. Er muß die Färber und Tuchmacher, die nur bei kleinem Wasser kommen, abweisen und als wichtiger Mehl mahlen. Er darf nicht auf anderen Mühlen arbeiten. Neben seinem Bestandgeld hat der Beständner noch folgende Verpflichtungen: 36 Kreuzer muß er dem Lehenherrn zu Stadtsteinach, 30 kr den Müllerhandwerk zahlen an Pfingsten, 1 fl 36 kr den Herren Mühlschauern nebst den vor 30 Jahren gewöhnlich gewesenen Mahlzeiten: Suppe, Gemüs, Rindfleisch, 1/4 Bier; dafür werden 48 kr gerechnet. Ferner muß der Beständner dem Steueramt zahlen 1 fl Rauchgeld, 12 kr Schanzgeld, 20 kr Steuer, 14 1/2 kr Weggeld, 3/4 kr Läutgeld und die Jagdfrohn, 1 1/4 kr Kerbespfennig (Kirchweihpfennig), 1 Maß Mehl oder sonst ein Gemüs, 1 Laib Brot dem Herrn Schulmeister zu Fischbach, den hiesigen „Plötz Borsten" (Platzburschen) gegen 1/4 Bier, einen halben Laib Brot und eine Schüssel voll „Soloth" (Salat) zur Kirchweih und gegen 1/4 Bier einen halben Laib Brot zu Weihnachten, wenn das Pfarrbier vertrunken wird.

Im Vertrag sind dann die genauen Maße der Mühlsteine, des Läufers und des Bodenstücks angegeben. Nach Jahresfrist wurden die Steine wieder gemessen und für die inzwischen abgemahlenen Zoll ein entsprechender Betrag Abnutzungsgebühr verlangt. Als Kaution sozusagen mußte der Beständner in die Gemeinde 50 fl einzahlen, die ihm jedoch mit 5 Prozent verzinst wurden.

Daß Schneidmüller, oder Müller überhaupt, nicht die primitivsten und dümmsten Menschen waren, dürfte aus all dem klar hervorgehen. Sie waren — oder mußten — geschäftstüchtig sein und ihr Handwerk verstehen. Allerdings konnten sie Reparaturen am Mühlwerk oft nicht selbst ausführen, dazu gab es die „Mühlenärzte", meist Zimmerleute, die sich auf den Bau von Mühlrädern, hölzernen Zahnrädern, überhaupt auf Mühlenwerke spezialisiert hatten. Einer der letzten Mühlenärzte war der Zimmermann Götz von Oberrodach.

Schneidmüller und Müller waren auch belesene und schriftgewandte Leute und sie haben oft Tagebücher geführt, die heute wichtige heimatkundliche Erkenntnisse geben. Es sei an das Tagebuch des Müllers Kraus aus Zeyern oder des Müllers von der Rucksmühle erinnert. Einer der bekanntesten Bürgermeister des Frankenwaldes, der im

Jahre 1751 das Vogtendorfer Gemeindebuch anlegte und in dasselbe eigenhändig alle vorhandenen Urkunden bis zurück zum Jahr 1539 einschrieb, war Johann Heinrich Zeuß, der Vorfahre des berühmten Geschichts- und Sprachforschers Professor Dr. Joh. Kaspar Zeuß. Er war auf der Gänsschneidmühle als Schneidmüllerssohn geboren, wurde Schultheiß und erwarb sich in Vogtendorf ein großes Vermögen.

Mühlen lagen oft abseits der Dörfer und Städte, hatten Einödcharakter und waren so mehr als andere Häuser oft Überfällen und Einbrüchen, ja sogar Mordanschlägen und bösen Gaunereien ausgesetzt. Der oben erwähnte Rucksmüller und seine Nachfolger haben für ihre Mühle bei Weißenbrunn ein Tagebuch geführt und fortgesetzt bis in unsere Zeit. Der erste Müller, der das Buch begann, hieß Weiß. Er wohnte 1505 in Gärtenroth und war Diener der Herren von Künsberg, die ihm ein Stück Land schenkten an der Rucksgasse. Hier wollte er eine Mühle errichten, bekam aber Schwierigkeiten mit der Zunft, die er dadurch bereinigte, daß er durch Grabungen den Nachweis erbrachte, daß an der vorgesehenen Stelle schon einmal eine Mühle gestanden hatte. Er baute seine Mühle aus Holz, klein und wenig wehrhaft. Oft kamen Räuber, nahmen ihm seine Ersparnisse und die Kleider und Habseligkeiten weg. Fritz Weiß baute ein größeres Haus, fester und das untere Stockwerk aus Stein. Dann geschah die Geschichte mit dem Markstein: Sein ehemaliger Herr v. Künsberg erklärte, er wolle ihm ein Gehölz schenken, wenn er einen vor ihm liegenden Stein bis auf die Höhe nach Horlachen hin ohne auszuruhen trüge. Weiß tat es und bekam auch das Gehölz. Der Stein soll 2 1/2 Zentner gewogen haben. Ein späterer Besitzer der Mühle, Andreas Weiß, wurde am 23. Mai 1761 auf schreckliche Weise ermordet. Am Abend klopfte es an die Tür der Mühle, man rief, daß man einen Deserteur suche, der im Haus sein müsse. Gutgläubig machte der Müller auf. Da stürzten sich die Räuber auf ihn, banden und prügelten ihn vor den Augen der Frau und der Kinder, brannten ihn mit Schleißen und forderten Geld. Er gab ihnen, was er hatte und hoffte am Leben bleiben zu können. Was die Diebe nicht mitschleppen konnten an der Habe neben dem Geld, das zerschlugen sie. Der Müller verstarb in der Nacht an den Folgen der Gewalttaten.

Die Schneidmüller — und natürlich auch die Mahlmüller — waren ein besonderes Völkchen, und es hat sie wohl keiner so gut charakterisiert wie der verstorbene Kronacher Heimatdichter Andreas Bauer in seinem Mundart-Heimatstück „Die Schneimülle". In den Schneidmühlen brannten im Winter die großen Öfen mit den Abschnitten und Schwarten und mancher arme Teufel, der kein zu Hause hatte, oder der wandernd und bettelnd umherzog, hat sich in den Frankenwaldmühlen aufgewärmt.

Wenn es genug Wasser gab, mußte das ausgenutzt werden, und die Mühlen liefen die ganze Nacht. War ein Stamm eingelegt, konnte sich der Schneidmüller eine Weile hinlegen. Kurz bevor der Stamm den Gatter durchlaufen hatte, machte ein Klingelzeichen den Müller aufmerksam. Er konnte dann aufstehen und einen neuen Stamm einlegen. Ähnlich war es bei den Mahlmühlen, auch hier sorgte eine Alarmanlage dafür, daß nicht die Steine leerliefen, das hätte dem Müller viel Geld kosten können.

Kurz vor ihrem Tode erzählte die Gänsmühl-Trejs — sie ist am 12. November 1967, wenige Wochen nach dem Tode ihres Mannes tot in der Gänsmühle aufgefunden worden — von ihrem Schneidmüllerleben: „Wie mei Hans nuch jung waoh, senn me oft besamm gsessn und ä hot Ziechkatz gspillt. Und draun o den Woung, wu die Stemm nei en Gatte laafn, hotte a Kijettn nogemacht und wenn die Kijetten geklappet hot, nochet hot ä nuch su vill Zeit ghoatt, daß ä sei Liedla ze End spill koannt, nochet mußte an neua Staomm eilejch." — Noch eine nette Episode ist von der Gänsmühltrejs überliefert: Der Maler Richard Walter war im Frühjahr, Sommer und Herbst oft bei der Gänsmühle und hat sie in allen Stimmungen gemalt. Wieder einmal hatte er seine Staffelei aufgebaut, und bald war das neue Werk vollendet. Da fiel ihm auf, daß die Trejs, die um ihn herum ging und sein Werk musterte, einen unzufriedenen Ausdruck im Gesicht hatte, mit dem Kopf schüttelte und immer wieder „naa, naa" vor sich hinbrummelte. „No, guta Fraa, wos is denn, gfellt euch mei Bild heit nije?" fragte der Maler. — „Naa, nije recht, Moh, des is faolsch!" sagte die Trejs. — „Ja woarüm denn?" fragte Richard Walter und die Trejs sagte ihm: „Siem Gens haomme, und ihe haobtera bluos fümf gemoult!"

Von den Mahlmüllern sagte man, sie seien Spitzbuben. Und die Müller nehmen das nicht übel, einer von ihnen erzählt das alte Sprichwort: „Die Mülle senn alla Spitzbum — und heit is die ganze Welt aa Mülle!" — Ein anderer streitet ab, daß die Müller Spitzbuben sind: „Mije könna nex defüe. Wenn die Bauen kumma, socht a jejde: Nemm mei Kohn zeöscht! — Noja, wenn ses uns gejm, brauch mes doach nije ze stilln." — Ein anderer Ausspruch: „Des is a annesch Kohn" socht de Mülle, wiere auf an Mäusdrejk gebissn hot.

Die Erklärung, warum man die Müller mit dem Namen „Spitzbube" bezeichnet ist auch „wissenschaftlich" möglich: Der erste Gang, den das Getreide in der Mühle durchmachen muß, ist der Spitzgang, bei dem die Schale des Kornes aufgespitzt wird. Dieser Gang war verhältnismäßig leicht zu bedienen, deshalb mußte es der jüngste Gehilfe, der Bub, tun. Er war also der Spitz-Bube. Daß sich der Name dann auf den ganzen

Stand übertrug, wer kanns dem Volk verübeln? Noch dazu, wo die Müller so weite Ärmel hatten? — Wenn der Bauer sein Getreide angeliefert hatte, kam es zum Messen in die „Metzen" und aus dieser durfte sich der Müller, als Mahllohn, eine Mühlmetze (das war ein Gefäß, das einen genauen Prozentsatz der großen Metze faßte und wie diese geeicht werden mußte) voll herausnehmen. Daß er dabei mit seinen weiten Ärmeln ungefähr die gleiche Menge des Getreides nochmals schaufelte und mit in seine eigene große Metze leerte, das behaupten die Bauern.

HAUS- UND FLOSSZEICHEN

Nach der Floßordnung für den Frankenwald von 1845 mußten alle, die Holzhandel trieben, speziell die, die Konzessionsholz bekamen, ein Holzzeichen verwenden, um Unterschleife zu verhindern. In dem Zusammenhang taucht der Begriff „Hauszeichen" auf, der bedeutend älter ist, im Frankenwald aber wahrscheinlich seinen Ursprung auch im Holz hat. So schreibt die Gemeinde Reichenbach 1881 an das Bezirksamt Kronach: „In hiesiger Gemeinde haben seit unvordenklichen Zeiten nur die Waldbesitzer sogen. Floß- oder Hauszeichen geführt, wie sie diese erwarben, ist unbekannt, wahrscheinlich durch Erbschaft, weil jeder Besitznachfolger das Zeichen seines Vorgängers führt". — Aus Posseck wurde im gleichen Jahr geschrieben: „Floßzeichen werden hier nicht geführt. Sämtliche Hauszeichen sind mit dem Besitz des Hauses verbunden". Aus Windheim schreibt der Bürgermeister damals: „Die meisten Hausbesitzer wissen nicht, ob ein Hauszeichen auf ihrem Haus ruht, diejenigen, für die ein solches im Kataster eingetragen ist, wünschen, daß man es ihnen übermittelt und ihnen gestattet, es weiterzuführen.

Aufgrund der Floßordnung von 1845 wurde im gleichen Jahr ein Floß- und Hauszeichenkataster im Bezirksamt angelegt. Ein zweiter Kataster wurde 1870 angelegt und ein weiterer 1881. Zwischen den beiden letzten Katastern lagen also nur elf Jahre. Dennoch gab es Haus- und Floßzeichenbesitzer, die sich nicht mehr erinnerten, 1870 ein solches Zeichen geführt zu haben. Floßzeichen wurden oft nur für eine Floßfahrt oder Blöchertrift verwendet. Hauszeichen sind aus weit früherer Zeit im Frankenwald bekannt, wenn sie auch nicht in zusammengefaßter Form und erklärt sind.

Die ersten Aufzeichnungen dieser Hauszeichen sind in Kronach auf Votivtafeln aus der Friedhofskirche. Sie stammen aus der Zeit um 1590—1600 und ein Blick auf die Zusammenstellung läßt einiges aussagen über die Entstehung, sind doch dabei noch

Zeichen im „Rohzustand“ vorhanden, also Zeichen, die als getreue Nachbildung eines Gegenstandes aufgeführt sind, mit denen der Besitzer, meist beruflich, zu tun hatte, oder die auf seinen Namen hinweisen.

Aus der gleichen Zeit sind uns einige in Stein gehauene Zeichen bekannt, die die Form eines Familienwappens darstellen, so ein Stein an der Porzelsmühle in Steinwiesen oder das Wappen im alten Vogtendorfer „Schloß“, das 1934 abgebrochen wurde. Das gleiche Wappen, nur in schönerer Ausführung findet sich im heutigen BELG-Haus in Kronach in der oberen Stadt, durch welches die Entzifferung und Deutung ermöglicht wurde. Dieses Wappen in Kronach trägt ebenfalls die Jahreszahl 1595 und stellt in einem Wappenschild einen Vogel, im anderen ein typisches Flößerzeichen dar. Der Vogel bedeutet wohl eine Schnepfe, auf sie bezog der Inhaber seinen Namen „Schnapp“, und es handelte sich um den bischöflichen Kastner Endres Schnapp. Das andere Wappen ist das seiner Frau, einer geborenen Sundermaler. Schnapp war Besitzer der Mühle in Vogtendorf und des „Schlosses“, das er selbst vielleicht gebaut hat. Deshalb ist auch dort sein Wappen angebracht, früher im Torbogen, später einfach auf einem Gartenstein stehend. Heute ist dieser Wappenstein in das neue, auf dem alten Platz stehende Haus oberhalb der Türe eingelassen. Das Sondermahler-Zeichen aber hat noch lange als Hauszeichen der nachfolgenden Bewohner des Schlosses gedient, solange, bis einer derselben, der Schultheiß Johann Heinrich Zeuß 1753 ein neues Haus baute und das Zeichen mitnahm. Und aus dieser Zeit haben wir wiederum verstärkt das Auftreten und Sichtbarmachen von Hauszeichen. Viele Mühlen, die um diese Zeit gebaut wurden, enthalten in einen Stein eingeschlagen neben der Jahreszahl das Zeichen. In Vogtendorf selbst aber hat Joh. Heinrich Zeuß den Gebrauch von Hauszeichen gefördert, indem er beim Bau des Vogtendorfer Wehres jeden Gemeindebürger verpflichtete, einen Quader zu liefern, in den Namen und Hauszeichen geschlagen werden mußten. Er hat selber ein Verzeichnis der Hauszeichen mit den jeweiligen Namen angefertigt und es innen auf den Deckel der Gemeindetruhe geklebt. Und als um 1820 das bisher zum Amt Kupferberg gehörende Dorf Vogtendorf in das Bezirksamt Kronach eingewiesen wurde, wurden auf der Liste mit den Grundstücksgrößen nicht die Namen der Besitzer genannt, sondern nur deren Hauszeichen aufgeführt.

Aus jener Zeit um 1750 läßt sich aber erkennen, daß es zweierlei Zeichen gab: Solche, mit denen ein Recht, ein Bürgerrecht, verbunden war, und solche, die einfach jemand in sein Haus einschlug oder mit denen er sein Holz zeichnete.

Hauszeichen wie Floßzeichen haben wohl nichts mit Runen zu tun, wie manche behaupten. Wenn sie runenförmig aussehen, so haben sie mit den Runen lediglich gemeinsam, daß man sie leichter in Holz und Stein einritzen oder einschlagen konnte, wie verschnörkelte oder runde Zeichen. Häufig kann man aus den Zeichen noch ihre Entstehung von Buchstaben, Anfangsbuchstaben der Namen der ersten Besitzer erkennen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß früher viele Menschen nicht schreiben konnten, also schreibungewohnt waren. Irgendwer hat ihnen die Anfangsbuchstaben ihres Namens aufgemalt und sie haben dann versucht, diese Zeichen nachzubilden. Daß das Nachbild — noch dazu wenn es in Holz oder Stein geritzt wurde —, manchmal keine allzugroße Ähnlichkeit mit dem ursprünglichen Zeichen mehr hatte, ist verständlich. Andererseits galt es zu berücksichtigen, daß jedes Zeichen nur einmal vorhanden sein durfte. Es gab aber in unseren Dörfern Namen, die gleichlautend waren, nicht nur in den Anfangsbuchstaben (von 84 Holzzeichenbesitzern in Teuschnitz 1881 hießen 50 Johann und in Neuses gab es 1845 neun Gäßlein, von denen sechs Georg getauft waren). So war also der phantasiereichen Gestaltung von Haus- und Floßzeichen keine Grenze gesetzt.

Dennoch gab es gewisse Regeln. Ein kleiner Beistrich, ein an ein anderes Zeichen hinzugefügtes Kreuz, konnten bedeuten, daß dieses Zeichen den ursprünglichen Besitzer gewechselt hat, oder daß es im Anteil geteilt worden ist. Oft finden sich in Häusern andere Zeichen im Türstock eingeritzt als die, die die Hausbesitzer zum Teil heute noch benutzen. Dies kam wohl daher, daß ein Sohn den Floßhandel betrieb, während sein Vater selbst noch darin tätig war. Der Junge schuf sich sein eigenes Zeichen, behielt dieses dann auch bei, wenn er das vom Vater nach dessen Tod hätte übernehmen müssen oder können.

Aus dem Erwähnten kann geschlossen werden, daß in den Jahren um 1595 und dann wieder um 1750 und schließlich auch noch um 1881 ein gewisses Geschichtsbewußtsein in unserem Frankenwaldvolk herrschte. Man hat wieder Wert gelegt auf „Wappen“ und Hauszeichen, daß man sie in Stein hauen ließ, läßt für diese Zeiten auch einen gewissen Wohlstand vermuten. Die nicht geringen Streitigkeiten um Haus- und Floßzeichen um 1881, bei denen es darum geht, unbefugt benutzte Zeichen zu schützen, beweist einen gewissen Stolz auf Ererbtes. Zusammengefaßt kann man unsere ältesten Hauszeichen als Besitzzeichen, als Hausnummer, ansehen. Mit dem Hausbesitz hatte der Inhaber Rechte an Gemeindegrund, an Gemeindewald. Wenn er nicht schreiben konnte, unterzeichnete er mit seinem Hauszeichen, das somit auch Urkundenwert

hatte. Durch das zunehmende Floßgeschäft und dadurch, daß jeder, auch wenn er selbst keinen Waldbesitz hatte, mit Holz handelte, kamen die Floßzeichen in Schwung und fanden ihre rechtliche Höchststellung schließlich in den Konzessions- und Genossenschaftsmühlen, wo sie statt des Namens auf dem „Zechbrett" in der Schneidmühle standen und so die Schneidtage veranschaulichten. Wer mehrere Schneidtage hatte, dessen Zeichen stand mehrmals auf dem Brett. Zur Arbeitserleichterung schafften sich Floßholzhändler Haueisen an, mit denen sie mit einem Schlag ihr Zeichen in das Holz schlugen, was vorher nur mit dem Einritzen durch die „Ü" oder „Üt", einem u-förmig gebogenen Messer, möglich war. Der Staat sah sich allerdings genötigt, um 1875 eine Verordnung zu erlassen, daß Holzschlaghämmer, auf denen das Holzzeichen mit einem Rand umgeben war, für den Staatsforst allein nur verwendet werden dürfen. Privatleute durften nur Hämmer ohne Rand gebrauchen.

So haben Mühlen und Schneidmühlen, nicht nur im Frankenwald, einen wesentlichen Anteil an der Entstehung, an der Entwicklung, an der Geschichte unseres Volkes. Sie haben manchen Gemeinden den Namen gegeben, sie haben zur wirtschaftlichen Stärkung unseres Gebietes beigetragen, sie sind ein Teil unserer Landschaft geworden und haben nicht zuletzt an uns heute Lebenden mitgeprägt. Mit ihnen aber läuft eine Epoche aus, ein Zeitabschnitt, der über Jahrhunderte geistiger Lebensraum unserer Menschen war. In den letzten Jahren hat das große Mühlensterben im Frankenwald die Zahl der wassergetriebenen Mühlen auf einige wenige, an den Händen abzählbare, reduziert. Damit, sagen wir es ehrlich, ist unsere Heimat um ein schönes Stück Romantik ärmer geworden.

Anmerkungen:

[1]) Johann Looshorn: „Geschichte des Bisthums Bamberg". Nach den Quellen bearbeitet in 7 Bänden. 1886—1910. Bd. I, S. 412 und Bd. II, S. 144.

[2]) „Bayerische Heimatforschung", Heft 11/1957.

[3]) Heinrich Schaaf: „Der Frankenwald", 1872.

[4]) Staatsarchiv Bamberg, Rep. 10 III Nr. 1855/483.

[5]) Georg Fehn: Unveröffentlichtes Manuskript der Chronik von Kronach.

[6]) Gemeindearchiv Vogtendorf.

Erklärung zu den Zeichentafeln

Die beiden Tafeln zeigen eine Auswahl aus rund 6000 Haus- und Floßzeichen aus dem heutigen Landkreis Kronach. Während auf der Tafel I Zeichen in „Runen"-Form ausgesucht sind, wurden auf der Tafel II Zeichen besonderer Art aufgeführt.

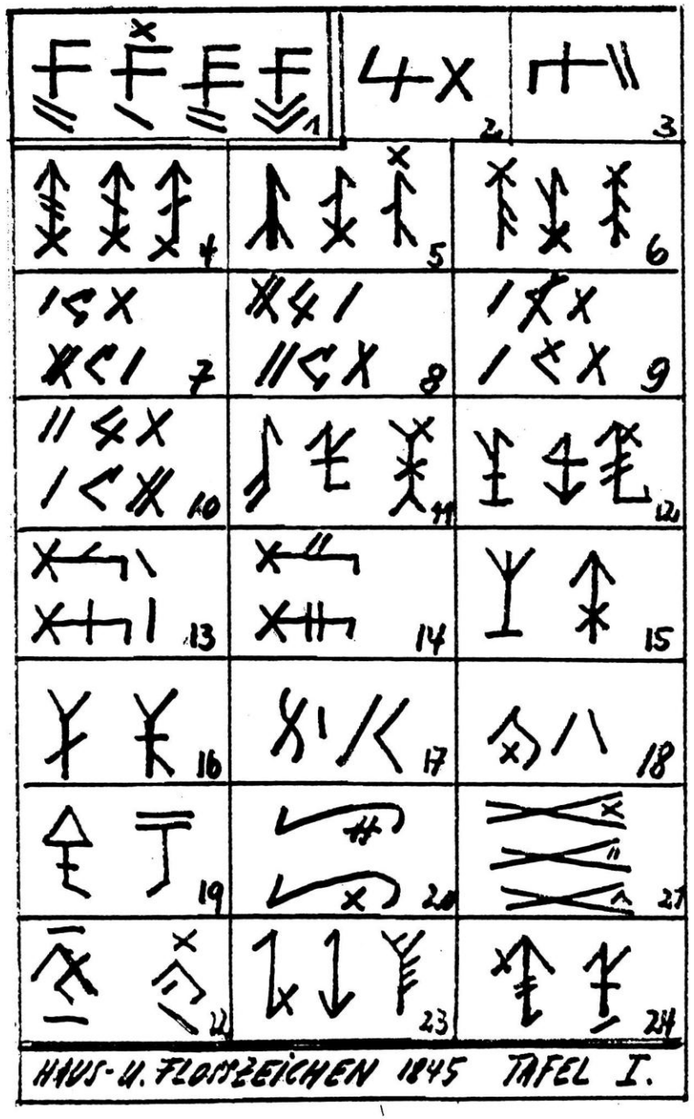
Zu Tafel I: Bei Nr. 1 handelt es sich um ähnliche Zeichen, die den Mühlanteilern der Schiefermühle bei Hummendorf gehörten (aus dem Jahr 1750). Interessant sind die Zeichen unter Nr. 7—10. Sie gehören Leuten aus Neuses, die alle Gäßlein heißen; so findet sich in jedem Zeichen das stilisierte „G".

Zu Tafel II: Das Zeichen Nr. 1 stellt ein Fenster dar, der Besitzer hat den Hausnamen „Glaser". Im Zeichen 2 ist der Beruf des Inhabers durch die Leiter vertreten, er war Kaminkehrermeister. Die Zeichen von 4—6 gehören Brüdern. Es sind dieselben Dinge nur in verschiedner Gruppierung enthalten. Aus anderen Zeichen erkennt man klar die Anfangsbuchstaben des Namens des Besitzers, was bei Zeichen 10 so weit geht, daß der ganze Name im Floßzeichen wiedergegeben ist.

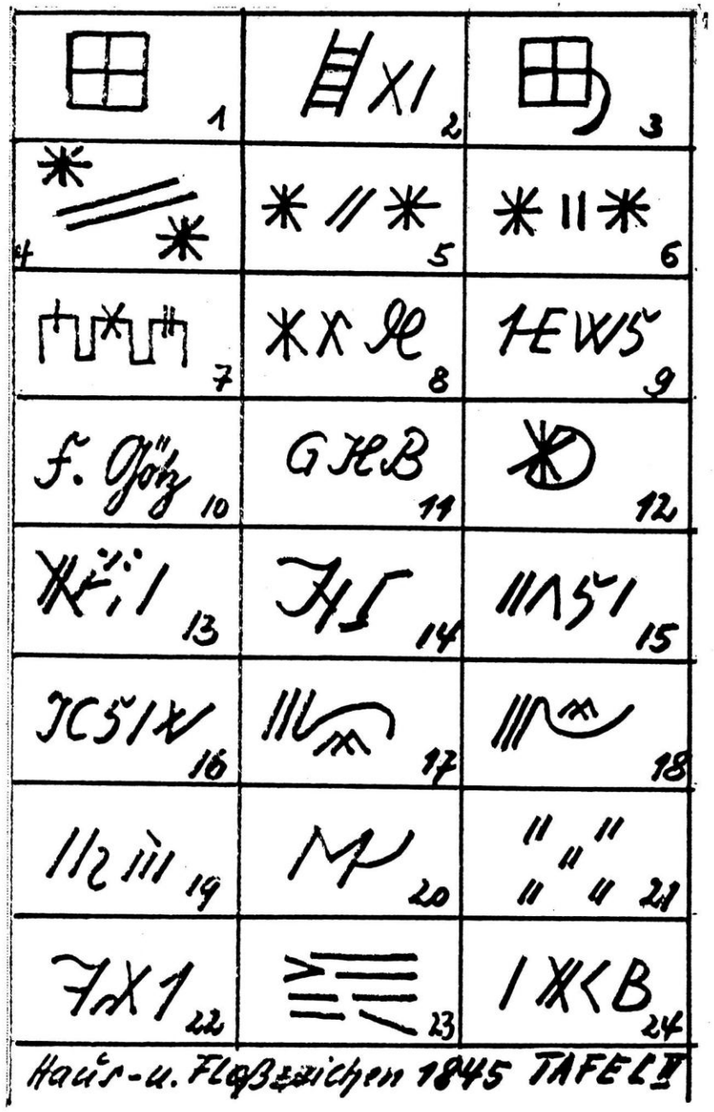
Die Zeichen bedeuten im einzelnen:

Tafel I

1 In der Hummendorfer Schiefermühle, die Zeichen von 1750
2 Heinrich Burger, Au
3 Peter Bauer, Au
4 Karl, Johann, Kaspar - Pfaff, Floßknechte in Kronach
5 Adam, Michael, Michael - Schedel, Neuses
6 Friedrich, Johann, Georg - Schedel, Neuses
7 Gäßlein Neuses: Johann, Georg
8 Gäßlein Neuses: Georg, Georg
9 Gäßlein Neuses: Michael, Georg
10 Gäßlein Neuses: Georg, Georg
11 Andreas Murmann, Franz Murmann, Melchior Pfaff (Eisenhdl.), Kronach
12 David Pötzinger, Gottfried Pfretzschner, Marg. Bauer, Kronach
13 Appel Johann, Appel Konrad, Kronach
14 Appel Joh. sen., Appel Erhardt, Kronach
15 Zipfel Joh., obern Raser, Hesselbach
Zipfel Joh., untern Raser, Hesselbach
16 Dressel Michael, Dressel Johann, Hesselbach
17 Stephan Schaller, Friesen
18 Kaiser Gg., Friesen
19 Veit Wachter u. Joh. Welscher, Posseck
20 Joh. Hümmerich Weiß und Johann Hümmerich Buch, Unterrodach
21 Wunder Johann, Kraus Paul, Engelhardt Kunig., Unterrodach
22 Gäßlein Konrad und Gäßlein Andreas, Thonberg
23 Kestel Joh., Kestel Barb., Angles Joh., Glosberg
24 Küpser Anker und Vogtendorfer Mühle



HAUS-U. FLOSSZEICHEN 1845 TAFEL I.



Haus-u. Floßzeichen 1845 TAFEL II

Tafel II

1 Andr. Fleischmann, Glaser, Friesen
2 Gg. Lochner, Kaminkehrermeister, Kronach
3 Joh. Wich, Ankerwirth, Kronach
4 Friedrich Link, Maler, Kronach
5 Adam Link, Schlosser, Kronach
6 Jakob Link, Maler, Kronach
7 Gg. Dülp, Kronach
8 Mich. Hümmerich, Küps
9 Joh. Eber, Wolfssohn, Unterrodach
10 Friedr. Götz, Oberrodach
11 Gg. Heinr. Bär, Küps
12 Mich. Müller, Bäckermeister
13 Adam Murmann - Dicker, Oberrodach
19 Joh. Murmann - Dicker, Oberrodach
15 Joh. Schöpf, Oberrodach
16 Josef Zollstab, Thonberg
17 Konrad Popp, Thonberg
18 Christoph Roth, Neuenreuth
19 Joh. Buckreuß, Steinberg
20 Anton Buckreuß, Steinberg
21 Joh. Rebhan, Steinberg
22 Joh. Porzel, Steinwiesen
23 Andreas Simon, Steinwiesen
24 Johann Baier, Unterrodach (alle 1845)

Heinrich Meyer, Lichtenfels:

DIE LICHTENFELSER JUDEN

EIN BEITRAG ZUR STADTGESCHICHTE

Die Geschichte des deutschen Judentums ist älter als die karolingische Reichsgründung. Die urkundlich früheste Erwähnung von Juden in Deutschland ist eine Verordnung des Kaisers Konstantin vom Jahre 321, welche die bisherigen Rechte der Juden in Köln aufhebt, nachdem das Christentum Staatsreligion geworden war [1]).

Nach Auffassung maßgebender Historiker kamen die ersten Israeliten bereits mit den römischen Legionen über die Alpen. Manche von ihnen ließen sich in den alten Provinzen des Reiches, im Rheinland, in Rhätien, in Noricum nieder. Spätestens im Jahre 212 erhielten sie durch die Constitutio Antoninia das römische Bürgerrecht. Zu den ältesten jüdischen Gemeinden zählen wohl die von Trier, Mainz, Wien und Worms. Andere jüdische Niederlassungen wurden zur Zeit Karls des Großen und wieder andere unter den Ottonen errichtet. Otto der Große übergab sie 965 dem Schutz der Bischöfe. Im Jahre 1090 unterzeichnete der salische Kaiser Heinrich IV. zwei Privilegien für die Juden von Speyer und Worms. Kaiser Friedrich I. unterstellte 1182 alle Juden, „die in unserem Reiche leben", der Obhut der kaiserlichen Kammer [2]).

Der Zeitpunkt des ersten Zuzugs von Juden in Lichtenfels ist nicht bekannt. Da die Siedlung am Obermain jedoch von den Andechs-Meraniern um die Wende des 11. zum 12. Jahrhundert, zunächst als Markt, aus wilder Wurzel geschaffen wurde, erscheint die Vermutung nicht unberechtigt, in diesem Geschlecht auch die Schöpfer der ersten hiesigen Judengemeinde zu sehen. Die interessante Grundrißgestaltung der Stadt, vor allem aber die wirklich zentrale, ortsbeherrschende Lage des Marktes beweisen, wie die Andechser nach auswärtigen Vorbildern vorn vorneherein die Absicht hatten, ein lebensfähiges und in allen Gliedern vollendetes Ortswesen auf die Beine zu stellen. Dazu gehörte in erster Linie ein starker Handel. Berufen und befähigt dazu war damals nicht zuletzt dank seiner weltweit begründeten Sonderstellung das Judentum. So bleibt die Schlußfolgerung geboten, das Alter der Lichtenfelser Judengemeinde den Gründungsjahren der Stadt gleichzusetzen. Die 1898 in Bamberg erschienene Arbeit des Rabbiners D. A. Eckstein: „Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstbistum Bamberg" bekräftigt mit ihrem Quellenmaterial diese Vermutung. Sie enthält auch

die frühesten Hinweise über eine israelitische Gemeinde in Lichtenfels. Eckstein schreibt (S. 230): „Auch der hohe Adel schmückt das jüdische Schuldbuch. Graf Hermann von Henneberg verkauft am 8. September 1268 seine Burg an den Bischof in Bamberg und weist von dem Erlös an, was derselbe an seiner Schuld den Juden in Bamberg und Lichtenfels bezahlen soll."

Weit gewichtiger ist der Hinweis auf die Ende Juli 1298 in Bamberg ausgebrochene Judenverfolgung, die selbst am Obermain ihre Opfer forderte; denn damals soll (Eckstein, S. 5) unter andern in Lichtenfels der Lehrer Lemlin mit samt seiner Behausung verbrannt worden sein.

Der jüdische Einfluß ringsum in jener Zeit wird noch durch eine weitere Meldung bekräftigt. Ein „Ebrardus cantor" bezeugte 1264 den Verkauf von Gütern in Dabermarsdorf, dem heutigen Kaider, Lkr. Staffelstein, durch Cunemund von Sonnenberch an Abt Albertus von Langheim für 50 Talente Bamberger Denare, da Cunemunds Bruder schwer bei den Juden verschuldet war [3]).

Ein halbes Jahrhundert später, unter der Regierungszeit des Bischofs Friedrich, brach eine neue Verfolgungswelle aus. Das Bistum Bamberg wurde vom Schwarzen Tod heimgesucht, der seit 1349 durch die deutschen Lande ging. Wie überall, so wurden auch hier die Juden für das Auftreten der Pest verantwortlich gemacht. Heftige Judenverfolgungen setzten ein. Wenn auch Lichtenfels dabei eigens nicht genannt wird, dürfte die Bewegung vor den Toren der Stadt kaum halt gemacht haben [4]).

Bischof Albrecht von Wertheim zu Bamberg (1398—1421) erwies sich als ein Beschützer der Juden in seinem Stifte. Als aber die Juden ihre Schuldner zu sehr übernahmen, beriet sich Bischof Albrecht mit ihren Vorständen und verbot ihnen zu Forchheim am 10. Juni 1405, fortan Geld zu leihen auf Leistung mit Pferden in ihren Ställen oder ihren anderen Häusern. Zuwiderhandelnden wurde Strafe angedroht [5]).

Der Schutzbrief, den Bischof Albrecht am 22. September 1400 im Hochstift ausstellte, besagt ausdrücklich, „die Juden dürfen leihen auf Pfand, ausgenommen auf das, was zur Messe gehört, Meßgewand und Püchsen, da wo man das heilige Sakrament innehat und auf Gewänder von Ermordeten". Auch in seine anderen Städte durften in jener Zeit die Juden einziehen [5]).

Wenn nicht schon früher, so wird wohl das Jahr 1400 die zweite Welle des Zuzugs von Juden in Lichtenfels gebracht haben. Bischof Albrecht war übrigens selber gezwungen, Geld von den Juden zu leihen. Er stellte 1421 einen Schuldschein über 400 Gulden an drei Juden zu Lichtenfels aus, wobei die Lichtenfelser Glaubensgenossen ausdrücklich als Geldgeber des Bischofs bezeichnet werden [6]).

Doch schon ein Jahr später unter Bischof Friedrich III. von Aufseß wendete sich die Lage. Am 25. April 1422 kamen bei einer Tagung in Herzogenaurach die vier fränkischen Fürsten, zwei Bischöfe und zwei Burggrafen überein, keine Juden mehr in ihren Landen wohnen zu lassen. Samstag, den 9. Mai 1422, sollten alle Juden und Jüdinnen, jung und alt, gefangen genommen und alle Leute öffentlich aufgefordert werden, deren Barschaft, Pfänder, Briefe, Register, Schulden, Geld und Geldeswert anzugeben; die Schuldner sollten nur die Hauptsumme zahlen, aber nicht an die Juden, sondern an ihre Landesherrn. Wucher, Häusererwerb, Annahme christlicher Dienstboten blieben den Juden untersagt. Der Erlös dieser Aktion sollte auf drei Teile gemacht und zwei davon den beiden Bischöfen (zu Bamberg und Würzburg), das letzte Drittel aber den beiden Markgrafen zustehen [7]).

Ob diese Aktion wirklich zu einer Ausweisung des jüdischen Bevölkerungsteiles führte, muß bezweifelt werden, da bereits zwei Jahrzehnte später, am 2. November 1445, unter Bischof Anton von Rotenhan die Juden erneut unter Rechtsschutz gestellt und ihre Abgaben gesetzlich geregelt wurden [8]).

In jenen Jahren scheint der jüdische Wohlstand nicht unerheblich gewesen zu sein. Am 27. März 1447 borgte die Stadt Bamberg bei Göllin, Frau des Michel in Lichtenfels, 600 Gulden gegen wöchentlich 2 Pfennig Zins. Ferner bucht die Bamberger Stadtrechnung von 1447 folgende Zahlungen: der Göllin aus Lichtenfels an ihrer Schuld 45 Gulden, und Gollein aus Lichtenfels an Hauptgut und Gesuch 800 Pfund 12 Gulden [9]).

Am 21. Juli 1498 erließ Kaiser Maximilian zu Freiburg zwar den Befehl an die Juden, ab Allerheiligen gleichen Jahres binnen einer Frist von drei Monaten das Reich zu verlassen; dieser Termin wurde schließlich bis Mittfasten 1499 verlängert. Ob diese Anordnung aber auch vollzogen wurde, erscheint mehr als fraglich [10]). Dagegen sprechen zum Beispiel drei Einträge in den Lichtenfelser Kastenamtsrechnungen. So erhält 1498 der Jud 6 Pfund für Küchen- und Stubenfenster auf dem Schloß zu Lichtenfels zu verglasen; 1499 werden dem Juden zu Kunstadt 10 Pfund für Fenster im Kastenhof zu Lichtenfels ausbezahlt, die das Wetter eingeschlagen, und 1500 erhält der Jud zu Kunstadt nochmals 23 Pfennig zugebilligt, für die kleine Stube im Kastenhof zu ver-

glasen und in der alten großen Stube die Gläser wieder zu machen, die das Wetter dort sowie in der Küche und den Ställen zerschlagen [11]).

Im Jahre 1540 bekannte Endres von Cassel zu Bamberg vor dem dortigen Stadtgericht, daß er dem Juden Jacoby zu Lichtenfels vier Pfund Geld schulde [12]).

Als 1563 die Lichtenfelser Stadtordnung im sogenannten Handelbuch neu zusammengetragen wurde, nachdem alle älteren städtischen Aufzeichnungen bei der Belagerung und Erstürmung von Lichtenfels im Markgräflerkrieg von 1553 zu Verlust gegangen waren, fand auch der Judeneid darin Aufnahme. Dieser lautete wörtlich: „Ich schwöre bei dem lebendigen Gott, der Himmel und Erde geschafft hat, daß ich die Wahrheit, soviel mir wissend in dieser ganzen Sachen, sagen will und keinerlei Falsch, Betrug und Unwahrheit darin gebrauchen oder einmische, und wo ich unrecht schwöre, daß ich ewiglich vermaledeit und verflucht sei und soll mich verzehren das Feuer, das Sodom und Gomorha überging, und alle Flüche, die in Thora im Gesetze geschrieben, und mich die Erde verfluchen, wie Daton und Aburon, daß auch meine Frau ein Witfrau und meine Kinder Waisen werden, also helf mir dies alles und jedes der wahre Gott Adonai." [13])

Im Dezember 1587 wurde der Lichtenfelser Wöhrdmüller Cunz Gunderumb vom Amtskastner im Zusammenhang mit der Fahndung nach einer gestohlenen Kuh gewarnt, weil die Juden, die im Verdacht stehen, allerlei gestohlene Waren aufzukaufen, sich wieder bei ihm aufhalten [14]).

In den Jahren um und nach 1600 scheinen in Lichtenfels für längere Zeit keine Juden mehr seßhaft gewesen zu sein, während ringsum da und dort in den Dörfern solche wohnten und in Ausübung der Handelschaft regelmäßig in Lichtenfels ein- und ausgingen. Darauf deuten verschiedene Einträge in den Amtsbüchern hin. Die Ursachen der vorübergehenden Abwanderung sind nicht zu erkennen. Die Amtsbücher und Kastenrechnungen schweigen darüber. Das Bamberger Zentbuch erwähnt unterm 17. Januar 1607 einen Auftrag an den Lichtenfelser Amtmann, nach dem flüchtigen Juden von Kleukheim zu fahnden [15]). 1621 verjagten die Schwürbitzer die dort wohnhaften Juden, worauf diese am 11. Juni gleichen Jahres das Domkapitel in Bamberg um Schutz angingen [16]). Im Jahre 1650 setzte der Rat der Stadt Lichtenfels den Zoll der herrschaftlichen Juden aus Mitwitz je Kopf auf sechs Kreuzer fest. Nur wenn sie im Auftrag des Amtmanns hierher kamen, brauchten sie lediglich drei Kreuzer zu entrichten. Die Schneyer Juden hingegen zahlten je Jahr als Pauschalbetrag einen Taler. Für die Altenkunstadter Juden, welche mit ihren Viehtreibern regelmäßig die

sechs Jahrmärkte zu Lichtenfels besuchten, setzte der Rat der Stadt am 14. August 1654 ebenfalls den Pauschalbetrag von 1 Taler je Jahr fest. Dieses Entgegenkommen, das nur auf Widerruf eingeräumt wurde, geschah im Interesse der Förderung des Marktbetriebes. Die Mistelfelder Juden hingegen mußten nach einem Ratsbeschluß vom 4. Juni 1660 je Jahr als Pauschale zwei Taler geben. Diejenigen, welche diesen Betrag nicht leisten wollten, waren verpflichtet, sooft sie in die Stadt hereinkamen, jeweils sechs Kreuzer zu entrichten. Zwei Jahre später, am 11. Februar 1662, wurden alle Pauschalsätze aufgehoben, jeder Jude, der die Stadt betrat, mußte sechs Kreuzer bezahlen [17]).

Als im Mai 1663 die in Schney lebenden Juden ihren Wohnsitz in das Lichtenfelser Spitaldorf Unterwallenstadt verlegen wollten, lehnte dies der Rat der Stadt unter Bürgermeister Hetzel kurzerhand ab. Der Beschluß lautete: „Weilen solche Juden mit ihrem täglichen Umlauf und Hausieren der Bürgerschaft schädlich, und auch Ursache zu Untreue geben, indem sie allen Diebstahl aufhandeln, daher soll man sie abschaffen und fern von hier lassen." Auch in Burgberg wohnte in jenen Jahren ein Jude namens Michel. Er unterstand der Aufsicht des Amtskastners und entrichtete an diesen den Schutzzoll, welcher 1664 drei Gulden 1 Pfund und 20 Pfennig betrug, ab 1665 aber auf 5 Gulden erhöht wurde [18]).

Um diese Zeit wohnten, wie schon erwähnt, in Lichtenfels keine Juden. Der erste Glaubensgenosse, welcher von Fürstbischof Philipp Valentin Voit von Rieneck einen Schutzbrief und zugleich die Erlaubnis zum Zuzug in Lichtenfels erhielt, war am 14. September 1677 der Jude Isaias von Horb am Main. Im gleichen Jahr, am 4. Oktober 1677, folgte Jacob Jud aus Redwitz a. d. R. Beide mußten an die Stadt je sechs Taler Einzugsgeld entrichten.

Der Ansässigmachung dieser Juden gingen Verhandlungen mit dem hiesigen Kastenamt voraus. Der Kastner Friedrich Heber berichtete dabei am 11. September 1677 an die Fürstliche Regierung in Bamberg, die Möglichkeiten zur Gewerbeausübung seien in Lichtenfels gering. Die Stadt zähle allein 16 Metzger. Wenn nun auch die Juden Vieh aufkaufen und Fleisch abgeben oder als Krämer und Handelsleute auftreten, seien Schwierigkeiten zu erwarten. Bürgermeister und Rat behaupten, seit Menschengedenken sei kein Jude hier seßhaft geworden. Auch er (Heber) wisse aus seiner 15jährigen hiesigen Amtszeit, daß zwar wiederholt von Juden der Versuch gemacht wurde, sich hier anzusiedeln, Oberamtmann von Schrottenberg dies aber nie zugelassen habe [19]).

Den auswärtigen Juden wurde im Verkehr mit der Stadt wenig Entgegenkommen bewiesen. Der Jude Seckla von Mistelfeld, welcher 1667 den Judenzoll ermäßigt wissen wollte und gleichzeitig darum bat, die Stadt außerhalb der Mauer umgehen zu dürfen, um zur Langen Brücke zu gelangen, erhielt den Bescheid, daß auch in der Vorstadt und am Anger für die Juden Zollpflicht bestehe und die Abgabe in jedem Fall je Kopf und je Pferd sechs Kreuzer betrage. Den Juden Hayn von Redwitz an der Rodach, der sich im selben Jahr (1667) weigerte, den Zoll zu entrichten, und der auch Einsicht in die Stadtordnung nehmen wollte, um sich von der Rechtmäßigkeit der Gebühren zu überzeugen, bestrafte der Rat mit einer Buße von 10 Pfund [20]).

Am 30. April 1682 fragte der Amtmannsverweser beim Rat hier an, ob die Stadt gegen den geplanten Zuzug weiterer Juden Einspruch zu erheben gedenke. Der Rat anwortete, er habe sich schon einmal der Judenaufnahme widersetzt, „worauf ein wahrer Sturm von Bamberg gekommen sei", er plane keinen Einspruch, damit ihm dies nicht nochmals widerfahre.

Aber trotzdem legte der Rat am 27. Juni 1685 neuerdings ein Gesuch an die Hofratskanzlei in Bamberg um Abschaffung der hiesigen Judenschaft vor. Zwei Ratsherren und ein Bürger trugen die Bittschrift persönlich zur Regierung nach Bamberg. Das Vorbringen muß nicht unbegründet gewesen sein, da am 28. September 1685 der Bürgermeister nachfolgenden fürstlichen Befehl der Judenschaft zu eröffnen hatte:

1. daß sie (die Judenschaft) innerhalb von acht Tagen ihren Schulmeister abschaffen und keinen mehr annehmen solle·
2. daß sie denen Juden zu Mistelfeld bedeuten solle, daß sie künftighin hier weder an Feier- noch an Werktagen die hiesige Synagoge besuchen sollten;
3. daß die hiesige Judenschaft ihre Ceremonien außerhalb des Städtleins zu verrichten habe.

Der fürstliche Befehl scheint trotz äußerer Strenge jedoch keine ernsten Weiterungen ausgelöst zu haben. 1686 hielten sich nachweislich hier noch auf der Jude Jacob und dessen Sohn Judel Judt, ferner die Jüdin Ester und deren Tochter Mana sowie der alleinstehende Jude Essaiaß [21]).

Am 27. Februbar 1687 baten die Mistelfelder Juden um die Erlaubnis, zur Verrichtung ihrer Gebete die hiesige Synagoge besuchen zu dürfen, wobei sie sich bereiterklärten, einen Sonderzoll von zwei Gulden je Jahr zu entrichten. Der Rat lehnte aber unter

Bezugnahme auf den fürstlichen Befehl das Gesuch ab und bedeutete den Mistelfelder Juden, sie mögen ihre Gebete außerhalb der Stadt verrichten, wo sie wollen [22]).

Unbeschadet äußerer Gegensätze wickelte das Lichtenfelser Kastenamt manchen Handel mit jüdischen Geschäftsleuten ab. So erwarben 1691 Abraham Männlein von Lichtenfels und Betz Wolf von Mistelfeld für 180 Gulden Weizen aus alter Ernte, ferner bezogen im gleichen Jahr Jacob David von Lichtenfels und Gerst, Judensohn aus Redwitz a. R., vom Kastenamt um 400 Gulden insgesamt 200 Simra alten Weizen [23]).

In der Stadt war man hingegen weniger am Handel mit dem israelitischen Bevölkerungsteil interessiert. Am 19. Oktober 1691 untersagte der Rat selbst den sogenannten privilegierten Schutzjuden das Verkaufen von Butter und Getreide auf den Wochenmärkten bei fünf Gulden Strafe. Weiter wurde am 3. Oktober 1692 der Judenschaft der Befehl des Fürsten vom 20. September 1685 wiederholt eröffnet, an Sonn- und Feiertagen nicht zu handeln. Gestattet wurde ihnen praktisch nur die Teilnahme an den öffentlichen Märkten, wo sie Stände aufstellen und auch Vieh zum Verkauf bringen durften [24]).

Die Vorgänge im Mai 1699 waren in der Hochstiftszeit im Lichtenfelser Land die letzten Gewaltakte gegen den jüdischen Bevölkerungsteil. Sie fanden erst in jüngerer Zeit ihre Fortsetzung zunächst in jenen Belästigungen einzelner Judenfamilien im Revolutionsjahr 1848, um schließlich in der Kristallnacht von 1938 nochmals einen beschämenden Höhepunkt zu erreichen. Doch darüber später.

Am 21., 22. und 23. Mai 1699 kam es zu Judenplünderungen in Burgellern, Mistelfeld, in Redwitz a. d. R. und an anderen Orten. Der hiesige Bürgermeister ordnete bei Eintreffen der ersten Nachrichten sofort die Besetzung der drei Stadttore mit je einer drei Mann starken Wache bei Tag und Nacht an. Falls Gewalthandlungen sich ereigneten, sollte die Bürgerschaft mit der Trommel zur Abwehr aufgerufen werden. In Mistelfeld wurde in jenen Tagen die Frau des Michael Löw auf offener Straße „wie ein Bär" angefallen, zu Boden geworfen, herumgeschleift und so lange gepeinigt, bis sie ihre in den untersten Unterkleidern verborgenen Schätze herausgab. Der Lichtenfelser Maler Georg Faber und mit ihm vier weitere Bürger zogen schon am 18. Mai 1699 in der Stadt unter Trommelschlag umher und liefen dem Bürgermeister ins Haus. Als sie hiewegen beim Oberamtmann als Rebellen und Aufrührer angezeigt wurden, verwahrten sie sich entschieden und drohten mit Klage, da sie doch nur auf die Straße gingen, um größeres Unheil zu verhindern [25]). Bamberg schickte damals auf Befehl des Obristjägermeisters 10 Offiziere und 64 Reiter nach Kronach wegen der dort ver-

übten Plündereien. Das Kommando erhielt auf dem Hin- und Rückweg hier insgesamt sieben Simra Hafer als Pferdefutter [26]). Aber auch drei Kompanien Militär (zwei zu Roß und eine zu Fuß) trafen aus Bamberg hier ein und blieben eine Nacht in Lichtenfels. Der Stadt erwuchsen dadurch Unkosten in Höhe von 17 Gulden 2 Pfund und 20 Pfennig für verabreichtes Bier und Brot [27]).

Die Juden lebten hier bis in das 19. Jahrhundert hinein fast ausschließlich vom Handel, der in der Hauptsache im Umherziehen ausgeübt wurde. Sooft ein fremder Jude den Flurbereich der Stadt betrat, war er zollpflichtig. Unter andern hob auch der Pächter des spitaleigenen Horbhofes für die Stadt den Judenzoll ein. Am 17. April 1682 hatte der hiesige Rat den Fall zu entscheiden, ob auch die Juden von Forchheim, die Lichtenfels auf Umwegen zu umgehen versuchen, zollpflichtig seien. Die Frage wurde bejaht und der Horbhofpächter angewiesen, von allen Juden, also auch von denen, die abseits der Stadt vorbeifahren, -gehen oder -reiten, den Zoll in Höhe von sechs Kreuzern je Person zu erheben, da sie durch Betreten der „Zollstatt" bereits abgabepflichtig geworden seien [28]).

In gutem Ruf stand hier die Schutzjüdin Ester. Als ihre Tochter heiratete, trug sie am 29. Mai 1682 dem Rat der Stadt vor, an diesem Festtag von den auswärtigen jüdischen Festgästen keinen Zoll zu erheben. Der Rat lehnte dieses Ansinnen zunächst ab und forderte entweder einen Taler Pauschalbeitrag oder aber, jeder fremde Besucher sollte einen Groschen bezahlen. Die Ester antwortete, bei solchen Anlässen werde anderwärts nirgends ein Zoll erhoben, sie sei aber bereit, dem Rat „sechs Viertel und zwei Zehner Löwenthaler Wein (Staffelberg-Südwestseite) zu spendieren". Der Rat nahm das Anerbieten an, der Wein wurde bei den nächsten Ratssitzungen getrunken [29]).

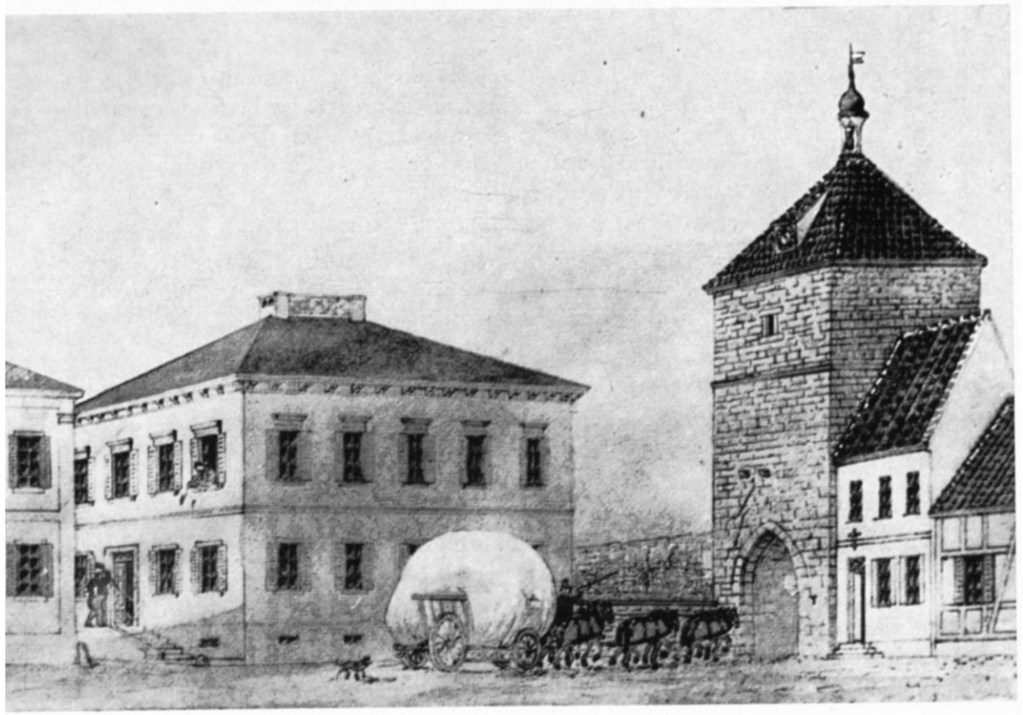
Der Versuch, den Zoll durch einen hiesigen Juden einheben zu lassen, wurde mehrmals unternommen, bewährte sich anscheinend aber nicht. Am 4. August 1696 hob der Rat diese Übung wieder auf, „weil viele kranken Juden herein in die Stadt kommen und (sie) leichtsinnig eine Infektion verursachen könnten." [30])

Als 1710 in Polen die Seuche herrschte, verzichtete der Lichtenfelser Rat am 28. Februar dieses Jahres überhaupt auf den Judenzoll und untersagte den fremden Juden grundsätzlich jeden Zutritt in die Stadt. Der Bäcker Hönninger in der Vorstadt, der damals trotz des Verbotes fremden Juden Einlaß in seine Behausung gewährte, mußte zur Strafe auf drei Stunden in den Bürgersturm [31]). Ein Jahr später, als die Seuche abgeklungen war, befreite der Rat am 8. Januar 1711 die hiesigen Juden vom Viehmarktzoll, jedoch unter der Auflage, die fremden Juden mit ihrem Vieh hierher zu ziehen [32]). Wenige Monate später, am 22. August 1711, änderte der Rat die Bestimmung wieder dahingehend ab, forthin nur fränkischen und schwäbischen Juden den Zutritt zur Stadt zu gewähren. Der Verhandlungskunst der Juden blieb es vorbehalten, sich bei diesem Wirrwar von Anordnungen erfolgreich zu behaupten [33]).

Rundum lebte ein Stamm von Juden, die regelmäßig in Lichtenfels ein- und ausgingen. Diese Handelsleute kamen aus folgenden Orten: Altenkunstadt 1, Burgellern 3, Burgkunstadt 4, Burgpreppach 1, Clausdorf 2, Heustreu 1, Horb 2, Küps 3, Mistelfeld 3, Mitwitz 2, Redwitz a. d. R. 1 und Weidnitz 1. Die Einnahmen der Stadt aus dem Judenzoll schwankten um 1715 zwischen 40—50 Gulden je Jahr. [34]).

Am 2. April 1717 wurde den Juden das Schächten in ihren Häusern verboten, sie mußten hiezu das Schlachthaus eines Metzgers aufsuchen [35]).

Eine straffe Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse für die im Hochstift befindlichen und unter bischöflichen Schutz stehenden jüdischen Geschäftsleute brachte die Landesherrliche Bambergische Verordnung vom 8. Mai 1700. Sie besagt im Auszug: Wenn Juden Geld ausleihen, dürfen sie nicht mehr als 5 vom Hundert als Zins nehmen. Übertretern werde das Kapital beschlagnahmt, sie selbst des Landes verwiesen. Schuldverschreibungen an Juden, die höher als 10 Gulden seien, könne nur die Ortsobrigkeit ausstellen. Andernfalls seien sie rechtsunkräftig. Kein Jude könne Forderungen an Christen an einen dritten Christen abtreten, auch kein Christ dürfe die Forderung eines Juden übernehmen. Die Buchführung bei den Juden müsse deutsch sein. Kein Jude dürfe Waren für länger als ein Jahr ausborgen. Den Juden ist nicht erlaubt der Kramhandel mit Tüchern, die Elle im Werte nicht höher als 12 Batzen. Ausnahmen sind nur zugelassen, wenn die Tücher von heimischen Tuchmachern stammen. Auch dürfen sie handeln mit Samt und Seide, Taffet, Strümpfen, allerhand Bändern, guten Handschuhen, goldenen, silbernen, seidenen, wollernen und Leinenspitzen-Borten, Leinwand, Barchet, Cöllisch, Zwillig, alten Kleidern, mit Gold- und Silbergeschmeid, Sackuhren, Pfändern, Ringen, Kleinodien, Perlen, Wechseln, Pferden, Rindvieh, dies jedoch nicht gemästet, Lein- und Hanföl, Bruchzinn, Messing, Kupfer und Wollen, doch letzere vier Sorten nur nach Feststellung des Gewichtes. Verboten ist der Judenschaft, bei Strafe der Konfiskation und Landesverweisung, jeder Handel und Gewerbe mit Getränken und Speisen, Getreide, grünem und dürrem Obst, Sämereien, Süßholz, Schmalz, Hopfen, rohen Häuten, Leder, Pelzen, Gewehren, Unschlitt, Hanf, neuem Stahl und Eisen, Wagen- und Räderholz. Auch sei die Sonntagsruhe und die



An die Westfront des älteren Coburger Tores lehnte sich einst der winzige Bau der Lichtenfelser Judenschule. Daneben ist der behelfsmäßige, noch kleinere Bau der alten Synagoge sichtbar.

Fastenzeit zu beachten. Kein Jude dürfe liegende Güter an Höfen, Feldern und Wiesen besitzen. Er dürfe sich auch nicht die Nutzung von Äckern und Wiesen als Zins verschreiben lassen. Das Verhausieren von geschächtetem Fleisch sei verboten. Die Viehweide für die Juden sei gesondert zu regeln. Wo bisher keine Jude seßhaft war, dürfe auch forthin keiner zuziehen. An den anderen Orten dürfe die zugelassene Zahl nicht erhöht werden [36]).

Über das Kirchen- und Schulwesen der hiesigen Judenschaft fehlen aus früherer Zeit zuverlässige Unterlagen. Immerhin wird, wie schon eingangs erwähnt, 1298 bereits

der Judenlehrer Lemlin genannt, während für die Jahre 1685 und 1687 nebenher von einer Synagoge die Rede ist. Sehr wahrscheinlich befanden sich Synagoge und Schule außerhalb der Stadtmauer in der sogenannten Vorstadt, etwa zwischen Coburger Tor und Mainmühle, auf einem bischöflichen Lehengrundstück. Das mit seinen Einträgen bis 1610 zurückreichende Lichtenfelser Stadturbar von 1655 erwähnt Synagoge und Schule mit keiner Silbe. Dies rechtfertigt den Schluß, die beiden Gebäude nicht auf städtischem lehenbaren Grund und Boden zu suchen, sondern auf einem Gebiet, das als bischöfliches Lehengut außerhalb des Stadtrechtes lag.

Erst mit dem Jahre 1720 wird mit Hilfe der Ratsprotokollbücher und Stadtrechnungen die Judenschule besser erfaßbar. Am 4. September 1720 beschloß der Rat, dem geziemenden Verlangen der Judenschaft folgend, hier an das hintere Mühltorhäuslein, worin Jacob Jud wohnt, eine Judenschule anzubauen und dieses Gebäude gegen eine Jahresmiete von zwölf Gulden an die Judenschaft zu verpachten. In Betracht kam dabei kein Neubau von Grund auf, sondern lediglich der Ausbau eines Fachwerkschuppens. Die Arbeit führte der Maurer Georg Schnapp um zehn Gulden aus. Das Bauholz (28 Stück) fuhr die Horbhofpächterswitwe Scherer aus den Waldabteilungen Schadenholz und Stein um 10 Gulden 2 Pfund und 7 Pfennig. Die Maurer erhielten als Trinkgeld 2 Pfund 3 Pfennig. Die Besichtigung der neuen Schule durch den Rat sowie der anschließende gemeinsame Trunk mit den Handwerkern und Taglöhnern kam ziemlich teuer, der Aufwand belief sich auf zwei Gulden und acht Pfund. 1721 wurden noch ein Stieglein angesetzt sowie die Innenräume getüncht. 1729 lieferte der Schreiner Hans Pfaff um 6 Pfund 20 Pfennig einen Verschlag in die Judenschule. Ab 1733 minderte der Rat die Jahresmiete von zwölf auf zehn Gulden [37]).

Elf Jahre später beabsichtigte die Judenschaft anscheinend, die Schule zugleich als Synagoge zu verwenden. Das Geistliche Vikariat in Bamberg, welches hievon Kenntnis erlangte, erteilte am 26. November 1744 dem Lichtenfelser Pfarrhern den Auftrag, er solle sich mit allen Mitteln der Absicht widerseitzen, „daß die wenige Judenschaft am kommenden Samstag in ihrer neuen Synagoge oder Schule ihre zehn Gebote feierlichst und mit großem Pomp singen und musikalische Instrumente tragen wolle." Dies müsse bei dem Volk Ärgernis erregen. Sollte, so ordnete das Geistl. Vikariat weiter an, der weltliche Beamte erwähnte Feier der Juden erlauben, sei ihm gegenwärtiger Regierungsbefehl vorzuzeigen. Über den Ausgang der Sache verraten die Akten im Pfarrarchiv leider nichts. Mit der Einrichtung der Synogoge war auch keine Erhöhung der Miete verbunden [38]).

Mit dem Jahre 1753 geht die Geschichte der Lichtenfelser Judenschule vorübergehend zu Ende. Sie wurde vermutlich infolge Baufälligkeit eingelegt. Den Anlaß hiezu gab eine Inspektion der Schule durch Hofrat Schwarz und Aktuar Löffler, beide aus Bamberg. Der Maurer, der im Auftrag der Stadt an der „eingerissenen Judenschule" Arbeiten ausführte, erhielt hiefür laut Stadtrechnung 18 Gulden 30 Kreuzer ausbezahlt. Ferner wurde der Stadtzimmermann Knorr beauftragt, „das Häuslein am Mühltor, worinnen die Judenschul gewesen", neu aufzubauen [39]).

1757 wurde zwar durch Regierungsdekret der Judenschaft in Lichtenfels erlaubt, eine Synagoge an einem abgelegenen Ort auf einem stadtlehnbaren Grundstück zu errichten, jedoch scheinen technische oder wirtschaftliche Gründe, in erster Linie aber wohl der Siebenjährige Krieg die Ausführung des Vorhabens vereitelt zu haben [40]).

Der erste Schritt zur Verwirklichung geschah 1778, als der Ratsdiener Lorenz Dumbrof sein Wohnhaus in der Badgasse an den Juden Götz Wolf verkaufte. 1792 kam man dem Vorhaben noch ein Stück näher, als es dem Juden Wolf Sußmann Brüll gelang, in der hinteren Badgasse (jetzt Judengasse) einen Stadel zu erwerben [41]). Zwischen dem Wolfschen Haus und der ebenerwähnten Scheune lag das Anwesen des Zimmermeisters Ferdinand Höhn. Dieser veräußerte im Einverständnis mit seiner Ehefrau und dem Sohn Georg am 22. März 1796 an die hiesige Judenschaft Haus und Garten um 270 fränkische Gulden sowie drei Karolin Trinkgeld (nochmals 33 Gulden), zahlbar in vier Raten bis Jakobi 1797 [42]).

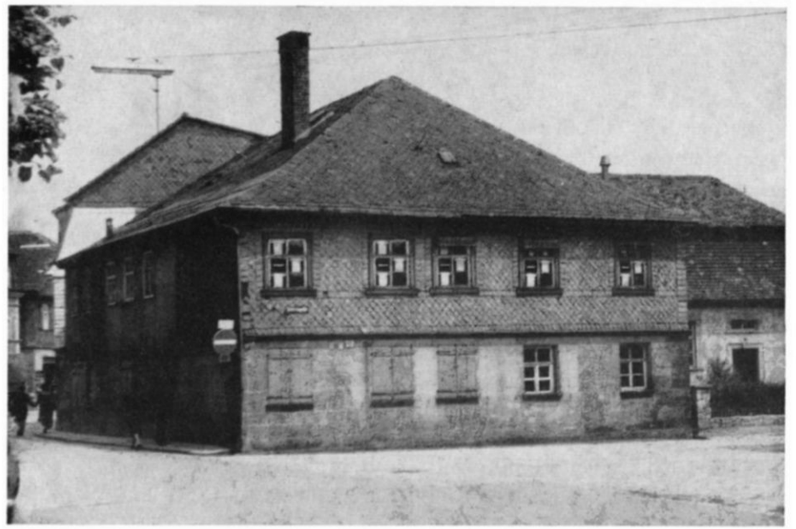
Unter Bezugnahme auf das schon erwähnte Regierungsdekret von 1757 des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim bat nun die Judenschaft um die Erlaubnis, auf dem Grundstück eine Judenschule errichten zu dürfen. Die Stadt knüpfte ihre Zustimmung an folgende Bedingungen:

1. Die Judenschaft darf den hiesigen Bürgern damit keine Beschwerden auflasten. Die Judenschaft muß wie die anderen Bürger den auf sie fallenden Wach- und Frondienst sowie die Botengänge verrichten.
2. Die nach dem Steuersatz auf sie treffenden Auflagen Steuern, Erbzins und Soldatenkosten sind zu leisten.
3. Die Judenschaft hat sofort den Kaufhandlohn in Höhe von 8 Gulden zu entrichten und außerdem alle 25 Jahre einen weiteren Handlohn von 5 Gulden [43]).

(Der Handlohn mußte bei allen Grundstückskäufen und -verkäufen, bei Tauschgeschäften und Überschreibungen geleistet werden. Die Gebühr betrug für je 10 Gulden Kauf- oder Tauschwert 1 Gulden Handlohn.)

Der Bau der Synagoge erfolgte (nach einer von Hans Diroll ohne Beleg überlieferten Notiz, die das Stadtarchiv verwahrt) im Jahre 1797. Das Lichtenfelser Grundsteuerkataster von 1812 verlegt allerdings das Bau- und erste Steuerjahr auf 1806.

Die Judenschaft verfügte nun über eine eigene Synagoge, welche dem Rabbinat Redwitz a. d. R. unterstand. Ab 1827 unterhielt sie auch eine organisierte jüdische Religions- und hebräische Schreibschule mit eigenem jüdischen Lehrer. Mit der Aufsicht



Die sogenannte Judenschule, auch das Schächtershaus genannt, in der Badgasse zu Lichtenfels

über diese Schule war die Kgl. Distriktsschulinspektion Lichtenfels betraut. Ein gewisses Aufsichtsrecht war auch dem Stadtmagistrat eingeräumt. Die Gesamtzahl der Juden betrug damals 86, davon wohnten 5 in Seubelsdorf [44]).

Im Jahre 1867 wurde die Synagoge gründlich überholt. Die Weihe des restaurierten Kultusgebäudes erfolgte am 20. September 1867 um 18 Uhr durch den Distriktsrabbiner Traub. An der Feier beteiligten sich auch die katholische Geistlichkeit von hier sowie der evangelische Pfarrer von Schney und die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden [45]).

Wie dem Lichtenfelser Baubuch zu entnehmen ist, mußte 1897 eine neue Decke in den Raum eingebaut werden [46]).

Besitzer der Synagoge (Judengasse 12) ist seit Kriegsende von 1945 der Kaufmann und Geschäftsinhaber Hans Kraus, Badgasse 9. Er verpachtete das Gebäude an die hiesige Neuapostolische Gemeinde. Der eingeschossige, verputzte Bau mit Mansardendach, West- und Südtüre, zwei zu vier Achsen, enthält keine Kunstwerte. Der Innenraum besitzt ein hölzernes Klostergewölbe. Die Südtüre ist von innen zugesetzt [47]).

Am 27. Juli 1939 trug sich der nationalsozialistische Stadtrat übrigens mit der Absicht, die Synagoge einzulegen und auf dem Grund und Boden für die Feuerwehr ein Spritzenhaus zu errichten. Der Zweite Weltkrieg, der wenige Wochen später ausbrach, ließ das Vorhaben in Vergessenheit geraten.

Ab 1824 läßt sich aus den städtischen Akten auch ein allerdings lückenhaftes Verzeichnis der jüdischen Lehrkräfte erstellen. Am 29. November 1824 bat der jüdische Privatlehrer Jacob Mendersohn um die Erteilung der öffentlichen jüdischen Lehramtsstelle in Lichtenfels. Aus den Aufzeichnungen in den Schulakten im Staatsarchiv Bamberg (D. II. C 7428) geht hervor, daß Mendersohn, der verheiratet und Vater von sechs Kindern war, hier zuvor bereits 15 Jahre als Privatlehrer wirkte. Die jüdische Gemeinde lehnte eine definitive Anstellung des Lehrers ab, die Regierung in Bayreuth verfügte aber am 3. Mai 1826 dessen Anstellung mit einem Jahresgehalt von 238 Gulden. Für die 19 jüdischen Familien mit 15 schulpflichtigen Kindern blieb der Unterhalt der Schule und des Lehrers eine erhebliche Belastung. Mendersohn starb am 27. August 1829. Sein Nachfolger wurde ab 1. März 1830 der aus Burgkunstadt stammende und zuletzt in Buttenheim als Lehrer tätige Joseph Eisemann. Dieser wirkte hier bis zu seinem Tod am 24. Juli 1888. Er erreichte das hohe Alter von

Die Synagoge in der Judengasse zu Lichtenfels, ein Bau aus den Jahren 1796/97, dient jetzt der Neuapostolischen Gemeinde

80 Jahren. Sein Nachfolger Oppenheimer ging im Mai 1900 als Kultusdiener und Vorsängergehilfe nach Bamberg. Anschließend war der Expektant Isaac Wormser hier tätig. Ihm folgte der Judenlehrer und Vorsänger Julius Zeilberger. Letzterer wurde anfangs April 1913 nach St. Ingbert versetzt und fiel Ende 1915 im Ersten Weltkrieg. Über die späteren hier tätigen Lehrkräfte enthält das Stadtarchiv leider keine Aufzeichnungen [48]).

Hie und da erfolgten hier auch Übertritte vom Judentum zum katholischen Glauben, wobei das neue Glied stets einen bürgerlichen Taufnamen zuerkannt erhielt. So wurde am 13. April 1765 die Jüdin Mindel (Hirsch) Mayer unter dem Christennamen Maria Helene Samstag getauft. (Lichtenfelser Pfarrmatrikel)

Besonders feierlich erfolgte am 23. Mai 1768 unter großem Zulauf des Volkes in der Stadtpfarrkirche die Taufe des 14 Jahre alten jüdischen Jünglings Heinrich Franz August Rottenfels, vorher Jakob Seelig genannt. Die Taufe nahm Pfarrer Franz Xaver Andreas Löffler vor, Pate war Bürgermeister und Spitalverwalter Johann Löffler, ein Bruder des Pfarrers. Begleiter waren die Kapläne Wolfgang Klüglein und Philipp Theres, letzterer der eifrige Religionslehrer des Täuflings, und noch viele aus dem hiesigen Magistrat sowie Bürger der bewaffneten Macht [49]). Rottenfels ging nach vollendeter Lehrzeit in die Fremde, das Spital reichte ihm 1772 zum Abschied das bescheidene Wandergeld von 48 Kreuzern [50]).

Am 17. Januar 1734 heiratete Johann Ernestus Cantor, ein Bürgerssohn, die getaufte Jüdin Eva Maria Theresia Gottlieb. Im gleichen Jahr wurde eine weitere Jüdin unter dem bürgerlichen Namen Maria Margareta Heinzenknecht getauft. Als besondere Gnade räumte ihr das Kastenamt jährlich zwei Simra $^{5}/_{8}$ Metzen Korn ein [51]). Der letzte Jude, der sich hier taufen ließ, scheint 1778 Philipp Lichtenberg gewesen zu sein. Aus Anlaß der Taufe wurde er vom Spitalamt völlig neu eingekleidet. Für den Anzug wurden 21 Gulden 46 Kreuzer aufgewendet, für ein Paar Schuhe 1 Gulden 16 Kreuzer. Außerdem erhielt er als Taschengeld gesondert zwei Gulden. Der Spitalverwalter vermerkte in der Rechnung von 1778/79, daß die Ausgaben „laut gnädigsten Dekret und befohlenermaßen", also auf Anordnung der Behörde in Bamberg, gemacht werden mußten. Lichtenberg wurde, wie die Stadt- und Spitalrechnungen ersehen lassen, bis an sein Lebensende von der öffentlichen Hand unterstützt, obwohl er in seinen späteren Lebensjahren ausweislich der Stadturbarien hier sogar Hausbesitzer war [52]).

Die Frage, ob die Juden ein Anrecht auf den Besitz eigener Wohnhäuser, insbesondere an öffentlichen Straßen beanspruchen könnten, blieb bis 1800 immer umstritten. Wenige Jahre nach dem erneuten Zuzug der Juden, am 29. Dezember 1682, wurde Jakob Jud vor den hiesigen Rat zitiert und ihm eröffnet, es sei von der Hochfürstlichen Regierung der Bescheid gekommen, ihm den Ankauf eines Bürgerhauses nicht zu verwehren. Der Rat schlage den Häuserankauf durch Juden aber grundsätzlich ab; wenn Jakob jedoch eine Hofstätte (unbebauter Platz) zu bebauen beabsichtige, werde ihm die Genehmigung hiezu erteilt [53]).

Im Jahre 1698 erwarb der Mistelfelder Jude Salomon Wolff in Burgberg das Trüpfhaus des Leinenwebers Hans Buckreis um 30 Gulden. Das für den Ort Burgberg zuständige Kastenamt erhob keinen Einspruch, der sogenannte Handlohn in Höhe von drei Gulden wurde von Wolff entrichtet [54]).

Am 30. Mai 1710 faßte der Rat der Stadt den Beschluß, den Juden keine Wohnungen an öffentlichen Straßen und Plätzen mehr einzuräumen, sondern nur an abgelegenen Orten, „da sie in die Winkel gehörten". [55])

Im gleichen Jahr, am 28. Juni 1710, drohte der Rat dem Bürger und Glaser Albert Huthmann eine Strafe von 10 Talern an, falls er dem Juden Jakob Judel das Wohnrecht in seinem Haus einräume. Begründet wurde die Androhung einerseits mit der dadurch gegebenen Feuersgefahr und andererseits mit dem Hinweis, daß Juden nicht an offene Straßen gehören, wo andere ehrliche Bürger wohnen, sondern in die Winkel [56]).

Am 2. September 1761 erlaubte hingegen der Rat den Zuzug des Juden Hirsch von Burgberg in die Stadt, „nachdem dessen Frau hier ein Haus besitzt." [57])

Die Minderung der Zahl der Judenfamilien war ein ständiges Anliegen der Stadt. Beachtenswert ist in dieser Hinsicht ein Bericht, den der Stadtschreiber Carl Friedrich Rötter am 5. Februar 1762 dem Bischof unterbreitete. Unter andern schreibt Rötter wörtlich: „Staffelstein hat das Glück, bis auf die Stunde von Juden befreit zu bleiben, das Stättlein Weismain hat keinen Juden in sich, Hollfeld desgleichen, Cronach zwei Haushalten, das Stättlein Burgkunstadt einen in ihren Stadtmauern, Herzogenaurach noch ein Haushalten, Pottenstein ein Haushalten. Wir aber müssen hier albereits 70 Judenseelen zählen." Dann weist der Stadtschreiber auf die vielen Beschwerden der Stadt von 1700, 1711, 1725, 1746 etc. hin und schreibt weiter: „Hier tritt ein Rotlederer auf, der klagt über den Handel der Juden mit rohen Häuten. Hier ein Weißgerber und klagt über den Handel der Juden mit gearbeiteten Weißgerber-Leder. Hier ein Schuhmacher, ebenfalls klagend über den Handel der Juden mit Rotleder, als die einzige Ursache des teuren Lederpreises. Die Metzger und Fleischhacker können die Mengen ihrer Klagen nicht zählen. Wo sonsten einem Juden auf sein Haushalten zwei Stunden zu gehen erlaubt gewesen, so schachert anjetzo ein geringer Jud im Herbst mit denen Bauern 10—15, auch mehrere Stück Rindvieh. Bei diesem Schachern wird vom Juden sich die Haut und Unschlitt vorbehalten. Dahero Seifensieder und Lichterzieher erbärmlich klagen, daß sie dadurch um ihre Nahrung gebracht werden und die Metzger für die Christen kein Fleisch zu schlachten haben. Die Becken und Müller führen gleiche Klage über den wucherlichen Kauf der Juden. Jene Bürger, die sich vom Handel ernähren müssen, erheben die größte Klage. Ebenso ist es mit grünem und dürrem Obst, mit Haber, Heu und Stroh, wo kein Christ gegen einen Juden aufkommen kann. Ungeachtet dessen reicht ein Jud des Jahres nicht mehr an herrschaft-

lichen Steuern, als ein armer Taglöhner mit seinem harten Holzbeil. Ein Jud genießt auch gleich dem Christen das Forstrecht. Kein Jude front, keiner macht Botendienst, keiner tut Wehrdienst oder nimmt an einem Ausfall teil. Die Juden weigern sich sogar, den Nachtwächtern ihren Lohn zu geben, soferne diese nicht den bekannten Spruch: ‚Ihr lieben Christen seid munter und wacht!' den für die Juden bestimmten Zusatz beisetzen: ‚Ihr Herren seid munter und wacht'!" Abschließend erwähnt der Stadtschreiber noch: „Durch die vielen Juden werden die Christen aus ihren Häusern vertrieben und durch die erstaunliche Vermehrung der Juden werden die Christen ausgerottet." [58])

Der Entscheid des Fürsten ließ fast zwei Jahre auf sich warten. Am 4. November 1763 kam aus Bamberg die Nachricht, die Minderung der Zahl der Judenfamilien behalte sich der Fürst vor. Das Zusammenleben von Christen und Juden in einem Haus sei nicht gestattet. Auch dürfen die Juden in keinen Häusern wohnen, an denen bei öffentlichen Prozessionen das hochwürdige Gut vorbeigetragen werde oder die Altäre errichtet werden. Ausgeschlossen sei in Zukunft auch der Erwerb von Häusern, welche mit Bau- und Brennholz-Bezugsrecht ausgestattet seien. Endlich wird noch daran erinnert, daß die Juden für die Befreiung von Wach- und Frondienst ihre Gebühren an die Gemeindekasse zu entrichten haben. Bei der Jagdfron und bei der Ausführung von Wasserbauten gebe es keine Befreiung [59]).

Als noch im gleichen Jahr der Jude Hirsch Somerach in der Kirchgasse ein Haus kaufen wollte, erinnerte Pfarrer Johannes Laurentius Körber den Amtskastner an das Verbot, da der Kirchenweg vorüberführe und die Provisuren bei dem Gang in die Vorstadt an dem Haus vorüber müßten. Zudem stehe am Fest Corporis Christi seit mehr als hundert Jahren in der Nähe des Hauses ein Altar. Von 1746 bis 1763 sei die Zahl der Judenfamilien von sieben auf zwölf gestiegen. Die Dinge seien schon so weit gediehen, daß die Christen im Erwerb von Wohnhäusern behindert seien. Die Juden sollten nur in abgelegenen Gassen wohnen, aber hier gebe es keine Gasse mehr, in der nicht Juden wohnen. Am Ostersonntag habe Itzig Schola sein Vieh mit großem Getöse über die Straße getrieben, um es hier zum Kauf anzubieten. Der Jude Schmul Gerst habe bei seiner Hochzeit einen öffentlichen Aufzug aller Gäste veranstalten wollen und, als ihm dies untersagt wurde, mit dem unerträglichen Stolz der Juden gesagt, „der Pfarrer habe ihm keinesfalls zu befehlen". Es sei hier geschehen, daß Juden- und Christenweiber, welche nebeneinander wohnten und miteinander aufwuchsen, zu Duzschwestern wurden, welches der Würdigkeit des christlichen Namens

zuwiderlaufe. Er bitte, es wolle die Zahl der Judenfamilien nicht über acht erhöht werden. Aus den Akten ist leider nicht ersichtlich, welche Haltung die Oberbehörden in diesem Fall einnahmen [60]).

Die Rechtsverhältnisse der sogenannten Schutzjuden waren in der Landesherrlichen Verordnung über die im Hochstift befindlichen, unter Schutz stehenden Juden vom 8. Mai 1700 geregelt. Trotz der an sich klaren Bestimmmungen gab es noch manchen Streit, der von Fall zu Fall bereinigt werden mußte. So wies die Stadt Lichtenfels am 15. Juni 1740 den hiesigen Schutzjuden als Hutflächen für das Rindvieh die Straßengräben in Richtung Oberwallenstadt und Seubelsdorf zu; außerdem auch die „Schneyer Ecke", wo sonst die Gänse und die Pferde hingetrieben werden [61]).

Meinungsverschiedenheiten gab es ferner wegen der Stolgebühren. Jeder Judenhaushalt war verpflichtet, für die abgängigen Stolgebühren dem Pfarramt als Ersatz zwölf Batzen zu entrichten. Davon erhielt der Pfarrer 9 Batzen, während die übrigen drei Batzen unter die vier Kirchendiener (Rektor, Organist, Kantor und Kirchner) aufgeteilt wurden. Am 15. Juli 1748 erinnerte zum Beispiel der Organist Müsssinger an die Einhaltung dieser Pflicht [62]).

Eine andere Pflichtabgabe war das Juden-Neujahrsgeld, das der Lehrerschaft bzw. nach Errichtung des Schulfonds diesem zufloß. Als 1853 die Juden sich weigerten, die Abgabe weiter zu entrichten, entschied am 19. November 1853 die Regierung in Bayreuth, die Abgabe bestehe zu Recht, es handle sich um einen verpflichtenden Rechtstitel [63]).

Bis 1816 wurden die Juden zum gemeindlichen Wach- und Frondienst nicht herangezogen, dafür aber gehalten, das sog. Relutionsgeld an die Stadt zu entrichten. Auf eine Eingabe der Judenschaft hin genehmigte am 23. Juli 1816 die Regierung die Entbindung von der Abgabe, nachdem die Juden sich bereiterklärt hatten, Wacht und Fron wie die anderen Bürger abzuleisten [64]).

Der Übergang des Hochstiftes Bamberg an Bayern (1803) bedeutete für das Judentum den Abschluß einer von viel Leid und Unzulänglichkeit geprägten Zeit. Wer rückschauend von den zahllosen einengenden Anordnungen und Bestimmungen Kenntnis nimmt, denen das Judentum Jahrhunderte lang unterworfen war, wird auch die Ursache der daraus entspringenden Gegensätze leicht erkennen. Es wäre falsch, nur von Haß und Feindschaft des Bürgertums zu sprechen; der wesentlichste Grund für manche

Auswüchse war der nackte Existenzkampf. Die Judengemeinde war für die kleine Landstadt Lichtenfels zu groß, zu umfangreich. Der bürgerliche Handel und das Handwerk konnte sich angesichts der Überzahl jüdischer Unternehmen vielfach nicht durchsetzen. Das mußte zu Reibungen führen. Im Jahre 1799 walteten in dem Städtchen mit knapp 1500 Einwohnern nicht weniger als 19 Metzger. Nach dem Brauch damaliger Zeit übten diese gleichzeitig den Viehhandel aus. Kein Wunder, wenn dieser Berufsstand mit den Handelsjuden in ständigem Konflikt lag. Aus der Enge und Begrenztheit des Erwerbsraumes heraus ergaben sich notgedrungen Gegensätze und Reibflächen. Mit dem Übertritt in den bayerischen Staatsverband fielen zunächst einmal die lokalen Zollgrenzen. Nun konnte jedermann frei über die Stadt- und Amtsbezirke hinweg kaufen und verkaufen. Für Christen und Juden war damit eine neue, weit friedvollere und vor allem eine liberale Regelung erreicht. Die Juden machten davon alsbald reichlich Gebrauch. Sie gingen selbst in das ihnen bisher versperrte Handwerk über und stiegen insbesondere in den interlokalen Handel ein. Dies geschah vor allem durch Gründung von Faktoreien zum Segen zum Beispiel der Büttner, Korbflechter und Weber.

Als am 13. März des Sturmjahres 1848 in der Umgebung von Kronach wüste Unruhen ausbrachen, die rasch auf Redwitz a. d. R., Ebneth, Schney, Strössendorf und Wildenroth übergriffen, schlugen die Wellen der Volksleidenschaft auch in Lichtenfels ziemlich hoch. Während sich rund um Kronach die Stimmung in der Hauptsache gegen den Adel richtete, waren es in Lichtenfels die Juden, gegen die der Haß sich wendete. Eine in Lichtenfels bereits am 14. März gebildete Freiwillige Sicherheitswache verhinderte aber von vorneherein gröbere Ausschreitungen. Was sich hier ereignete, war ausgesprochen harmlos. So weckte zum Beispiel der ledige Taglöhner David Fasching von hier einige jüdische Familien auf und ließ sich unter dem unwahren Vorbringen, Mitglied der Sicherheitswache zu sein, Bier bezahlen. Fasching wurde hiewegen auf das Rathaus geladen und verwarnt. Ebenso mußte der beurlaubte Soldat Anton Johannes vor dem Bürgermeister erscheinen, weil er den Fasching begleitete. Dem Johannes wurde im Wiederholungsfall Anzeige an seinen Truppenteil (10. bayer. Inf.-Regiment) angedroht [65]).

Über die Größe der Judengemeinde in Lichtenfels liegen keine sicheren Unterlagen vor. Nach einem Eintrag in den Lichtenfelser Pfarrakten (II 8 h) waren 1760 hier neun Familien mit insgesamt 44 Köpfen wohnhaft. Eckstein beziffert in seinem Buch über die Geschichte der Juden im Bistum Bamberg die Zahl der Judenseelen in Lichten-

fels im Jahre 1763 auf 63. Nach den Lichtenfelser Turmknopfnachrichten von 1790 lebten in diesem Jahr hier elf Familien mit 79 Köpfen. Bei der Volkszählung von 1819 wurden 115 Juden gezählt, 1820/21 wird deren Zahl mit 137 angegeben und 1833 mit 81, während 1888 nach der amtlichen Volkszählung 81 Israeliten und 1904 insgesamt 111 Glaubensgenossen verzeichnet sind. Nennenswert höher scheint deren Zahl nie gestiegen zu sein.

Wie hießen nun die Geschlechter, die von 1677—1942 das Judentum in Lichtenfels verkörperten? Es ist leider schier unmöglich für die Zeit vor 1800 Stammbäume zu erstellen, da der Wechsel des Familiennamens von Geschlecht zu Geschlecht keine Seltenheit bildete. Ein Nachkomme des im Oktober 1667 aus Redwitz a. d. R. zugewanderten Handelsmannes Jakob tritt z. B. ab 1711 unter dem Vornamen Jakob Schola auf, wobei der bisherige Familienname Jakob zum Vornamen wurde. 1773 wiederholte sich das Spiel bei dessem Sohn Pfeufer Schola. Nach 1800 legte dasselbe Geschlecht, wie sich aus den Lichtenfelser Urbarien eindeutig ergibt, die Namen Pfeufer und Schola endgültig ab, die einzelnen Glieder nannten sich nun einheitlich nur mehr Zenner, wobei übrigens der vom Volksmund gebildete Hausname Pfeufer-Zenner das ganze 19. Jahrhundert hindurch die Erinnerung an den vergangenen Familiennamen Pfeufer wachhielt. Ein anderer Nachkomme des David Jakob wählte 1694 den Namen Judel Jud, während ein Bruder mit dem Vornamen Abraham ab 1709 sich Abraham Männlein nennt. Auch wurden willkürlich bürgerliche Namen angenommen, z. B. 1711 Hetz und Scheu. Der Sohn des Samuel Hirsch (1716—1756) führte ab 1761 den Namen Samuel Heß. Um 1800 wurde aus einem Wolf ein Mendersohn. Echte Judenfamilien waren die Jakob (ab 1677), die Männlein (ab 1709), die Gerst (ab 1716), die Brüll (ab 1736), die Somerach (ab 1753), die Löb und Löw (ab 1711), die Mayer (ab 1711). Im 19. Jahrhundert wurden diese älteren Namen fast völlig verdrängt. Nun behaupteten die Bamberger, Blum, Ehrmann, Eisemann, Fechheimer, Felsenheld, Goldmeier, Goldschmidt, Oppenheimer, Gosser, Grünhut, Gütermann, Kohn, Kraus, Kronacher, Marchand, Pauson, Rotschild, Straß, Traub, Wertheimer und Zinn das Feld [66]).

Erwerbsgrundlage für die Judenschaft war überwiegend der Handel. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gingen verschiedene Glaubensgenossen aber auch in andere Berufe über. So als Maler in die Porzellanfabriken. Wir finden sie auch als Gerber, Metzger und Schneider, als Kalkbrenner und in der Landwirtschaft. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschafften sie sich Zugang zur Korbindustrie und er-

oberten hier eine starke Position. Die Namen Bamberger, Gosser, Kohn, Pauson und Zinn hatten einen guten Klang. Wenn nach dem Ersten Weltkrieg der Korbhandel die Wirtschaftskrise verhältnismäßig rasch überwand, war dies wohl nicht zuletzt den weltweiten Beziehungen genannter Firmen zu danken.

Ein eigenes Judenviertel kannte man in Lichtenfels nie. Bis 1800 befanden sich die den Juden gehörigen Häuser verstreut teils in der Judengasse, teils in der Farb- und Reitschgasse. Nach 1800 setzten sie sich auch in der Coburger und Laurenzistraße fest. Im 20. Jahrhundert waren sie in den besten Stadtviertel zu finden. Im 17. Jahrhundert war nur ein bürgerliches Wohnhaus in jüdischen Händen, und zwar das Anwesen Judengasse 3, welches 1684 Hirsch Mayer käuflich erwarb. Alle übrigen Juden wohnten damals noch zu Miete. Im 18. Jahrhundert aber konnte die Judenschaft insgesamt weitere 10 Bürgerhäuser erwerben [67]).

Am Ostrand der Stadt, im Flurteil Heide, und zwar unweit des sogenannten Heidangerweges, liegt unter den Plannummern 723—724 der ehemalige Judenbegräbnisplatz, im Volksmund der Judenfriedhof genannt. Dieser kleine Bergfriedhof diente seiner Aufgabe genau einhundert Jahre, von 1840—1940.

Über das Begräbniswesen in der hiesigen Judengemeinde laufen die Quellen sehr spärlich. Obwohl in Lichtenfels doch bereits von den Tagen der Stadtgründung an, unter den Meraniern, eine kleine Judengemeinde seßhaft war, verrät keine Quelle, wohin die Glieder dieser Gemeinde beerdigt wurden. Wir wissen nicht, ob der Judenfriedhof in Küps oder der in Burgkunstadt die Toten aufnahm oder ob es den Juden einst freistand, wohin sie ihre Glieder beerdigen wollten. Erstmals in der Lichtenfelser Castenrechnung von 1737/38 ist die Rede von der Einhebung eines Juden-Begräbnisgeldes. Danach waren die Lichtenfelser Juden verpflichtet, ihre Toten nach Burgkunstadt zu beerdigen, wobei für Erwachsene eine Gebühr von zwei Gulden, für Minderjährige ein Gulden vom Kastner eingefordert wurde. Offensichtlich handelte es sich bei diesem Begräbnisgeld um eine neue Steuer, da die Juden sich zunächst weigerten, das Begräbnisgeld zu entrichten. In der Castenrechnung für 1747/48 findet sich folgender Vermerk: „Einnahmen an Juden-Begräbnisgeld: Nichts, sondern vermög Dekreti vom 13. 11. 1737 soll mit der Abforderung dieser Geld-Protestation bis auf weitere Anordnung an sich gehalten werden." Der Einspruch der Juden blieb ohne Erfolg. Die Castenrechnung von 1750/51 bringt erstmals den Nachweis für die Entrichtung des Begräbnisgeldes. Beim Ableben des Jakob Schola und seines Weibes und deren Beerdigung nach Burgkunstadt wurden von den hinterbliebenen Kindern vier Gulden

bezahlt. Ferner im gleichen Jahr für ein Kind des Isaak Schola ein Gulden. Von diesem Zeitpunkt an bis 1800 wurden fast jedes Jahr Lichtenfelser Juden in Burgkunstadt beigesetzt, wobei immer vom hiesigen Kastner die obenerwähnte Gebühr eingehoben wurde. Mit dem Übergang des Hochstifts Bamberg an Bayern scheint ein Leichenzoll nicht mehr erhoben worden zu sein. Die auswärtigen Bestattungen waren für die Lichtenfelser Glaubensgenossen unter Berücksichtigung der Entfernung und der damaligen Verkehrsverhältnisse mühsam und kostspielig. Als nach 1800 mit dem Aufstieg des Korbhandels und mit der zunehmenden Industrialisierung die hiesige Judengemeinde wuchs, wurde der Wunsch zur Errichtung eines eigenen Friedhofes laut. Den letzten Anstoß brachte die Notwendigkeit der Vergrößerung des Burgkunstadter Begräbnisplatzes. Dieser sollte, da er räumlich nicht mehr ausreichte, 1840 erweitert und neu umfriedet werden. Der Kostenvoranschlag lautete auf 1 547 Gulden. Das war den Lichtenfelser Glaubensgenossen zuviel. Sie traten aus der Burgkunstadter Betriebsgemeinschaft, zu der auch die Glaubensgenossen von Altenkunstadt und Küps zählten, aus. Am 2. März 1840 bat der Vorsteher der hiesigen Judengemeinde Samuel Ehrmann in einem ausführlichen Schriftsatz den Lichtenfelser Stadtmagistrat, die Anlegung eines eigenen Friedhofes zu gestatten. Gleichzeitig erwarb der wohlhabende Viehhändler Samuel Brüll von seinem Vetter, dem Metzgermeister Michael Brüll, ein Stück Ackerland an der Heide und stiftete diese Grundfläche zur Errichtung des Friedhofes. Man versprach, die 490 Fuß lange Grundfläche, abseits aller menschlichen Siedlungen, mit einer lebenden Hecke zu umgürten und durch Baumgruppen zu verschönern. Das hiesige Landgericht, der Magistrat und das Gemeindekollegium, das Kath. Pfarramt und das Kgl. Gerichtsphysikat erhoben keine Einwendungen. Lediglich zwei Grundstücksnachbarn, der Webermeister Johann Geuß und der Büttnermeister Andreas Rübensaal, hegten Bedenken. Sie befürchteten durch den erhöhten Besuch des Ortes eine Minderung ihrer Feldfrüchte; Geuß zog aber am 20. Juni 1840 seinen Einspruch wieder zurück. Am 27. November 1840 genehmigte die Regierung von Oberfranken die Errichtung des jüdischen Begräbnisplatzes auf der Heide. Noch im gleichen Jahr wurde der später mit einer festen Mauer umgürtete neue Friedhof in Betrieb genommen. Die erste Person, die hier der Erde anvertraut wurde, war Frau Mouci Straß. Die letzte Beisetzung erfolgte im Jahre 1940. In dem Zeitraum von genau hundert Jahren fanden auf der einsamen Halde insgesamt 157 Glaubensgenossen die letzte Ruhe. Seit der Erbauung des Leichenhauses im Städtischen Friedhof zu Lichtenfels, 1878, war den jüdischen Familien auch Gelegenheit geboten, hier ihre Toten vor der Beisetzung aufzubahren.

Der einsame Friedhof war im letzten Drittel seiner Geschichte mehrmals Beschädigungen ausgesetzt. So wurden anfangs Mai 1918 dreizehn Grabsteine umgeworfen, ferner anfangs März 1930 abermals acht Grabmäler. Die halbhohe Friedhofmauer fiel in der Zeit des Dritten Reiches, um 1940. Die Steine fanden zum Straßenbau sowie zur Auffüllung des alten Hohlweges in der Oberen Brunnengasse zu Burgberg Verwendung. Als durch Abwanderung infolge der politischen Umstände die hiesige Judengemeinde sich auflöste und der Friedhof dadurch der Warte und Pflege entraten mußte, erwarb die Stadt am 3. September 1942 von der Reichsvereinigung der Juden in Berlin den Begräbnisplatz, 0,150 ha groß, zum Preis von 100 Mark. Beim Ankauf wurde die Klausel anerkannt, den belegten Teil des ehemaligen Begräbnisplatzes 30 Jahre lang, also bis 1. Januar 1970, unbenützt liegen zu lassen. Der größte Teil der vorhandenen Grabsteine war um diese Zeit leider bereits vernichtet und beseitigt. Lediglich fünf Steine blieben erhalten und zieren heute noch den stillen Ort. Sie ehren das Andenken an:

Rosette Brüll, geb. Arnstein	geb.	13.	6.	1819
	gest.	4.	2.	1857
Simon Brüll	geb.	1.	11.	1814
	gest.	13.	12.	1884
Hugo Goldschmidt	geb.	27.	1.	1881
	gest.	2.	6.	1929
Bella Goldschmidt, geb. Ehrlich	geb.	8.	11.	1891
	gest.	23.	9.	1929
Benno Gutmann	geb.			1848
	gest.			1905
Emmy Gutmann, geb. Brüll	geb.			1919
	gest.			1919

Die Stadt hielt die Erinnerung an die israelitischen Glaubensgenossen, die um ihrer Herkunft willen in den Konzentrationslagern endeten, durch Errichtung eines Ehrenmales aufrecht. Ein Gedenkstein, der im einstigen Judenfriedhof Aufstellung fand, wurde am 7. September 1952 in einer schlichten Feier der Öffentlichkeit übergeben. Das Ehrenmal stammt aus dem Dirollschen Natursteinwerk Burgkunstadt. Es trägt unter einem Davidstern die Aufschrift: „Den jüdischen Opfern des Faschismus 1933 bis 1945. Die Stadt Lichtenfels". Auf zwei das Mittelstück flankierenden Tafeln sind die Namen von 25 einstigen Mitbürgern eingetragen. Sie lauten:

Milli Bamberger - Fritz Bamberger - Rosa Blum - Louis Blum - Ferdinand Blum - Frieda Brüll - Hugo Brüll - Kathinka Hellmann - Max Hellmann - Artur Kohn - Lina Kronacher - Jeanette Kronacher - Marie Kronacher - Josef Kraus - Willy Marchand - Betti Oppenheimer - Alfred Oppenheimer - Anni Oppenheimer - Sofie Seliger - Helene Wolf, geb. Brüll - Margot Wolf - Leo Wolf - Paul Zinn - Maria Zinn - Grete Bohle, geb. Zinn.

Am Rande des einstigen Leichenackers entstand auf Anregung von Rektor Hans Hofmann sowie nach den Anweisungen von Oberregierungsforstrat Rudolf Dell, beide in Lichtenfels, in den Jahren 1953/54 ein Pflanzgarten. Dieser entwickelte sich ausgezeichnet. Er bildet mit den stattlichen Hecken, die den Friedhof und den jungen Laubwald einrahmen, eine friedvolle Einkehr und natürliches Vogelschutzgehege [68]).

Bis 1. Januar 1933, wenige Wochen vor Beginn der Herrschaft des Dritten Reiches, konnten die in Lichtenfels lebenden Juden in Frieden ihren Geschäften nachgehen. Aber schon im April 1933 setzte deren Ächtung ein, als von einzelnen Vereinen den in ihren Reihen befindlichen Juden die Mitgliedschaft aufgekündigt wurde. Am 14. August 1933 beschloß der nationalsozialistische Stadtrat einstimmig, den Juden das Baden im hiesigen Städtischen Flußbad zu verbieten. Am 18. Dezember 1933 verweigerte der Stadtrat die Abgabe von Bedarfsdeckungsscheinen an die jüdischen Geschäftsleute. Dies war gleichbedeutend mit deren Ausschaltung aus dem Erwerbsleben. Ab 17. Oktober 1935 wurden die Juden zu den hiesigen Kram- und Standmärkten nicht mehr zugelassen.

Die Schatten der Kristallnacht verdüsterten auch das Lichtenfelser Ehrenschild. Was war geschehen? Am 7. November 1938 hatte ein deutschjüdischer Flüchtling mit Namen Herschel Grynspan in Paris einen Sekretär der Deutschen Botschaft, Ernst vom Rath, niedergeschossen. Der Vater des jungen Mannes war kurz vorher mit 10 000 anderen Juden in Güterwagen nach Polen abgeschoben worden. Um dafür wie überhaupt für die Judenverfolgung in Deutschland Rache zu nehmen, war Grynspan zur Deutschen Botschaft gegangen in der Absicht, den Botschafter Johannes von Welceck zu töten. Doch er wurde von dem jungen Botschaftssekretär empfangen und schoß ihn nieder. Raths Tod entbehrt nicht der Tragik, denn wegen seiner antinazistischen Einstellung war Rath von der Gestapo beschattet worden; jedenfalls hatte er niemals die antisemitischen Verirrungen der Nationalsozialisten geteilt [69]).

Die Nationalsozialisten nahmen diese Gelegenheit sofort wahr, um eine Terroraktion gegen die an der Mordtat völlig unschuldigen deutschen Juden zu entfesseln. Sie

organisierten zuerst in der Nacht vom 9. auf 10. November eine ganze Serie von Gewalt- und Greueltaten. Synagogen wurden angezündet, Geschäfte geplündert, Tausende von wehrlosen jüdischen Deutschen geschlagen und verletzt, viele getötet. Die ganze Aktion wurde als „Volkskundgebung" getarnt, jedoch zentral gesteuert und vom braunen Mob vollzogen. Viele Deutsche verurteilten diese Untaten voller Abscheu und Empörung [70]).

Diese Strafaktion führte auch in Lichtenfels zur Zerstörung der Inneneinrichtung der Synagoge sowie zu Übergriffen gegen den jüdischen Besitz und zur Mißhandlung einzelner Juden. Die Bürgerschaft in ihrer übergroßen Mehrheit bedauerte das Vorgehen des Hitlerstaates gegen die wehrlosen Judenfamilien und lehnte die Exzesse entschieden ab. Aber wer war damals noch ernstlich in der Lage, den wahnwitzigen Befehlen Hitlers zu trotzen? Deutschlands Schicksal erfüllte sich unabwendbar. Einer von Hitlers vertrautesten Anhängern, Hans Frank, Generalgouverneur von Polen, sprach es vor seiner Hinrichtung in Nürnberg aus: Tausend Jahre werden vergehen und diese Schuld von Deutschland nicht wegnehmen.

Ende Dezember 1939 wurde der jüdische Bauer Hugo Brüll in Seubelsdorf samt seiner Ehefrau aus dem ererbten Besitz getrieben und zwangsweise in Lichtenfels in der sogenannten Judenschule (Judengasse 14) untergebracht. Das gleiche Schicksal traf die ledigen Geschwister Blum in Seubelsdorf.

Im August 1939 stellte man die jüdische Kaufmannsfamilie Oppenheimer wegen angeblichen Vergehens wider das Devisenwirtschaftsgesetz vor Gericht und schickte den Ehemann zunächst ins Zuchthaus sowie anschließend ins Konzentrationslager [71]).

Der Schlußstrich unter die vielhundertjährige Geschichte der hiesigen Judengemeinde erfolgte am 9. September 1942. Die letzten hier wohnenden Juden, das Ehepaar Hugo und Frieda Brüll sowie die drei ledigen völlig harmlosen Schwestern Jeanette, Lina und Maria Kronacher, wurden über Bamberg in das Konzentrationslager Theresienstadt eingeschafft. Dort fanden sie ohne Ausnahme in den Gaskammern einen gewaltsamen Tod.

Die Auflösung der am 1. Januar 1933 noch 74 Köpfe starken jüdischen Gemeinde vollzog sich schrittweise: 44 Personen wanderten aus Deutschland aus (Nordamerika 16, England 17, Schweiz 3, Argentinien 2, Frankreich 2, Holland 1, Kuba 2, Palästina 1). An andere Orte innerhalb Deutschlands verzogen 9 Personen (München 5, Augsburg, Berlin, Heidelberg und Leipzig je 1). Hier verstarben unbehelligt 5 Personen; eine

Frau wählte den Freitod, während 15 Glieder der Gemeinde ihr Ende in den Konzentrationslagern fanden. Ob die innerhalb Deutschlands verzogenen Personen rechtzeitig das schützende Ausland erreichten, ist ungeklärt [72]).

Zusammenfassend läßt sich feststellen, das die letzte, die eigentliche Blütezeit des Judentums in Lichtenfels in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts fällt. In diesem rund 80 Jahre währenden Abschnitt erlangten fast alle Familien, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eine feste wirtschaftliche Stellung und ein überdurchschnittlich hohes gesellschaftliches Ansehen. Zugleich war innerhalb des jüdischen Bevölkerungsteiles sichtlich das ehrliche Bestreben zu einer guten Zusammenarbeit mit der übrigen Einwohnerschaft gegeben. Sowohl allgemein im Vereinsleben wie auch speziell bei der Pflege gemeinnütziger Einrichtungen (zum Beispiel der Feuerwehr) standen die Juden ungeachtet ihres gesellschaftlichen Ranges stets in Reih und Glied neben jedem Bürgersmann. Wenn Werner Schultheiß im Scherzerschen Werk „Franken", Band 2, 1959, Seite 132, schreibt: „Erst durch die bayerische Gesetzgebung von 1849 erhielten die Juden die politische Gleichberechtigung mit den Christen, also auch die Möglichkeit, das Bürgerrecht zu erwerben", so trifft diese Einengung zeitlich für Lichtenfels nicht zu. Hier erwarben ausweislich der Einträge in den Lichtenfelser Stadtrechnungen bereits im Rechnungsjahr 1815/16 die Juden Mayer Zenner und Jakob Wolf Mendersohn das Bürgerrecht, 1817/18 folgte Isaac Zenner und 1819/20 Emanuel Straß. Nach einer Pause von zehn Jahren reihte sich 1830/31 Benno Fechheimer in die Bürgerschaft ein. 1835/36 erwarben wiederum drei Glaubensgenossen das Bürgerrecht; Benjamin Brüll, Sußmann Brüll und Markus Wertheimer. Der Zugang zum Bürgertum setzte sich bis zur Einführung der neuen bayerischen Gemeindeverfassung von 1919 fort. Es gab kaum einen Juden, der nicht zugleich auch Bürger war. Sichtlich wurde auf den Erwerb aus rechtlichen Gründen Gewicht gelegt. Der Besitz des Bürgerrechtes verlieh jedenfalls ein gewisses Sicherheitsgefühl. Die Juden sorgten darüber hinaus aber auch für ihre Vertretung in den beiden städtischen Kollegien. Der Einzug in das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten gelang 1872 dem Gerbermeister Benny Brüll und dem Kaufmann Isaak Zenner. Brüll war von 1872—1904 Kollegiumsmitglied, während Zenner von 1872—1887 dieser Körperschaft angehörte; 1911 gelang dem Kaufmann Samuel Kohn der Eintritt in das (achtköpfige) Magistratskollegium; 1924 löste ihn der Kaufmann Carl Kraus ab. Kohn gehörte drei Wahlperioden und Kraus zwei Perioden dem Magistrat bzw. dem nachfolgenden Stadtrat an. Carl Kraus wurde ehrenvoll nachgeredet, er habe als

städtischer Referent nicht eine Schraube veruntreut, er sei ein ungewöhnlich gewissenhafter und treuer Sohn seiner Stadt gewesen.

Die Zuneigung zur Gemeinschaft zeigte sich ferner in einer beachtenswerten Stiftungsfreudigkeit. Schon 1865 errichtete Gabriel Gutmann unter Aufsicht des Bezirksamtes eine Stiftung, aus welcher je Jahr sechs studierende Juden Stipendien in Höhe von je 12 Gulden erhielten. Die Familie Gutmann errichtete weiter 1902 eine Armenstiftung. Gleichartige Stiftungen schufen außerdem 1900 Frl. Regine Brüll sowie 1921 Samuel Kohn und 1917 Ida Kohn. Die gestifteten Summen waren an sich bescheiden und stiegen nicht über 1000 Mark im Einzelfall.

Auch als Soldaten stellten die Juden im Ersten Weltkrieg an der Front ihren Mann. Gar mancher wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Den Heldentod fand 1914 der Offizier-Stellvertreter Fritz Traub, der auch als Turnbruder hier hohe Wertschätzung genoß.

Selbst ausgeprägte Heimatliebe kann den Juden nicht abgesprochen werden. Glieder der Familien Brüll und Gutmann, welche nach Nürnberg verzogen und dort starben, ließen sich hier in ihrem Bergfriedhof beisetzen. Noch im Jahre 1937 wurde die Leiche des zu Pirmasens verstorbenen Sanitätsrats Dr. Siegfried Brüll zur Beerdigung nach Lichtenfels überführt.

Für den unermüdlichen und erfolgreichen Einsatz im Erwerbsleben darf als Beispiel die knappe Geschichte der Firma David Bamberger, Palmkorb- und Möbelklopferfabrik sowie Korbmaterialiengroßhandlung, herausgestellt werden. Die Firma wurde im Jahre 1825 durch David Bamberger in Mitwitz, Lkr. Kronach, gegründet. Sie nahm als erstes Unternehmen den direkten Import von Palmblättern aus Kuba zum Anfertigen von Palmkörben auf. Auch die Einfuhr von Korbrohren in allen Stärken und Qualitäten wurde betrieben. 1875 erfolgte die Errichtung einer Filiale in Lichtenfels. Unter den Söhnen Philipp und Fritz Bamberger wurde die Firma 1887 vollends nach Lichtenfels verlegt und hier durch Eifer und Fleiß ein Betrieb von Weltruf geschaffen. Die Firma befaßte sich in der Hauptsache mit Ein- und Ausfuhr von Rohprodukten der Korbwarenindustrie sowie dem Korbgroßhandel mit sämtlichen Korbmaterialien, ferner mit der Herstellung von Palmkörben, Möbelklopfern etc. Die Firma Bamberger unterhielt Einkäufer in China, Japan, Indien, Kuba, Ägypten, Frankreich, Holland, Italien, Österreich, Schweiz usw. Der Versand erstreckte sich auf alle fünf Erdteile. Der Name Bamberger war auf dem Korbmarkt weit über Deutschland hinaus führend.

Dem Wohlstand und der kulturellen Stufe der Gesamtfamilie Bamberger entsprechend war auch ein reicher Schatz an Bildern, Büchern und Gemälden, an Kunstmappen, Skulpturen usw. vorhanden. Im November 1938, in der Kristallnacht, erlitt gerade das Ehepaar Ludwig und Jette Bamberger bei den Plünderungen große Verluste an bedeutenden Kunstwerten. Ein Restbestand der Bibliothek (445 Stück) konnte gerettet werden. Im Autorenverzeichnis, verwahrt vom Stadtarchiv Lichtenfels, befinden sich erste Namen der Weltliteratur. Die Kunst war vertreten durch Wilhelm Lehmbruck, den expressionistischen Berliner Bildhauer und Radierer, ferner durch den Berliner Maler und Graphiker Emil Nolde und den großen oberösterreichischen Meister Alfred Kubin. Von letzterem, der zugleich Schriftsteller war, verwahrte die Bambergersche Bibliothek auch manchen Band.

Den unbegreiflichen Maßnahmen gegen das Judentum fiel 1938 hier ferner die mehr als 2000 Nummern umfassende historische Korbsammlung im Hause Zinn zum Opfer. Kommerzienrat Philipp Zinn und dessen Gattin wußten ihr Haus zu einem Mittelpunkt schöngeistiger Beziehungen zu machen. Was nach 1933 im Kampf gegen das Judentum auch in Lichtenfels mutwillig zerbrochen wurde, konnte nicht mehr ersetzt werden.

Als weiteres Vorbild für den kulturellen Hochstand, der gerade den Lichtenfelser Juden innewohnte, darf Thekla Hess, geb. Pauson, aus Lichtenfels genannt werden. Thekla Hess, eine Tochter des Korbhändlers Pankraz Pauson, geb. 20. IV. 1884 zu Lichtenfels, heiratete den Fabrikanten Alfred Hess in Frankfurt. Beide Ehegatten waren überzeugte Kunstfreunde und Pfleger einer hohen Wohnkultur. Interessanten Aufschluß hierüber gibt das 1957 vom Piper-Verlag in München herausgebrachte Büchlein: „Dank in Farben, Aus dem Gästebuch Alfred und Thekla Hess". Der Text stammt von Hans Hess, dem Sohn der Eheleute Hess. Im Hause Hess gingen bedeutende Künstler, vor allem Vertreter des Expressionismus, ein und aus, so Lyonel Feuringer, Fritz Hübner, Erich Heckel, Max Pechstein, Paul Klee, Karl Peter Röhl, Karl Schmidt-Rottluff, Johannes Molzahn, Otto Mueller, Wassiliy Kandinsy, Wilhelm Uhde, aber auch Forscher und Komponisten wie Wilhelm Pinder und Paul Hindemith.

Rückschauend kann man Leid und Unrecht, das den Juden auch in Lichtenfels zugefügt wurde, nur aufrichtig bedauern, die Ausschreitungen einer kranken Zeit wurden vom Bürgertum wohl ausnahmslos verurteilt. Was auch hier unter der Flagge des Antisemitismus geschah, hatte seinen Ursprung keineswegs auf heimischem Boden. Urheber und Drahtzieher saßen anderwärts. Die gewaltsame Auslöschung wichtiger

führender Korbhandelshäuser, vor allem der Firma Bamberger, Pauson und Zinn, war neben ihrer menschlich verwerflichen Seite auch wirtschaftlich gesehen eine Dummheit. Sie zeitigte Folgen, die ausschließlich zum Schaden der Heimat gingen. Unschätzbar wertvolle Beziehungen zu den Auslandsmärkten wurden sinnlos zerschnitten. Man löste die leistungsfähigen und gut eingeführten Großfirmen so gründlich auf, daß auch nicht ein Blatt der umfangreichen Bestände an Geschäftspapieren und Firmenakten erhalten blieb. So steht die Geschichte der Lichtenfelser Judengemeinde unter einem tragischen Gestirn. Für die Gegenwart, die tief bewegt Kenntnis nimmt vom Auf und Nieder, vom leidvollen Weg der Juden, dem auch hier nicht ausgewichen werden konnte, bleibt die Pflicht, aus Vergangenem zu lernen und mitzuhelfen, damit Gleiches sich niemals mehr wiederhole.

Quellen- und Literaturnachweis:

[1]) Hans Joachim Schoeps, Die Juden von Worms, Merian-Heft 9/XVII, Hamburg. S. 82
[2]) Hubertus Prinz zu Löwenstein, Deutsche Geschichte, Frankfurt am Main, 1950, S. 173 ff
[3]) Hans Hofner, Die Herren von Hirschberg, Arch. v. Oberfranken, Bayreuth, Bd. 46, 1966, S. 19
[4]) Kist, Johannes, Dr., Fürst- und Erzbistum Bamberg, 1962, S. 52
[5]) Looshorn, Johann, Geschichte des Bitums Bamberg, Bd. IV, I, S. 19
[6]) Schaumberg von, Oskar, Manuskriptsammlung im Staatsarchiv Bamberg
[7]) Looshorn, Joh., (wie oben), Bd. IV, I, S. 179
[8]) Looshorn, Joh., (wie oben), Bd. IV, I, S. 260 ff
[9]) Eckstein, D. A., Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstbistum Bamberg, S. 232/33
[10]) Krapp, Anton, handschriftl. Notizensammlung zur Lichtenfelser Ortsgeschichte, im Stadtarchiv Lichtenfels
[11]) Lichtenfelser Kastenamtsrechnungen 1498/99, 1499/1500 im Staatsarchiv Bamberg
[12]) Staatl. Bibliothek Bamberg, Cod. mise M. v. O., 1, S. 69
[13]) Schlund, Johann, handschriftl. Chronik von Lichtenfels, 1940, im Stadtarchiv Lichtenfels
[14]) Lichtenfelser Amtsurbar von 1513; hier: Nachträge aus der Zeit um 1580—1590, Staatsarchiv Bamberg
[15]) Bamberger Zentbuch von 1607, Nr. 881, Staatsarchiv Bamberg
[16]) Looshorn, Joh. (wie oben), Bd. V, S. 468
[17]) Fexer, Manuskript: Denkwürdigkeiten von Lichtenfels, Bd. 3, im Besitz des Historischen Vereins Bamberg, verwahrt von der Staatlichen Bibliothek Bamberg
[18]) Lichtenfelser Kastenamtsrechnung von 1665/66
[19]) Lichtenfelser Pfarrarchiv, Akt II 8 h
[20]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 3 und 4
[21]) Lichtenfelser Kastenamtsrechnung von 1691/92
[22]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[23]) Lichtenfelser Kastenamtsrechnung von 1691/92
[24]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[25]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[26]) Lichtenfelser Kastenrechnung von 1698/99
[27]) Lichtenfelser Stadtrechnung von 1699/1700
[28]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 3
[29]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[30]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[31]) Lichtenfelser Ratsprotokollbuch von 1710, Bl. 33, Stadtarchiv Lichtenfels
[32]) Lichtenfelser Ratsprotokollbuch von 1711, Bl. 110
[33]) Lichtenfelser Stadtrechnung von 1713/14
[34]) Lichtenfelser Ratsprotokollbuch von 1711, Bl. 168
[35]) Lichtenfelser Ratsprotokollbuch von 1717, Bl. 484
[36]) Lichtenfelser Pfarrarchiv (Abschrift), Akt II 8 h
[37]) Lichtenfelser Stadtrechnungen von 1720, 1721, 1729 und 1733
[38]) Lichtenfelser Pfarrarchiv, Akt II 8 h
[39]) Lichtenfelser Stadtrechnung von 1753/54
[40]) Eckstein, Geschichte der Juden (wie oben), S. 136
[41]) Lichtenfelser Stadturbar von 1769, S. 103, Stadtarchiv Lichtenfels

[42]) Lichtenfelser Ratsprotokollbuch von 1796, S. 145
[43]) Lichtenfelser Ratsprotokollbuch von 1796, S. 145
[44]) Lichtenfelser Schulakten, D. II C 7428, Staatsarchiv Bamberg
[45]) Lichtenfelser Tagblatt Nr. 222 vom 21. 9. 1867
[46]) Lichtenfelser Baubuch ab 1882 im Stadtarchiv
[47]) Bayerische Kunstdenkmale: Landkreis Lichtenfels, von Breuer, S. 98
[48]) Lichtenfelser Pfarrmatrikel
[49]) Bunte Blätter Nr. 29/1904, Beilage zum Lichtenfelser Tagblatt
[50]) Lichtenfelser Spitalrechnung von 1772
[51]) Lichtenfelser Kastenamtsrechnung von 1774
[52]) Lichtenfelser Spitalrechnung von 1778/79
[53]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[54]) Lichtenfelser Kastenamtsrechnung von 1698/99
[55]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[56]) Lichtenfelser Ratsprotokollbuch von 1710, Blatt 73
[57]) Fexer, Manuskript (wie oben), Bd. 4
[58]) Lichtenfelser Pfarrarchiv, Akt II 8 h
[59]) Lichtenfelser Pfarrarchiv, Akt II 8 h
[60]) Lichtenfelser Pfarrarchiv, Akt II 8 h
[61]) Schlund, Joh., handschr. Chronik der Stadt Lichtenfels, 1940
[62]) Lichtenfelser Pfarrarchiv, Akt II 8 h
[63]) Lichtenfelser Pfarrarchiv, Akt II 8 h
[64]) Lichtenfelser Stadtrechnung von 1815/16
[65]) Stadtarchiv Lichtenfels, Inventar Nr. 322/9 und 322/11
[66]) Kartei des Stadtarchivs Lichtenfels
[67]) Lichtenfelser Stadturbarien von 1655 und 1769
[68]) Stadtarchiv Lichtenfels, Manuskript: Die Judenschaft im Lichtenfelser Land
[69]) William, L. Shirer, Aufstieg und Fall des Dritten Reiches, Stuttgart, ohne Jahrz., S. 401
[70]) Binder, Gerhart, Epoche der Entscheidungen, Stuttgart, ohne Jahrzahl, S. 313
[71]) Lichtenfelser Tagblatt Nr. 191, 192 vom 18. und 19. 8. 1939
[72]) Stadtarchiv Lichtenfels, Archivinventar 063/3: Jüdische Einwohner in Lichtenfels ab 1933

Helmuth Meißner, Himmelkron:

KANZELALTÄRE IN OBERFRANKEN

Kanzelaltäre sind den meisten Gottesdienstbesuchern der Markgrafenkirchen unseres Landes etwas so Selbstverständliches und vielen Theologen unserer Zeit etwas so Fragwürdiges, daß es Verwunderung auslösen dürfte, wenn sich jemand mit diesem Einrichtungsgegenstand der Kirchen beschäftigt. Sieht man von regional begrenzten Arbeiten ab, so gibt es bisher wenig Literatur über die Kanzelaltäre in unserer ehemaligen Markgrafschaft. Maßgebend sind die Schrift von Heinrich Thiel, „Studien zur Entwicklungsgeschichte der Markgrafenkirchen" (L 48), und das grundlegende umfassende Werk „Die Kanzel" von Peter Poscharsky (L 34). Einzelbeschreibungen und veröffentlichte Abbildungen von Kanzelaltären werden im Verzeichnis der Kanzelaltäre vermerkt.

Überblickt man die bisher angestellten Mutmaßungen über Ursprung und Herkunft des Kanzelaltars, so muß man zu dem Schluß kommen, daß es bis heute noch nicht feststeht, wo und wann der erste Kanzelaltar errichtet wurde und welche theologischen, liturgischen oder architektonischen Kräfte maßgebend waren. — Diese Arbeit geht solchen Fragen nicht nach und vermeidet auch jegliche Deutung und kunsthistorische Einschätzung. Sie soll aber durch eine möglichst umfassende Zusammenstellung und statistische Übersicht aller Kanzelaltäre im Gebiet von Oberfranken zur historischen Erforschung des Kanzelaltars beitragen. Meines Wissens ist bisher eine solche Zusammenstellung nicht erfolgt. Auch die Inventarverzeichnisse der Kunstdenkmäler Bayerns sind unvollständig und legen nur das Material bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vor. „Wir begrüßen Ihr Vorhaben, die Kanzelaltäre Oberfrankens zusammenzustellen, außerordentlich, da diesen Aufbauten unsere besondere denkmalpflegerische Sorge gilt", stellt Generalkonservator Professor Dr. Torsten Gebhard fest (Schreiben Nr. 1400 vom 16. 2. 1968).

Eigentlich müßte man das Gebiet der ehemaligen Markgrafschaft Kulmbach/Bayreuth als Begrenzung für die Erfassung der Kanzelaltäre wählen. Aber eine — räumlich und zeitlich — festliegende Begrenzung jenes Gebietes ist schwer zu fassen. Den Menschen von heute dürften zudem gegenwärtig vorliegende Territorien besser überschaubar sein. So beschränkt sich die Erfassung auf das heutige Oberfranken. In Anlehnung an die Inventarverzeichnisse der Kunstdenkmäler wählte ich die Einteilung nach Land- und Stadtkreisen und da wieder die alphabetische Reihenfolge der einzelnen

Orte. Eine chronologische Reihe der Kanzelaltäre nach ihrer Entstehung wäre zwar entwicklungsgeschichtlich aufschlußreicher. Aber die Jahreszahlen der Erstellung der Kanzelaltäre sind ungewiß und unvollständig und konnten im Rahmen dieser Arbeit auch nicht im einzelnen nachgeprüft und umfassend ergänzt werden. Die Übersicht Nr. 1 macht den Versuch einer Einordnung nach der erstmaligen Erstellung eines Kanzelaltars in den Kirchen der einzelnen Land- und Stadtkreise. Einige Kanzelaltäre konnten dabei nur nach geschätzten Zeitangaben eingeordnet werden.

Im engeren Sinn verstehen wir unter einem Kanzelaltar jenen Aufbau, bei dem die Kanzel in das Retabel (lat. retrotabulum, Rückwand) des Hochaltars eingefügt ist (Poscharsky L 34 S. 214). So treffen wir ihn auch in den meisten Fällen in unseren Markgrafenkirchen an. Es wurden aber doch auch solche Kirchen erfaßt, in denen die Kanzel nicht direkt mit dem Altarblatt verbunden ist, sondern hinter oder über dem Altar angeordnet ist. „Hinter dem Altar" bedeutet: Die Kanzel steht, abgerückt vom Altartisch, auf einem Sockel oder einer Säule auf dem Boden axial hinter dem Altar. „Über dem Altar" bedeutet: Die Kanzel hängt an der Wand oder ist mit der Empore verbunden oder steht auf Säulen über dem Altartisch; der Altar besitzt in beiden Fällen kein Retabel. Von einer genaueren Einteilung nach verschiedenen Bautypen der Kanzelaltäre, wie sie Gerhart L'Arronge (L 24 S. 31—36) oder Poscharsky (L 34 S. 216—226) festgelegt haben, sah ich ab.

Die letzten beiden Möglichkeiten der Anordnung von Altar und Kanzel sind auch in neuen Kirchen anzutreffen; ich hielt es daher für wertvoll, sie ebenfalls mit zu erfassen, soweit dies möglich war. Sie entstammen der gleichen Grundidee, nämlich den Prediger der in einem Zentralraum gescharten Gemeinde gegenüberzustellen und, entsprechend dem theologischen Bestreben, Wort und Sakrament auch räumlich in ihrer engen Beziehung zueinander zu demonstrieren. (Übersicht über neue Kirchen: Statistischer Teil Nr. 3 S. 177.)

Aus der Übersicht Nr. 2 lassen sich folgende Ergebnisse herauslesen: In nahezu einem Drittel aller protestantischen Kirchen Oberfrankens steht ein Kanzelaltar. Davon sind etwa zwei Drittel echte Kanzelaltäre, bei einem Drittel sind Kanzel und Altar getrennt, und die Kanzel befindet sich axial hinter oder über dem Altar. Den acht Kirchen, die diese Anordnung erst nach 1945 neu trafen (fünf davon sind Neubauten), stehen halb so viele gegenüber, die in den letzten Jahren die Kanzel aus dem Retabel ausbauten und an die Seite stellten. Das Abrücken des Altartisches von der Altarrückwand ist bei Renovierungen öfter zu beobachten; es konnte jedoch nicht überall registriert wer-

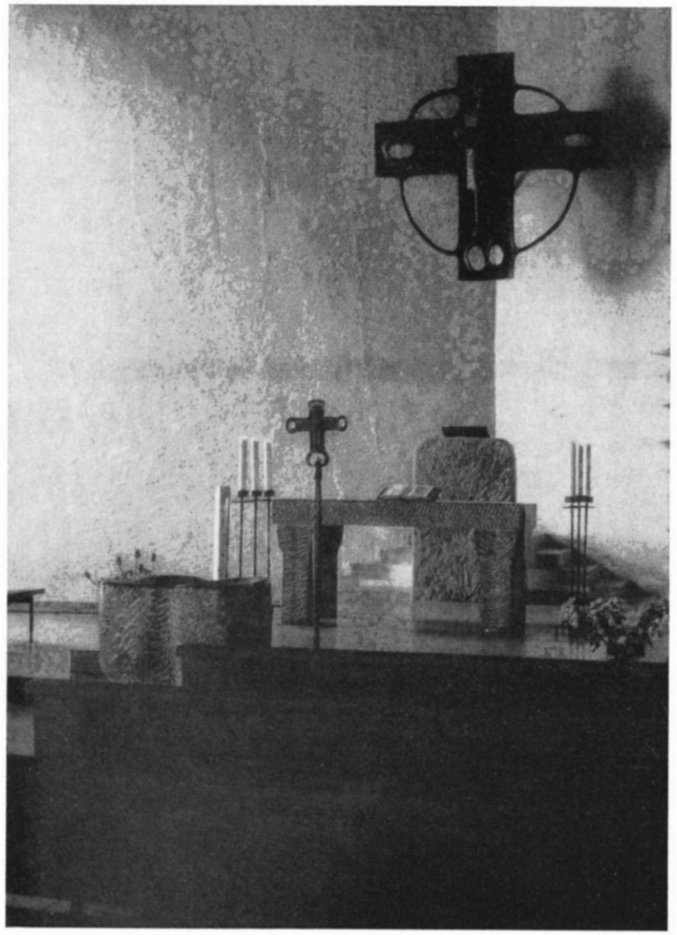
St. Georgen, Bayreuth: Hier hat Elias Räntz 1712/13 seinen ersten Kanzelaltar errichtet

den. — Es ist weiter zu erkennen, daß ein Fünftel aller Kanzeln ursprünglich für eine Einzelaufstellung angefertigt und erst nachträglich in das Retabel des Altars eingebaut wurden, die meisten im 18. Jahrhundert, die letzte 1967 in der Kirche zu Guttenberg (Lkr. Stadtsteinach). — Die Orgel über dem Kanzelaltar ist noch in neun Kirchen anzutreffen. — Trotz aller Bemühungen ist es nicht ausgeschlossen, daß der oder jener Kanzelaltar nicht erfaßt wurde, noch weniger, daß nicht alle Kirchen und besonders Kapellen Oberfrankens in der Gesamtsumme von 350 mitgezählt sind. Durch Neubauten und Renovierungen ergeben sich laufend Änderungen. Aber auf Grund der nun vorliegenden Unterlagen dürften Korrekturen und Ergänzungen leichter möglich sein.

Die Karte zeigt, daß sich die Kanzelaltäre im Kerngebiet der ehemaligen Markgrafschaft, in den Stadt- und Landkreisen Bayreuth und Kulmbach, konzentrieren, und zwar sind dies meist eigentliche Kanzelaltäre. In den Kirchen des Coburger Raumes hängt die Kanzel, meist ohne wesentlichen plastischen Schmuck, an der Wand einer Schmalseite über dem Altar. Wer mit den früheren Besitzverhältnissen vertraut ist, vermag aus der Karte die Ausstrahlungen des markgräflichen Kirchenbaustils auf die Nachbarbezirke der ehemaligen Markgrafschaft zu konstatieren. (Karte S. 191)

Besonderes Interesse finden die Kirchen mit sehr frühen Kanzelaltären. Es kann dazu hier nur in komprimierter Form Stellung genommen und keine Klärung der Frage nach dem „Woher?" des Kanzelaltars erreicht werden. In B r a n d bei Marktredwitz (KA-Verzeichnis Nr. 105) wurde ein Kanzelaltar im späten 17. Jahrhundert in der 1691 wiederaufgebauten ehemaligen Schloßkirche eingerichtet (L 37 S. 91/92). Die Stifter waren Wolf Adolf Marschall und seine Frau, eine geborene von Brandt. Die Marschall — Erbmarschall in Thüringen — stammten aus Thüringen und hatten dort ihren Stammsitz auf Altengottern. Dieser Hinweis auf die Herkunft der Stifter erscheint mir nicht unwesentlich. (Schriftliche Mitteilung von Herrn Erich von Glaß, Wölsauerhammer, 27. 7. 1965.)

In O b e r k o t z a u (KA-Verzeichnis Nr. 52) baute im Jahre 1707/08 der Schreinermeister Johann Georg Müller die Kanzel in das Retabel des Altars ein (Pfarrarchiv Oberkotzau R 4). Beide Teile stammten von dem Bayreuther Bildhauer Elias Räntz. Großen Einfluß durch ihre finanzielle und gastgeberische Unterstützung hatten auf diese Bildhauerarbeiten — und vermutlich auch auf die Umgestaltung zum Kanzelaltar — die Gebrüder Lutz, Johann Georg, Feldproviantmeister der gesamten Churfürstlichen Sächsischen Armeen, und Johann Peter (gest. 1714), Brandenburgischer Amtsverwalter in Oberkotzau (Pfarrbeschreibung 1864 S. 90/91).



Moderne Form des „Kanzelaltars": Die Kanzel axial hinter dem Altar in der neuen Kirche zu Dörfles, Lkr. Coburg

Der Kanzelaltar der 1705 erbauten Kirche zu Warmensteinach (KA-Verzeichnis Nr. 20) soll 1708 von Schreinermeister Auguß Preiß, Goldkronach, errichtet worden sein. Ein Stifter ist hier nicht bekannt. (Leider ist das Pfarrarchiv z. Zt. nicht zugänglich.)

Von dem Kanzelaltar zu Oberröslau (KA-Verzeichnis Nr. 109) heißt es im Kunstdenkmälerband (L 37 S. 214), es handle sich um den ältesten in der ehemaligen Markgrafschaft. Die Behauptung beruht auf einer Niederschrift des Röslauer Pfarrers Ruckdeschel vom Jahre 1784. (Im Besitz des Historischen Vereins von Oberfranken, Ms 168 2. Teil S. 110.) Darin schreibt der Pfarrer an einer Stelle, die „Canzel steht ober dem Altartisch und ist zugleich mit ihm gebauet, vereiniget und geschmücket worden". Weiter unten heißt es, „im Jahre 1700 wurde . . . die Canzel versetzt und an die Stelle gebracht, die sie noch (hat)". Daraus schloß man, daß der Kanzelaltar seit 1700 besteht und als solcher damals bereits gebaut wurde. Der Widerspruch in den Angaben Pfarrer Ruckdeschels aber — wenn er einmal behauptet, die Kanzel sei nachträglich eingesetzt, dann wieder, sie sei zugleich mit dem Altar gebaut und vereinigt worden — muß uns mißtrauisch machen. Die Baurechnungen des Pfarrarchivs Oberröslau geben uns Aufschluß. Man ersieht daraus (Rechn.Akt XXXVII, 1701), daß die Kanzel um 1700 tatsächlich versetzt wurde, aber nur „uff die andere Seite Wo die Orgl gestanden". 1716 heißt es zur Begründung der umfangreichen Reparaturarbeiten, daß der Pfeiler, „worauff die Cansel gestanden ganz Mangelbar worden", und so riß man „Altar, Cansel, Pohrdille und anders mehr" heraus. 1719 wird der Kanzelaltar von Knoll aufgerichtet, und nur diesen kann Pfarrer Ruckdeschel ein halbes Jahrhundert später gekannt haben. Er steht — mit starken Abänderungen — heute noch in der Kirche.

Auch für Oberredwitz, heute im Stadtbezirk Marktredwitz (KA-Verzeichnis Nr 108), wird mit „um 1700" ein Kanzelaltar angegeben (L 37 S. 644). Es ist aber wahrscheinlich, daß sich die Jahreszahl 1705, die sich aus einem Chronogramm herauslesen läßt ((Schriftl. Mittlg. von Herrn Helmut Wagner, Marktredwitz, Sept. 1967), auf das Gemälde des Altarblattes bezieht und die Kanzel, die über dem Retabel aufgerichtet wurde, nicht aus der gleichen Zeit stammt, sondern jüngeren Datums ist.

Wenn wir die weitere Entwicklung kurz überblicken, läßt sich sagen, daß das 18. Jahrhundert mit den Stilepochen des Barock, Rokoko und Klassizismus die Kanzelaltäre in Oberfranken mit besonderer Vorliebe gefördert hat. Die Übersicht Nr. 1 macht für das 18. und 19. Jahrhundert Einschnitte bei den Jahren 1710 (ab 1712 setzt Elias Räntz mit dem Bau von Kanzelaltären ein), 1763 (Todesjahr des Markgrafen Friedrich

Das Beispiel eines typischen Knoll-Kanzelaltars in der Kirche zu Wirsberg, Lkr. Kulmbach

zu Bayreuth) und 1810 (Markgrafschaft zu Bayern). — Nach 1830 werden solche Aufbauten immer seltener. Wir finden nur noch vereinzelte, vor allem solche, die die Kanzel nicht in dem Retabel tragen. Echte Kanzelaltäre wurden noch in Kirchenlamitz (1835), Spielberg (1842) und Goldkronach (1852) eingerichtet. Im Falle von Spielberg (Lkr. Rehau) ist bekannt, daß dies gegen den entschiedenen Widerstand der Behörden geschah. Erst ein Bittgesuch an den König erwirkte der Gemeinde die Erlaubnis zum Bau eines Kanzelaltars. In einem behördlichen Schreiben wird dazu resignierend festgestellt: „Dafür, daß die Kirche nach dem zuerst genehmigten Plan ohne Emporen und mit der Kanzel an der Seite an Erhabenheit, Würde und religiösem Ernst gewinnen sollte, hatten die guten Leute kein Verständnis“ (Aufzeichnung in der „Orts- und Schulgeschichte Spielberg“, Manuskript S. 29/30). Mit dem „Regulativ für den evangelischen Kirchenbau“ von 1858 im Anschluß an die 1856 in Dresden abgehaltene Konferenz der deutschen Kirchenregierungen lutherischen Bekenntnisses und der endgültigen Fassung auf der Kirchenkonferenz in Eisenach 1861 erfolgte ein Stillstand in der Errichtung von Kanzelaltären, auch für Oberfranken. Die These 10 besagte: „Die Kanzel darf weder vor noch hinter oder über dem Altar, noch überhaupt im Chore stehen. Ihre richtige Stellung ist da, wo Chor und Schiff zusammenstoßen, an einem Pfeiler des Chorbogens nach außen dem Schiffe zu . . .“ (L 13 S. 239)

In den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts duldete man — vor allem, wo es aus historischen Gründen gegeben war — den Kanzelaltar. In der Stadtkirche zu Rehau z. B. war die Kanzel (vom Kanzelaltar des Jahres 1821) im Jahre 1871 aus dem Retabel herausgenommen und 1927 wieder eingesetzt worden. In Brand allerdings verbannte man den alten Kanzelaltar 1937 in die Sakristei. Nach dem letzten Weltkrieg, besonders seit etwa zehn Jahren, stehen die Bauliturgiker der evangelischen Kirche der modernen Form einer axialen Anordnung der Kanzel hinter oder über dem Altar nicht mehr abgeneigt gegenüber, ja sie finden diese Anordnung sogar dem „Wesen lutherischen Gottesdienstes“ entsprechend (Poscharsky L 35 S. 102). Nur auf Grund des im Kirchenbau „so überaus starken Beharrungsvermögens und unüberlegten Festhaltens am ‚Üblichen‘“ sei diese Anordnung heute so selten zu realisieren, meint der Erlangener Professor Poscharsky (L 35 S. 14). Die Liste der Kirchen mit solchen neuen „Kanzelaltären“ in Oberfranken beweist die Aufgeschlossenheit der oberfränkischen Gemeinden für diese schon von den Barockkirchen her vertraute Einrichtung. Diese Kanzelstellung bedeutet allerdings nicht nur einen Rückgriff auf eine Errungenschaft der Barockzeit. Die Suche nach der Herkunft des Namens „Kanzel“ (cancelli, Chorschranken) führt uns noch weiter zurück zu den Kirchen der frühchristlichen bzw.

Im 19. Jahrhundert wurde dem Altar vom Jahre 1659 zu Obristfeld (Lkr. Lichtenfels) eine Kanzel eingesetzt.

frühmittelalterlichen Zeit, in der von einer an den Chorschranken angebrachten Erhöhung aus gelesen und gepredigt wurde. (Wolfgang Jung, Liturgisches Wörterbuch, Berlin 1964, S. 64 und schriftl. Mittlg. von Professor Dr. Kettler, Münster, vom 17. 3. 1967.) Die Vorgeschichte des Kanzelaltars läßt sich also — was hier nur andeutungsweise geschehe — auf das 5./6. Jahrhundert zurückführen. — Bemerkt muß wohl auch werden, daß der Kanzelaltar in katholischen Kirchen aus theologischen und litugrischen Gründen nicht zu finden ist.

STATISTIK

1. Übersicht nach der Zeit der Erstellung eines Kanzelaltars

Lkr./Stkr.	zus.	vor 1710	1710 bis 1763	1763 bis 1810	19. Jh. ab 1810	1900 bis 1939	nach 1945
BA	1		1				
BT	20	1	12	5	1		1
CO/NEC	14		8	3	1		2
EBS	3		2			1	
FO	2		1				1
HÖS	4		3	1			
HO	11	1	6	2	1		1
KC	8		2	6			
KU	19		14	4	1		
LIF	2				2		
MÜB	2		1		1		
NAI	6		4		1		1
PEG	2		2				
REH	4		2		2		
SAN	2		1				1
STE	2		1		1		
WUN/MAK	8	2	1	1	2	1	1
	110	4	61	22	13	2	8

2. Übersicht über die Aufteilung nach echten KA und der Anordnung K hinter oder über A, über Kanzeleinbau (nachträglich) und Aufbau der Orgel über dem Kanzelaltar

Lkr./Stadtkr.	zus.	echte KA	davon m. nachtr. einges. K	K hinter /über A	davon in neuen od. renov. Kirchen	Orgel über KA
BA	1			1		
BT	20	18	5	2	1	3
CO/NEC	14	1		13	2	3
EBS	3	2		1		
FO	2	1		1	1	
HÖS	4	3	1	1		
HO	11	8	3	3	2	
KC	8	8	3			
KU	19	16	5	3		1
LIF	2	2	1			1
MÜB	2	1		1		
NAI	6	4		2	1	
SAN	2	2				
REH	4	3	1	1	1	
PEG	2	2	1			
STE	2			2		1
WUN/MAK	8	5		3	2	
	110	76	20	34	11	9

(Gesamtzahl der registrierten Kirchen und Kapellen: 350)

3. Übersicht über neue oder renovierte Kirchen mit K hinter oder über dem A (nach 1945)

Lkr./Stkr.	Ort/Kirche	Neu- oder Umbau	Planung
Wunsiedel	Kirchenlamitz	1959 (KA auch vorher)	Oberbaurat Köhler
Coburg	Dörfles	1963 (neu)	Wolfg. Gsaenger
Hof	Hof Kreuzkirche	1963 (neu)	Richter & Ensinger
Wunsiedel	Holenbrunn	1964 (neu)	Landbauamt Bayreuth
Forchheim	Eggolsheim	1964 (neu)	Wolfg. Gross
Coburg	Coburg-Neuses	1965 (renoviert)	C. D. v. Pezold
Naila	Döbra	1965 (renoviert)	Landesamt f. Denkmalpfl.
Rehau	Rehau Stadtkirche	1966 (KA auch vorher)	Hans Döllgast
Bayreuth	Bayreuth Erlöserkirche	1966 (neu)	Wolfg. Gsaenger
Stadtsteinach	Guttenberg	1967 (renov.; K einges. in A)	Emil Gräf

VORBEMERKUNGEN ZUM VERZEICHNIS DER KANZELALTÄRE

Abkürzungen:
K = Kanzel; A = Altar; KA = echter Kanzelaltar, also Kanzel in dem Retabel des Altars; L/QU = Literatur / Quelle; L-Nr. verweist auf das Literaturverzeichnis am Ende; Abb.: Abbildung eines Kanzelaltars.
Soweit es möglich war, wurden die Bildhauer und Schreiner mit aufgeführt. Nicht berücksichtigt wurde die Beschreibung der Kanzelaltäre, die zumeist in den Kunstdenkmäler-Inventaren nachgelesen werden kann, auch nicht der plastische Schmuck und die Gestaltung der Kanzel.
Das Material der Kanzel ist, wenn nicht anders erwähnt, aus Holz. Die Kirchen sind, wenn nicht anders erwähnt, evang.-lutherischen Bekenntnisses.
Zu danken habe ich für ihre Mithilfe Herrn Oberkirchenrat Emil Flurschütz, Bayreuth, und seiner Angestellten, Fräulein Ursula Löwel, allen Dekanen und Pfarrern Oberfrankens und einigen Dekanaten Mittelfrankens, etlichen oberfränkischen Landratsämtern und Heimatpflegern, dem Landesamt für Denkmalpflege, München, Herrn Oberbaurat Dipl.-Ing. Albert Köhler, Techn. Referent im Evang.-Luth. Landeskirchenrat, München, Herrn Dipl.-Ing. Wolfgang Gsaenger, Georgensgmünd, dem Architekturbüro Richter & Ensinger, München, allen weiteren Herren, die Einzelheiten mitteilten und im Verzeichnis genannt sind, und ganz besonders den Professoren Dr. Franz Kettler, Münster, und Dr. Peter Poscharsky, Erlangen.

VERZEICHNIS DER KANZELALTÄRE IN OBERFRANKEN

Landkreis Bamberg:

1 Hohn am Berg, Filialkirche von Aschbach, Dekanat Burghaslach. K an der Wand über dem A. Bauzeit der Kirche und Einrichtung der K 1750.
L/QU: Mayer L 32 S. 114/115. mündl. Mittlg. Pfr. Ernst, Himmelkron, früher Aschbach/Hohn.

Stadt und Landkreis Bayreuth:

2 Bayreuth, Erlöserkirche. K hinter A, beide in Stein; Bau fertig 1966. Architekt: Wolfgang Gsaenger, Georgensgmünd.
QU: Zeitungsberichte von der Einweihung: „Stiftszelt des Glaubens im Getriebe der Welt" („Fränkische Presse", 19. 9. 1966), „Altstädter weihten Erlöserkirche ein" („Bayreuther Tagblatt", 19. 9. 1966).

3 Bayreuth, Friedhofskirche. Bau 1779/81. KA 1780, wohl Entwurf von Joh. Gottl. Riedel; Arbeiten von Franz Peter Schuh, Schreiner Joh. Friedr. Müller und Aug. Friedr. Wenderoth, alle Bayreuth.
L/QU: Gebeßler L 14 S. 15; Sitzmann L 42 S. 501, 572; Sitzmann, Karl: Die Gottesackerkirche im Stadtfriedhof zu Bayreuth („Frankenheimat" L 11 Nr. 11/1951).

4 Bayreuth, St. Georgen, Ordenskirche. Bau 1705—11. KA, mit Orgelprospekt darüber, 1712/13 von Elias Räntz, Bayreuth. (Siehe Abb. S. 169)
L/QU: AO L 1 VII/3 S. 30 („Ein Beitrag zur älteren Geschichte der Pfarrei St. Georgen bei Bayreuth" von Pfr. Hirsch); Burkert L 8 S. 16 (Abb.); Gebeßler L 14 S. 18 ff.; Gräder, K.: Ordenskirche St. Georgen („Frankenheimat" L 11 Nr. 11/1954, mit Abb.); Müller, Wilhelm: Bayreuther Vororte VIII. St. Georgen („Heimatbote" L 19 Nr. 10/1964); Schaduz L 38 S. 15; Thiel L 48 S. 27, S. 42 ff., mit Abb. Nr. 7; „Der Markgraf legte persönlich den Grundstein" („Fränkische Presse", 21. 4. 1961).

5 Bayreuth, St. Johannis. Langhausneubau 1741—45. KA 1743 von Joh. Gabriel Räntz; Schreiner Joh. Jakob Müller; Maler 1753 Joh. Nikolaus Gruner, alle Bayreuth.
L/QU: AO L 1 IX/3 S. 28 („Kurze Geschichte der Pfarrei St. Johannis" von Pfr. Brock); Gebeßler L 14 S. 77; Müller, Wilhelm: Bayreuther Vororte II. Laineck, St. Johannis („Heimatbote" L 19 Nr. 12/1963); Sitzmann L 42 S. 375, 422.

6 Bayreuth, Spitalkirche. Bau 1748—50. KA 1750, darüber Orgel, von Joh. Gabriel Räntz, Schreiner Joh. Jakob Müller, beide Bayreuth.
L/QU: Burkert L 8 S. 9 mit Abb.; Gebeßler L 14 S. 12/13; Müller, Wilh.: Liebenswerte Stadt Bayreuth, Bayreuth 1965, S. 63; Schaduz L 38 S. 14; Sitzmann L 42 S. 375, 422; Thiel L 48 S. 59, Abb. Nr. 9.

7 Bayreuth, Stiftskirche. Bau 1741/42. KA 1743/44 mit Figuren von Joh. Jeremias Martini, Bayreuth; Orgel über KA.
L: Gebeßler L 14 S. 22/23; Schaduz L 38 S. 15.

8 Bayreuth, Evang.-Reformierte Kirche (die einzige in Oberfranken). Bau 1743; als ref. Gotteshaus seit 1756. Predigtstuhl hinter Abendmahlstisch, wohl seit 18. Jh., zwischendurch erneuert.
L/QU: Anonym: Aus der Geschichte der ev.-ref. Gemeinde in Bayreuth, Bayreuth 1947, mit Abb. S. 9; mdl. Mittlg. Pfr. Chee.

9 Bad Berneck, Dek. Bad Berneck. Bau Langhaus 1796—1800. KA 1797 von Johann Nestler, Marktschorgast.
L: Gebeßler L 14 S. 88; „Geschichte der Stadt Bad Berneck i. F." 1957 mit Abb. S. 185; „Führer durch die Ev.-Luth. Pfarrei B. B." 1958, Abb. S. 9.

10 Benk, Dek Bayreuth. Langhausneubau 1741—48. KA 1743/44 von Joh. Gabriel Räntz, Bayreuth.
L: Burkert L 8 S. 34 mit Abb.; Gebeßler L 14 S. 94/95; Sitzmann L 42 S. 422; Thiel L 48 S. 52 ff.

11 Bindlach, Dek. Bayreuth. Bau 1766—69. KA 1777 Bildhauer Andreas Neuhäusler, Franz Peter Schuh, Entwurf Joh. Gottl. Riedel; Schreiner Aug. Friedr. Wenderoth, Georg Jakob Schuhmann, alle Bayreuth. Kanzelkorb mit Gemälden von Wilhelm Ernst Wunder, Bayreuth.
L/QU: Gebeßler L 14 S. 96/97; Müller, Wilhelm: Bayreuther Vororte XI. Bindlach („Heimatbote" L 19 Nr. 9/1965); Sitzmann L 42 S. 501, 502, 572; Sitzmann: Die schönste Markgrafenkirche des Bayreuther Landes („Frankenheimat" L 11 Nr. 5/1953); Thiel L 47 S. 46, Abb. Nr. 42; Thiel L 48 S. 64, Abb. Nr. 15.

12 Busbach, Dek. Bayreuth. Langhausneubau 1734—37. Steinkanzel von 1562 eingesetzt in Retabel des spätgot. Flügelaltars v. Ende 15. Jh. K-Einbau geg. Mitte 18. Jh.

L: Gebeßler L 14 S. 100; Irmingard: Sommerwanderung durch das Dorf Busbach („Bayreuther Land" Nr. 7/8 1932).

13 Eckersdorf, Dek. Bayreuth. Langhausneubau 1791—95. K von 1677 von J. Gg. Brenck (Kulmbach) einges. in Retabel des A von 1668/1670. K-Einbau 1793.
L: Gebeßler L 14 S. 105; Sitzmann L 40 S. 35, 39.

14 Glashütten, Filialkirche von Mistelgau, Dek. Bayreuth. Bau von 1617/18, Langhauserhöhung 1796/97. KA wohl 2. Viertel 18. Jh.
L: Gebeßler L 14 S. 115.

15 Goldkronach, Stadtpfarrkirche, Dek. Bad Berneck. Bau 1851/52. KA neugotisch (A abgerückt).
L: Gebeßler L 14 S. 115; „600 Jahre Goldkronach" 1965, Abb. S. 49.

16 Goldkronach, Friedhofskirche. Bau 1765. K einges. in Retabel des A von 1671 (Zuschr. Andreas Müller, Bayreuth), K-Einbau Mitte 18. Jh.
L: Gebeßler L 14 S. 116; „600 Jahre Goldkronach" S. 113. Abb.

17 Mengersdorf, Dek. Bayreuth. Langhauserweiterung 1623, Barockisierung 1736. K von 1668 einges. in Retabel des A von 1662/67. K-Einbau 18. Jh.
L/QU: Gebeßler L 14 S. 122; tel. Mittlg. Pfr. Behringer.

18 Nemmersdorf, Dek. Bad Berneck. Langhausneubau 1753/54. KA nach Mitte 18. Jh. von Joh. Gabriel Räntz, Bayreuth (Zuschreibung).
L: Gebeßler L 14 S. 128/129; Sitzmann L 42 S. 422; Thiel L 48 S. 57 ff.

19 Stockau, Filialkirche von Neunkirchen a. M., Dek. Bayreuth. Bau 15./16. Jh. Barokkisierung 1765. K von 2. Hälfte 17. Jh. einges. in Retabel des A von 1714 von Joh. Caspar Fischer, Faßmalerei Joh. Heinr. Schertel, beide Bayreuth. K-Einbau Mitte 18. Jh.
L: Gebeßler L 14 S. 137.

20 Warmensteinach, Dek. Bayreuth. Langhausbau 1705. KA 1708 von Schreiner Preiß, Goldkronach; 1939 verändert. Vgl. S. 172.
L/QU: Gebeßler L 14 S. 141; schr. Mittlg. Pfr. Schulz v. 3. 11. 1967.

21 Weidenberg, Ortskirche, Dek. Bayreuth. Langhausbau 1770. KA um 1780, vermutlich von Franz Peter Schuh nach Entwurf von Joh. Gottl. Riedel.
L: Gebeßler L 14 S. 143; Kröll, Joachim: Geschichte des Marktes Weidenberg, W. 1967 S. 130.

Stadt und und Landkreis C o b u r g / Stadt N e u s t a d t / Co.:

22 Coburg, Kapelle Schloß Ehrenburg, Dek. Coburg. Bau 1690—1701, 1731—1738. KA (A abgerückt) mit Orgel darüber; K 1732 nach Entwurf von Baumeister Joh. Nicol. Straßburger; Bildhauer Christoph Hammer.
L: Baier-Schröcke, Helga: Die Schloßkapelle der Ehrenburg zu C. — ihre stilistische Herkunft und ihre Stukkateure (Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 1958 S. 193/194); Lehfeldt/Voß L 26 S. 224

mit Abb.; Lenz, Oskar: Amtlicher Führer durch . . . das Schloß Ehrenburg, Coburg 1929 S. 77 mit Abb.; Reclam L 36 S. 197/198; Teufel L 43 S. 36; Teufel/Hotz L 45 S. 124; Weiß L 50 S. 14, Abb. S. 11.

23 Coburg-Neuses, Dek. Coburg. Bau aus roman.-gotischer Zeit, Erneuerungen 18. Jh. K an der Wand über A, seit 1965. Planung: Architekt Claude Dankwart von Pezold, Coburg-Neuses.
L/QU: Weiß L 50 S. 19; tel. Mittlg. Pfr. Ehmke.

24 Ahlstadt, Filialkirche von Oettingshausen, Dek. Coburg. Bau 1845/46. K von 1856 an der Wand über A.
L: Lehfeldt/Voß L 25 S. 32; Teufel/Hotz L 45 S. 138; Weiß L 50 S. 83 mit Abb.

25 Dörfles, Dek. Coburg. Bau 1963. K hinter A (beide in Stein) 1963. Architekt Dipl.-Ing. Wolfgang Gsaenger, Georgensgmünd. (Siehe Abb. S. 171)
QU: Mdl. Mittlg. Pfr. Kühnl; schriftl. Mittlg. Gsaenger vom 17. 4. 1968.

26 Gauerstadt, Dek. Coburg, Langhausneubau 1797—1800. K an der Wand über A. Orgel auf Empore über K.
L: Teufel L 44 S. 60; Teufel/Hotz L 45 S. 137.

27 Grattstadt, Filialkirche von Oettingshausen, Dek. Coburg. Bau 1686, erneuert 1892. K um 1740 an der Wand über A.
L: Lehfeldt/Voß L 26 S. 38.

28 Mönchröden, Dek. Coburg. Bau 1171. K über A errichtet 1788.
L/QU: Lehfeldt/Voß L 26 S. 12; mdl. Mittlg. Pfr. Häfner.

29 N e u s t a d t / Coburg, Auferstehungskirche, Dek. Coburg. Bau 1755—57. K von 2. Hälfte 18. Jh. an der Wand über A. K von Schreinern Andreas Bauer und Nicol. Braunschmidt; K-Deckel von Eusebius Kauffmann, Coburg.
L: Greiner, Albert: Geschichte der Stadt und Pfarrei Neustadt/Coburg Bd. 2 S. 251; Lehfeldt/Voß L 26 S. 23; Teufel L 44 S. 107; Teufel/Hotz L 45 S. 135.

30 Rodach, Friedhofskirche, Dek. Coburg. Bau 1742—49. K von 2. Hälfte 18. Jh. an der Wand über A.
L: Lehfeldt/Voß L 26 S. 62; Teufel L 44 S. 120; Teufel/Hotz L 45 S. 134.

31 Rossach, Filialkirche von Großheirath, Dek. Coburg. Langhausneubau 1756—60. K an der Wand über A, Bauzeit.
L: Mayer L 32 S. 180; Teufel L 44 S. 124/126; Teufel/Hotz L 45 S. 136.

32 Rottenbach, Dek. Coburg. Langhausbau 1786/87. K an der Wand über A, Bauzeit.
L: Lehfeldt/Voß L 26 S. 70; Teufel/Hotz L 45 S. 137.

33 Unterlauter, Dek. Coburg. Bau 1740—44; 1945 ausgebrannt, erneuert 1950—53. K an der Wand über A, Orgel über K, 1953.
L/QU: Teufel/Hotz L 45 S. 132/133; mdl. Mittlg. Pfr. Keller.

34 Weißenbrunn vorm Wald, Dek. Coburg. Langhausneubau 1752—54. K gestiftet 1756, an der Wand über A.
L: Weiß L 50 S. 111; Teufel L 44 S. 165/166; Teufel/Hotz L 45 S. 134/135.

35 Weitramsdorf, Dek. Coburg. Erneuerungen 1751, 1801/02. K an der Wand über A von 1751.
L: Teufel/Hotz L 45 S. 138; Weiß L 50 S. 112 mit Abb.

Landkreis Ebermannstadt:

36 Krögelstein, Dek. Thurnau. Bau 1560. K von 1715 (vermutl. von J. M. Doser, Auerbach) in Retabel des A mit Figuren aus der Zeit um 1600 und 17. Jh.
L/QU: Mayer L 32 S. 369; schr. Mittlg. Dr. Kunstmann, Nürnberg, vom 9. 3. 1967.

37 Streitberg, Dek. Muggendorf. K hinter A aus Bauzeit 1934, von K. Hemmeter.
QU: Schr. Mittlg. Dr. Kunstmann vom 9. 3. 1967.

38 Wonsees, Dek. Thurnau. Langhausumbau und Barockisierung 1725—29. KA 1727 von Joh. Casp. Fischer, Bayreuth, dazu mit Figuren aus der Zeit 1772.
L/QU: Mayer L 32 S. 491; Oesper, A.: „Ist nicht accordmäßig gemacht worden" („Heimatbote" L 19 Nr. 4/1960); Sitzmann L 42 S. 422; schr. Mittlg. Dr. Kunstmann v. 9. 3. 1967.

Landkreis Forchheim:

39 Eggolsheim, Friedenskirche, Filialkirche von Forchheim-Christuskirche, Dek. Bamberg. Bau 1963/64. K hinter A, in Stein. Architekt Dipl.-Ing. Wolfg. Gross, Hamburg.
QU: Schr. Mittlg. Pfr. Heydemann vom 18. 4. 1968; schr. Mittlg. O-Baurat Köhler v. 26. 4. 1968.

40 Egloffstein, Schloßkirche, Dek. Gräfenberg. Neubau 1750. KA 1751.
L: Breuer L 4 S. 103; Poludnik, O.: 200 Jahre Pfarrkirche Egloffstein („Fränkische Blätter für Geschichtsforschung und Heimatpflege" Bamberg 2/1950 S. 59—60); Sitzmann L 42 S. 422.

Landkreis Höchstadt/Aisch:

41 Adelsdorf, Schloßkirche, zur Pfarrei Neuhaus, Dek. Münchaurach. Bau 1770. KA aus Bauzeit.
QU: Schr. Mittlg. Dekan Faßold vom 13. 3. 1968; schr. Mittlg. Pfr. Senft vom 28. 3. 1968.

42 Pommersfelden, Dek. Bamberg. Bau 1750—52. K von 1599 in Retabel des A von 1694; K-Einbau 1751 durch Schreiner Wagner. Bildhauer Joh. Georg Götz, Maler Josef Scheibel, beide Bamberg.
L/QU: Dietz L 9 S. 71 mit Abb.; Mayer L 32 S. 159; schr. Mittlg. Pfr. Sebastian vom 7. 11. 1967.

43 Steppach, Dek. Bamberg. Langhausneubau. 1748—50. KA 1748/49.
L/QU: Dietz L 9 S. 74 mit Abb.; Frank, Alfred: Wappen des Markgrafen Friedrich in der Dorfkirche zu Steppach („Frankenheimat" L 11 Nr. 12/1964); Mayer L 32 S. 209, Abb. S. 208; schr. Mittlg. Pfr. Waldmann vom 13. 6. 1967.

44 Weingartsgreuth, Schloßkirche, Dek. Bamberg. Bau 1719. K von 1724 an der Wand.
L/QU: Dietz L 9 S. 84 Abb.; Mayer L 32 S. 229; schr. Mittlg. Pfr. Riegel 1967.

Stadt und Landkreis Hof:

45 Hof, St. Lorenz, Dek. Hof. Bau 1553, Innenumgestaltung 1822/23. KA 1822, Entwurf Paul Hetzelt, Burgkunstadt.
L: Dietlein, Ernst: Chronik der Stadt Hof, Hof 1955 Bd. IV S. 10, Abb. S. 17 (Bildreihe); Gebeßler L 15 S. 11/12; Wittmann L 51 S. 23 mit Abb.

46 Hof, Kreuzkirche, Dek. Hof. Bau 1963. K hinter A, in Stein, Bauzeit. Planung Architekturbüro Richter und Ensinger, München.
QU: Tel. Mittlg. Pfr. Schubert; schr. Mittlg. Richter und Ensinger vom 21. 2. 1968.

47 Döhlau, Dek. Hof. Bau 1441—45. K eingesetzt in Retabel des A von 1680; K-Einbau Mitte 18. Jh.
L: Gebeßler L 15 S. 39/40; Hofner, Hans: Dorf und Rittersitz Döhlau (19. Jahresbericht des Nordoberfränkischen Vereins für Natur-, Geschichts- und Landeskunde, Hof 1958/59, S. 43).

48 Isaar, Filialkirche von Töpen, Dek. Hof. Erneuerung 1749. K von 1659 (Stifterwappen) in Retabel des A mit „neuerer Mensa".
L: Gebeßler L 15 S. 45; Malter L 31 S. 354.

49 Kirchgattendorf, Gde. Gattendorf, Dek. Hof. Bau 2. Hälfte 15. Jh. Umbauten Ende 17. Jh. KA 1754 von Wolfgang Adam Knoll, Hof; Figuren am Kanzelkorb von Joh. Nik. Knoll, Hof.
L: Gebeßler L 15 S. 45 ff.; Hofner L 20 S. 70, Abb. Nr. 26; Hofner L 21 S. 12; Sitzmann L 42 S. 302; Wittmann L 51 S. 13 mit Abb.

50 Konradsreuth, Dek. Hof. Langhausbau 1795. K von 1800 an der eingezogenen Wand; Figuren an der A-Rückwand von 1676/77 v. Bernh. Friedr. Häußler (Schweiz); A-Rückwand 1959 modernisiert; A-Tisch seit 1959 abgerückt.
L/QU: Gebeßler L 15 S. 51; Wittmann L 51 S. 37; mündl. Mittlg. Pfr. Diebel.

51 Münchenreuth, Dek. Hof. Neubau 1759—97. KA Bauzeit.
L: Gebeßler L 15 S. 53; Wittmann L 51 S. 42.

52 Oberkotzau, Pfarrkirche, Dek. Hof. Bau 1440, Choranbau 1935. K von 1692 eingesetzt in Retabel des A von 1692, beides von Elias Räntz, Bayreuth. K-Einbau 1708.
L/QU: Gebeßler L 15 S. 54 ff.; Sitzmann L 41 S. 16; Sitzmann L 42 S. 417; Thiel L 48 S. 27; Wittmann L 15 S. 45; Pfarrarchiv. Vgl. S. 170.

53 Oberkotzau, Friedhofskapelle, Dek. Hof. Bau 1739—41. K hinter A auf Sockel, der mit A-Tisch verbunden, wahrscheinl. Bauzeit.
L/QU: Gebeßler L 15 S. 56; Pfarrarchiv (Pfarrbeschreibung 1914 S. 47).

54 Töpen, Dek. Hof. Bau spätmittelalterlich; Barockisierung 1712/13. KA Mitte 18. Jh. Figuren aus spätgot. A.
L: Gebeßler L 15 S. 62.

55 Trogen, Dek. Hof. Bau 1747—52. KA 1748 von Wolfg. Adam Knoll, Hof.
L: AO L 1 1967 S. 169 (Hofner, Hans: Dörfer und Rittersitze entlang der Grenze); Gebeßler L 15 S. 63; Sitzmann L 42 S. 302.

Landkreis Kronach:

56 Ebersdorf, Dek. Ludwigsstadt. Langhauserneuerung 1739/40. K von frühem 17. Jh. eingesetzt in Retabel des A; K-Einbau Mitte 18. Jh. KA 1909 erneuert. Orgel über KA.
L: Braun, Friedrich: Die Kirche in Ebersdorf, ein Denkmal volkstümlicher Kunst („Bayernland" 1911 Nr. 46 S. 816/817, Abb. S. 817); Breuer L 5 S. 34; Malter L 30 S. 358.

57 Fischbach, Dek. Kronach. Langhauserneuerung 1702/03. K von 1687 eingesetzt in Retabel des A von 1702/03; Holzaufbau Schreiner Hans Ehrhardt, Fischbach; Bildhauer (K und A) Elias Räntz. K-Einbau 1782.
L: Breuer L 5 S. 40/41; Sitzmann L 42 S. 417.

58 Langenau, Dek. Ludwigsstadt. Bau von 1652/53. KA um 1755 von Joh. Gabriel Räntz, Fassung Maximilian Konrad Säger, beide Bayreuth.
L: Breuer L 5 S. 176; Sitzmann L 42 S. 422.

59 Lauenhain, Filialkirche von Ludwigsstadt, z. Zt. betreut von Steinbach am Wald, Dek. Ludwigsstadt. Bauerneuerung 1737—39. KA 1782. A-Tisch 1962/63 abgerückt.
L/QU:Breuer L 5 S. 177; Fredrich L 12 S. 40; schr. Mittlg. Pfr. Steinmann vom 26. 4. 1968.

60 Lauenstein, Dek. Ludwigsstadt. Langhausneubau 1787. K eingesetzt in Retabel des A von 1700; K-Einbau 1787.
L: Breuer L 5 S. 178; Fredrich L 12 S. 39 mit Abb.

61 Ludwigsstadt, Dek. Ludwigsstadt. Bau 1791/92. KA 1792/93, Bildhauer Simon Werner Popp, Burgkunstadt.
L: Breuer L 5 S. 186.

62 Schmölz, Dek. Kronach. Bauerweiterung 1690. K von spätem 17. Jh. eingesetzt in Retabel des A von 1700; Fassung von H. Hornung (1713/14). K-Einbau um 1780.
L/QU: Breuer L 5 S. 235; tel. Mittlg. Pfr. Trenkle.

63 Unterrodach, Dek. Kronach. Neubau 1806. KA um 1806, Schreiner Georg Will.
L: Breuer L 5 S. 261.

Stadt und Landkreis Kulmbach:

64 Kulmbach-Mangersreuth, Pfarrkirche, Dek. Kulmbach. Neubau 1721. KA 1725 aus der Elias-Räntz-Werkstatt.

L/QU: AO L 1 VII/3 S. 99 (Reubig, O.: Die Errichtung der Pfarrei Mangersreuth); Gebeßler L 16 S. 42/43; Lenker, R.: Spende überdauerte zweieinhalb Jahrhunderte (Bericht über die Stiftung des A in „Fränkische Presse", Bayreuth, 16. 9. 1964).

65 Alladorf, Filialkirche von Trumsdorf, Dek. Thurnau. Erweiternder Umbau 1742. K eingesetzt in Retabel des A, beide von 1679—81 von Joh. Gg. Brenck, Kulmbach, aus St. Johannis/Bayreuth. K-Einbau 1742.
L/QU: Fredrich L 12 S. 42; Gebeßler L 16 S. 47; Kolb L 23 S. 68; Sitzmann L 40 S. 52 mit Abb.; schr. Mittlg. Pfr. Habeland vom 27. 2. 1968.

66 Berndorf, Dek. Thurnau. Bau 1764—66. K über A, Bauzeit. Orgel über A.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 48; Thiel L 48 S. 63, Abb. Nr. 13; alle folgenden Berichte von Georg Schwarz: Berndorfer Markgrafenkirche erstrahlt in neuem Glanz („Fränk. Heimat" L 10 Nr. 6/60 mit Abb.); Die Vorläufer der Markgrafenkirche in Berndorf („Heimatbote" L 19 Nr. 1/1961); Wegen des Turmes verweigerten einst die Bauern sämtliche Fuhren („Fränkische Presse" 21. 9. 1966); 200 Jahre Friedenskirche Berndorf („Frankenheimat" Nr. 11/1966).

67 Buchau, Dek. Thurnau. Bau 1. Hälfte 16. Jh.; Langhaus-Barockisierung 1721/22. KA 1721/22 mit plast. Gruppe von Joh. Georg Brenck (1680).
L/QU: Gebeßler L 16 S. 49; Sitzmann L 40 S. 40; schr. Mittlg. Pfr. Kleinschroth vom 11. 1. 1968.

68 Cottenau, Filialkirche von Wirsberg, Dek. Kulmbach. Erhöhung und Erweiterung des Baues 1606, Barockisierung 1751. KA von Anfang 18. Jh., aufgestellt Ende 18. Jh. Orgel über KA bis 1967.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 50; tel. Mittlg. Pfr. von Kieseritzki.

69 Harsdorf, Dek. Kulmbach. Langhaus-Neubau 1765. K eingesetzt in Retabel des A, beide 1701 von Elias Räntz für Bindlach gefertigt. K-Einbau in Harsdorf 1776, mit Verwendung von Figuren von Joh. Gg. Brenck. 1965 A-Tisch abgerückt von Rückwand.
L/QU: Fredrich L 12 S. 43 mit Abb.; Gebeßler L 16 S. 52/53; Gruber, Hansjörg: Harsdorf (AO L 1 1965 S. 16); Meißner, Helmuth: Der Kanzelaltar in der Kirche zu Harsdorf („Frankenheimat" L 11 Nr. 1/1967 mit Abb.); Sitzmann L 40 S. 40; Sitzmann L 41 S. 16; Bericht „Kirche in Harsdorf erstrahlt in neuem Glanz" („Fränk. Presse", 28. 8. 1964); Pfarrarchiv.

70 Himmelkron, Dek. Bad Berneck. Bau 13./14. Jh., Barockisierung ab 1699. KA 1723 von Elias Räntz, Schreiner Johann Spindler, beide Bayreuth.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 53; Sitzmann L 41 S. 18; Sitzmann L 42 S. 417; Pfarrarchiv.

71 Hutschdorf, Dek. Thurnau. Barocke Umbauten 1729. KA 1729 von Joh. Caspar Fischer, Bayreuth; Fassung Maler Lohe, Hof.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 60; alle folgenden Berichte von Georg Schwarz: Zeichen und Zahlen an der Kirche in Hutschdorf („Heimatbote" L 19 Nr. 8/1962); Als die „arme gemein" Hutschdorf ihren Kirchturm baute („Frankenheimat" L 11 Nr. 8/1962); Die Hutschdorfer Markgrafenkirche hat ein neues Gesicht („Frankenheimat" L 11 Nr. 6/1964); Hutschdorfer Johanneskirche — ein Schmuckkästlein („Fränk. Heimat" L 10 Nr. 1/1964 mit Abb.).

72 Kirchleus, Dek. Kulmbach. Langhauserweiterung mit Barockisierung 1774—76. KA 1774—76, vielleicht von J. und G. Wölfel, Burghaig.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 64; Kolb L 23 S. 28; schr. Mittlg. Pfr. Voigt vom 5. 3. 1968. — Pfarrarchiv.

73 Langenstadt, Dek. Thurnau. Bau um 1500; Barockisierung 1752/54. KA um 1720(?) mit Elementen der alten Renaissance-Kanzel.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 65. Mdl./schr. Mittlg. Rektor Fritz Gollwitzer, München.

74 Lanzendorf, Dek. Bad Berneck. Langhausneubau 1750. KA um 1735 von Joh. Gabriel Räntz, ergänzt mit Figuren 1754.
L/QU: Gebeßler L. 16 S. 66/67; Sitzmann L 42 S. 422; Th.: Die Renovierung der Kirche in Lanzendorf („Fränk. Heimat" L 10 Nr. 1/1950); Pfarrarchiv.

75 Melkendorf, Dek. Kulmbach. Innen-Barockisierung 1732. K eingesetzt in Retabel des A vom 3. Viertel des 17. Jh. K-Einbau 1732.
L: Gebeßler L 16 S. 72/73.

76 Neudrossenfeld, Dek. Bayreuth. Neubau 1753—61. K von 1682 (v. J. Gg. Brenck) eingesetzt in Flügelaltar von 1519, Umgestaltung 1680. K-Einbau 1755.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 74 ff.; Sitzmann L 40 S. 40; Teufel, Richard: Der Kanzelaltar in der Kirche zu Neudrossenfeld („Fränk. Heimat" L 10 Nr. 10/1954 mit Abb.); Thiel L 48 S. 60 ff., Abb. Nr. 14; Thiel L 49; Thiel: Meister der oberfränkischen Markgrafenkirchen („Heimatbote" L 19 Nr. 4/1952 mit Abb.); schr. Mittlg. Hauptlehrer Riedelbauch.

77 Neustädtlein, Dek. Thurnau. Langhausneubau 1818. KA 1818.
L: Gebeßler L 16 S. 78.

78 Thurnau, Friedhofskirche, Dek. Thurnau. Bau 1576; Renovierungen 1774, 1826. K über A, auf A-Tisch aufsitzend, wohl von 1774.
QU: Schr. Mittlg. Dekan Weidt vom 1. 3. 1968.

79 Trebgast, Dek. Kulmbach. Neubau 1742—44. KA 1756 von Joh. Friedr. Fischer, Bayreuth; Fassung von Maler Lohe, Hof.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 97 ff.; Sitzmann L 42 S. 158/159; Thiel L 48 S. 56, Abb. Nr. 10; th: Die Trebgaster Pfarrkirche („Fränk. Heimat" L 10 Nr. 4/1949; Berichte zur Renovierung: Mit Pinsel und Spachtel wurde das Rad der Zeit zurückgedreht („Bayerische Rundschau", Kulmbach, 9. 12. 1966); Markgrafenkirche nach den Originalplänen renoviert („Bayreuther Tagblatt" 7. 12. 1966); Pfarrkirche Trebgast im Glanz des Rokoko („Fränk. Presse" 7. 12. 1966). Meißner Helmuth: Der Kanzelaltar in der Kirche zu Trebgast („Fränk. Heimatbote", Beilage zum „Nordbayerischen Kurier", 9/1968) mit Abb.

80 Willmersreuth, Filialkirche von Schwarzach, Dek. Kulmbach. Spätromanische Anlage, Barockisierung 1732. KA wohl 1754.
L/QU: Gebeßler L 16 S. 107; schr. Mittlg. Pfr. Kugler vom 1. 4. 1968.

81 Wirsberg, Dek. Kulmbach. Neubau 1743—46. KA 1744 von Wolfgang Adam Knoll, Hof. (Siehe Abb. S. 173)

L/QU: Gebeßler L 16 S. 107/108; Hofner L 20 S. 69; Schlund/Beyer: Wirsberg, Bamberg 1929, mit Abb. S. VII; Sitzmann L 42 S. 302; Berichte zur Renovierung: Umfangreichste Renovierung seit 200 Jahren („Fränk. Presse" 9. 3. 1966); Festliche Einweihung der Hochzeitskirche („Fränk. Presse" 4 3. 1966).

82 Wirsberg, Auferstehungskirche, Dek. Kulmbach. Bau 1600. K an der Wand über A; früheste Erwähnung einer K 1684.
QU: Mdl. Mittlg. Pfr. Brehm, Bayreuth, früher Wirsberg; tel. Mittlg. Pfr. von Kieseritzki, Wirsberg.

Landkreis Lichtenfels:

83 Michelau, Dek. Michelau. Neubau 1817—19. KA aus 18. Jh.
L: Breuer L 6 S. 131; Mädl L 29 S. 32 ff.

84 Obristfeld, Dek. Michelau. Neubau 1707. K aus 19. Jh. eingesetzt in Retabel des A von 1659 (von Schlehendorn?). K-Einbau 1878. (Siehe Abb. S. 175)
L/QU: Breuer L 6 S. 149/150; Mädl L 29 S. 47; Sitzmann L 40 S. 35; tel. Mittlg. Pfr. Städtler.

Landkreis Münchberg:

85 Münchberg, Friedhofskirche, Dek. Münchberg. Neubau 1746/47. KA 1749/50 von Wolfgang Adam Knoll, Hof; Schreiner Joh. Daniel Thalbitzer und Vetter. K-Korb von Mitte 17. Jh.
L: Breuer L 7 S. 27; Dietel, Karl: Münchberg I, Münchberg 1963, S. 451.

86 Zell, Dek. Münchberg. Neuaufbau 1831—35. K. (um 1835) an K-Wand über A (von 1892).
L: Breuer L 7 S. 63.

Landkreis Naila:

87 Bernstein am Wald, Dek. Naila. Kirchenneubau 1854/55, Innenausstattung 1860 fertig. K von 1857 über A aus der Bauzeit.
L: Gollwitzer, Georg: Ein Frankenwaldkirchlein und seine altehrwürdigen künstlerischen Skulpturen („Frankenwald" 1930 S. 14 mit Abb.); Haßmann L 18 S. 26; Lippert L 27 S. 20.

88 Döbra, Dek. Naila. Bau 1873—75. K, früher seitlich, seit Renovierung 1965 hinter A auf Holzsäule, mit Verwendung des neugotischen Altaraufbaues. Planung: Landesamt für Denkmalpflege.
QU: Schr. Mittlg. Hauptlehrer Hartmann v. 28. 2. 1968; schr. Mittlg. Oberbaurat Köhler v. 20. 4. 1968.

89 Geroldsgrün, Dek. Naila. Langhauserneuerung 1741. KA 1744/45 von Wolfgang Adam Knoll; Fassung Maler Lohe, beide Hof.
L: Hofner L 20 mit Abb. Nr. 32a; Lippert L 27 S. 26; Sitzmann L 42 S. 302; Spindler, Karl: Geschichtliches über die Pfarrkirche zu G. („Frankenwald" 1925, S. 199—202).

90 Marlesreuth, Dek. Naila. Bau 2. Hälfte 17. Jh. KA 1742 von Wolfgang Adam Knoll; Fassung von Maler Lohe, beide Hof.
L: Haßmann L 18 S. 45 mit Abb.; Hofner L 20 S. 69, Abb. Nr. 32b; Lippert L 27 S. 45; Sitzmann L 42 S. 302.

91 Schauenstein, Dek. Naila. Bau 15. Jh. KA 1717 von Joh. Nik. Knoll, Hof; Fassung von Johann Georg Schnürer, Kulmbach.
L: Haßmann L 18 S. 56 mit Abb.; Hofner L 20 S. 68; Lippert L 27 S. 58.

92 Selbitz, Dek. Naila. Erneuerungen und Erweiterungen des Baues 1724 und 1782. KA 1725 von Wolfgang Adam Knoll; Fassung von Maler Lohe, beide Hof. Früher Orgel über KA.
L: Hofner L 20 S. 69, Abb. Nr. 27b; Lippert L 27 S. 67 ff.

Landkreis Pegnitz:

93 Klausstein, Burgkapelle, zur Pfarrei Kirchahorn, Dek. Muggendorf. Bau romanisch, Umbau 1723/1738/1739. KA von Joh. Michael Doser, Auerbach, dazu Figuren 1738/39.
L/QU: Mayer L 33 S. 361; Schädler L 39 S. 316; Bericht über Renovierung: Klausstein-Kapelle hat neun Jahrhunderte überdauert („Fränk. Presse", 3. 10. 1963).

94 Plech, Dek. Pegnitz. Jetziger Bau von 1779—82. KA 1731 von Joh. Caspar Fischer, Bayreuth.
L: Schädler L 39 S. 417.

Landkreis Rehau:

95 Kautendorf, Dek. Hof. Bau 1498, Erweiterung 1521. KA wohl 1733 mit Figuren von A von 1521 und von A aus Oberkotzau.
L/QU: Zeh L 52 S. 446; schr. Mittlg. Stadtamtmann i. R. Adolf Birkner, Rehau, vom 16. 3. 1967; mdl. Mittlg. Pfr. Seidel; Pfarrarchiv Oberkotzau (Pfarrbeschreibung 1864 S. 91).

96 Regnitzlosau, Dek. Hof. Erweiterungsbau 1668/69. KA 1743 von Joh. Nik. und Wolfgang Adam Knoll, Hof.
L: Bauer, Erwin: Unsere Heimatkirche in Regnitzlosau, R. 1960, Abb. Titelseite; Hofner L 20 S. 69/70, Abb. Nr. 27a; Hofner L 21 S. 13 mit Abb.; Sitzmann L 42 S. 302; Thiel L 46; Thiel L 48, Abb. Nr. 2; Zeh L 52 S. 412 ff. mit Abb.

97 Rehau, Stadtkirche, Dek. Hof. Neubau 1821. K hinter A 1965/66, Planung: Prof. Hans Döllgast, München. Vgl. S. 174.
QU: Schr. Mittlg. Adolf Birkner vom 16. 3. 1967 schr. Mittlg. Oberbaurat Köhler vom 6. 4. 1968.

98 Spielberg, Dek. Selb. Neubau 1840—42. KA 1842. Vgl. S. 174.
QU: Pfarrarchiv (Ms Aufzeichnungen aus der Orts- und Schulgeschichte S. 29/30).

Landkreis Stadtsteinach:

99 Guttenberg, Dek. Kulmbach. Neubau 1682; Umbauarbeiten u. Innenrestaurierung 1856—58. K von 1858 (mit Ölbildern von 1921) eingesetzt in Retabel des A von 1858 (von Ferdinand Behringer, Bayreuth). K-Einbau 1967 nach Planung und Gestaltung von Architekt Emil Gräf, Kulmbach, und Kunstmaler Ehmann, Nürnberg.
L/QU: Lippert L 28 S. 28—30; mdl. und tel. Mittlg. Pfr. Krinke; Pfarrarchiv.

100 Seibelsdorf, Dek. Kronach. Bau 1735—60. KA 1762 von Joh. Gabriel Räntz, Schreiner Joh. Jak. Müller, Fassung von Braun, alle Bayreuth.
L: Koerber L 22 Abb. S. 39; Lippert L 28 S. 86; anonym: 800-Jahr-Jubiläum in Seibelsdorf („Frankenwald" 1926, S. 185—188).

Landkreis Staffelstein:

101 Gleußen, Dek. Michelau. Langhaus 1834—36. K auf Säulen über A von 1834.
L/QU: Mayer L 32 S. 98; schr. Mittlg. Pfr. Mulch.

102 Lahm/Itzgrund, Dek. Michelau. Bau 1728—32. K an der Wand über A, 1732; Orgel über K.
L/QU: Mädl L 29 S. 13—16; Mayer L 32 S. 126; schr. Mittlg. Pfr. Schreiber.

Landkreis Wunsiedel / Stadt Marktredwitz:

103 Alexandersbad, Dorfkirche, Dek. Wunsiedel. Bau 1925, K hinter A, Bauzeit.
L/QU: Arold L 2 S. 20; tel. Mittlg. Dekan Dr. Reissinger, Wunsiedel.

104 Arzberg, Dek. Wunsiedel. Langhausneubau 1792. KA 1792 unter Verwendung der K von 1695 von Joh. Nik. Knoll.
L: Arold L 2 S. 30, Abb.; Hofner L 20 S. 65; Röttger L 37 S. 59.

105 Brand, Dek. Wunsiedel. Bau um 1690. KA spätes 17. Jh., seit 1938 in der Sakristei.
L/QU: Röttger L 37 S. 90/92, mit Abb. S. 93; Thiel L 48 S. 28, 34; schr. Mittlg. Erich von Glaß, Wölsauerhammer, vom 27. 7. 1965 und 8. 5. 1967. Vgl. S. 170.

106 Holenbrunn, Filialkirche von Wunsiedel, Dek. Wunsiedel. Bau 1964. K hinter A, Bauzeit. Planung: Landbauamt Bayreuth.
QU: Tel. Mittlg. Dekan Dr. Reissinger, Wunsiedel.

107 Kirchenlamitz, Dek. Selb. Bau 1834—37. K über A von 1959 mit Figuren von Ende 17. Jh. Entwurf: Oberbaurat Köhler, München; Fassung: Kunstmaler W. Senf.
QU: Mdl. Mittlg. Pfr. Bohrer; schr. Mittlg. Oberbaurat Köhler vom 26. 4. 1968.

108 Marktredwitz-Oberredwitz, Filialkirche, Dek. Wunsiedel. Renovierungen 1693—1702. K. auf Retabel des A von 1705 aufgesetzt. Vgl. S. 172.
L/QU: Röttger L 37 S. 644, mit Abb. S. 643; schr. Mittlg. H. Wagner, Marktredwitz.

109 Oberröslau, Dek. Wunsiedel. Bau 16. Jh. KA 1719 von Joh. Nik. Knoll. Vgl. S. 172.
L/QU: Hofner L 20 S. 68; Röttger L 37 S. 214 mit Abb. S. 209; Pfr. Ruckdeschel, Oberröslau, Geschichte (Ms 168 2. Teil S. 110, Arch. Hist. Ver. Bayreuth); Thiel L 48 S. 28, 35, 43; Pfarrarchiv (Baurechnungen 1679—1721).

110 Weißenstadt, Dek. Wunsiedel. Neubau 1823. KA 1827—30 von Johann Adam Opel, Wunsiedel. Entwurf: Landbauinspektion Bayreuth.
L: Röttger L 37 S. 366, mit Abb. S. 363.

Frühere, jetzt nicht mehr bestehende Kanzelaltäre (soweit bekannt):

Landkreis Bayreuth: Bayreuth, Schloßkirche. KA 1756, nicht mehr seit 1813, jetzt katholische Kirche.
L: Gebeßler L 14 S. 13; Schaduz L 38 S. 31.

Landkreis Bayreuth: Neunkirchen am Main. KA 1817, nicht mehr seit 1949.
L: Gebeßler L 14 S. 131.

Landkreis Bayreuth: Weidenberg, Friedhofskapelle. K im 18. Jh. eingesetzt in Retabel des A, nicht mehr seit 1961/62.
L/QU: Gebeßler L 14 S. 144; tel. Mittlg. Pfr. Schröter.

Stadt Coburg: Coburg, St. Salvator. Bau von 1660—62, K von 18. Jh. über A, entfernt 1962.
L/QU: Lehfeldt/Voß L 26 S. 321; Teufel/Hotz L 45 S. 126; tel. Mittlg. Pfr. Hoch.

Landkreis Coburg: Tambach, Schloßkapelle. KA aus Bauzeit 1780—86. K aus Retabel entfernt seit 1964/65, jetzt katholische Kirche.
L: Fredrich, Hans: Die bauliche Sicherung, Instandsetzung und Rekatholisierung der Schloßkirche Tambach; in: L 12, S. 50.

Stadt Kulmbach: Spitalkirche. KA mit Orgel vor zugesetzem Turmchor aus Bauzeit (?) 1738/39 unter Verwendung der Renaissance-Kanzel a. d. 17. Jh., entfernt 1884.
QU: Zeichnungen von Architekt Böhner, Stadtbauamt Kulmbach.

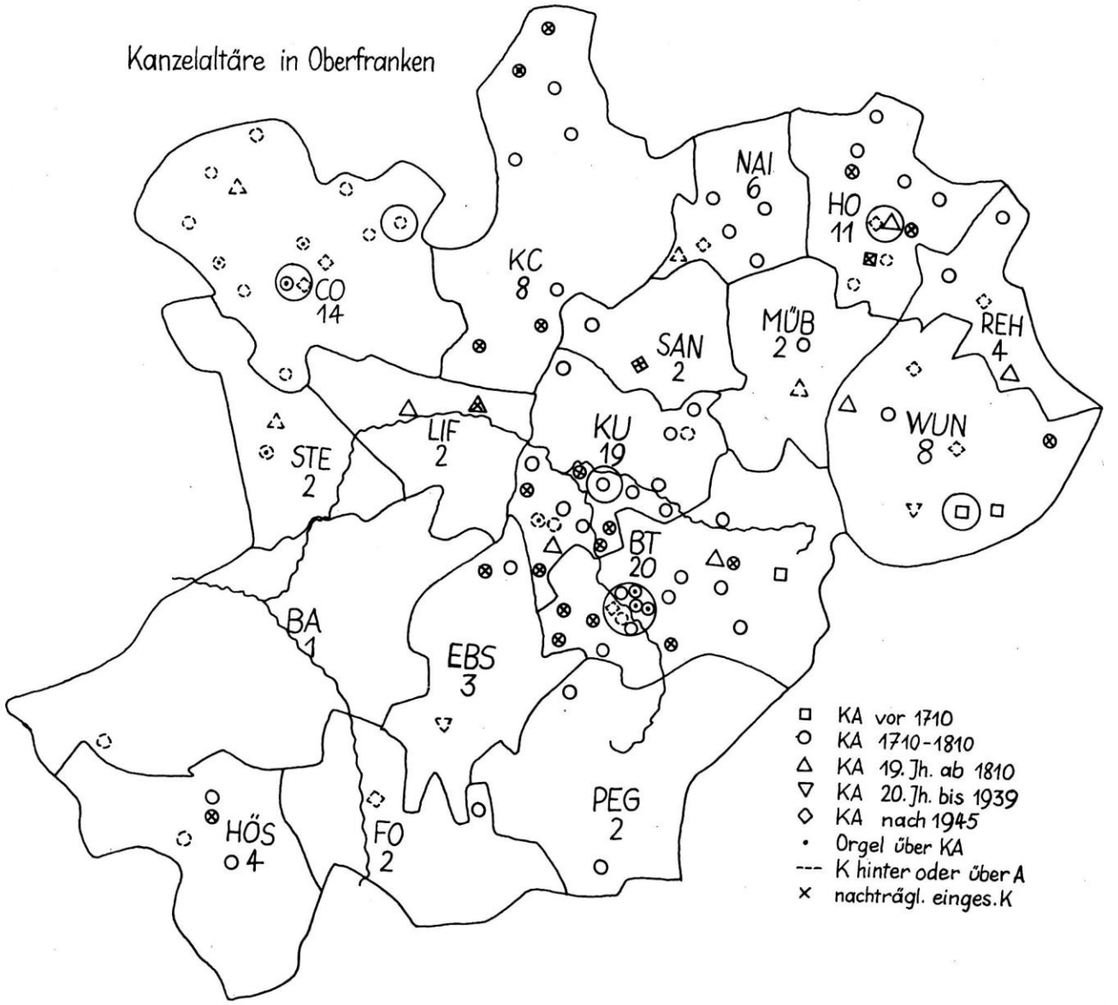
Landkreis Kulmbach: Peesten. Retabel des KA von 1701, K entfernt 1873.
L: Gebeßler L 16 S. 79.

Landkreis Lichtenfels: Gärtenroth. KA von 1746, K entfernt um 1880.
L: Breuer L 6 S. 54.

Landkreis Lichtenfels: Strössendorf. K auf A bis 1954.
L: Mädl L 29 S. 65.

Landkreis Münchberg: Weißdorf. K von 1837 eingesetzt in A von Mitte 17. Jh., 1957 wieder entfernt.
L: Breuer L 7 S. 57.

Landkreis Staffelstein: Schottenstein. Kirche von 1703, K über A, nicht mehr seit 1961/62.
QU: Schr. Mittlg. Pfr. Wurmthaler vom 15. 6. 1967.



Karte mit Angaben zur Verbreitung und zum Alter der Kanzelaltäre in Oberfranken

Literatur (L)

1 Archiv für Geschichte (und Altertumskunde) von Oberfranken; herausgegeben vom Historischen Verein für Oberfranken.
2 Arold, F. (Herausg.): Der Kirchenbezirk Wunsiedel, Hof 1956.
3 Braselmann, Albert: Der Kirchenbau des Protestantismus des 17. und 18. Jahrhunderts im Bergischen, Düsseldorf 1911.
4 Breuer, Tilmann: Stadt und Landkreis Forchheim (Bayerische Kunstdenkmale), München 1961.
5 Breuer, Tilmann: Landkreis Kronach (Bayerische Kunstdenkmale), München 1964.
6 Breuer, Tilmann: Landkreis Lichtenfels (Bayerische Kunstdenkmale), München 1962.
7 Breuer, Tilmann: Landkreis Münchberg (Bayerische Kunstdenkmale), München 1961.
8 Burkert, Karl (Geleit): Unser Bayreuther Kirchenbezirk, Detmold 1952.
9 Dietz, Otto (Herausg.): Kirchengemeindebuch für den Ev.-Luth. Kirchenbezirk Bamberg, 1953.
10 „Fränk. Heimat": „Aus der fränkischen Heimat", Heimatbeilage der „Bayerischen Rundschau", Kulmbach.
11 „Frankenheimat", Heimatbeilage des „Bayreuther Tagblatt", Bayreuth.
12 Fredrich, Hans: Dörfliche Emporenkirchen im evangelischen Oberfranken und einige Instandsetzungen; in: 24. Bericht des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 1965, München 1966.
13 Fritsch, K. E. O. (Herausg.): Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart, Berlin 1893.
14 Gebeßler, August: Stadt und Landkreis Bayreuth (Bayerische Kunstdenkmale), München 1959.
15 Gebeßler, August: Stadt und Landkreis Hof (Bayerische Kunstdenkmale), München 1960.
16 Gebeßler, August: Stadt und Landkreis Kulmbach (Bayerische Kunstdenkmale), München 1958.
17 Grashoff, Ehler W.: Raumprobleme des protestantischen Kirchenbaues im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 1938.
18 Haßmann (Herausg.): Der Evang.-Lutherische Kirchenbezirk Naila, Hof, o. J.
19 „Heimatbote", Heimatbeilage der „Fränkischen Presse", Bayreuth.
20 Hofner, Hans: Hof als Kräftezentrum der bildenden Künste, Hof 1955.
21 Hofner, Hans: Die Alt-Hofer Bildhauer Knoll, Meister des Barock; in: „Kulturwarte", Hof, April 1957.
22 Koerber, Georg (Herausg.): Unser Kronacher Kirchenbezirk, Detmold 1954.
23 Kolb, H. (Herausg.): Kirchengemeindebuch für die Evang.-Luth. Kirchenbezirke Kulmbach und Thurnau, Detmold o. J.
24 L'Arronge, Gerhart: Der Thüringer Kanzelaltar von 1700—1850, Diss. Jena 1921.
25 Lehfeldt, Paul / Voß, Georg: Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft XXVIII Amtsgerichtsbezirke Neustadt, Rodach, Sonnefeld und Königsberg i. Fr., Jena 1902.
26 Lehfeldt / Voß: Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft XXXII Amtsgerichtsbezirk Coburg Stadt und Landorte, Jena 1906.
27 Lippert, Karl-Ludwig: Landkreis Naila (Bayerische Kunstdenkmale), München 1963.
28 Lippert, Karl-Ludwig: Landkreis Stadtsteinach (Bayerische Kunstdenkmale), München 1964.
29 Mädl, Wilhelm (Herausg.): Der Kirchenbezirk Michelau, Hof 1955.
30 Malter, Wilhelm: Oberfranken West, Nürnberg 1965.
31 Malter, Wilhelm: Oberfranken Ost, Nürnberg 1967.
32 Mayer, Heinrich: Die Kunst des Bamberger Umlandes, I West, Bamberg 1952.
33 Mayer, Heinrich: Die Kunst des Bamberger Umlandes, II Ost, Bamberg (1930).
34 Poscharsky, Peter: Die Kanzel, Gütersloh 1963.

35 Poscharsky, Peter: Kirchen von Olaf Andreas Gulbransson, München 1966.
36 Reitzenstein / Brunner: Reclams Kunstführer Deutschland, Baudenkmäler Band I Bayern, Stuttgart 1964.
37 Röttger, Bernhard Hermann: Kunstdenkmäler von Bayern, Oberfranken I, Landkreis Wunsiedel und Stadtkreis Marktredwitz, München 1954.
38 Schaduz, Philipp: Die Kirchen und Kapellen der Stadt Bayreuth, Bayreuth 1956.
39 Schädler, Alfred: Kunstdenkmäler von Bayern, Oberfranken II, Landkreis Pegnitz, München 1961.
40 Sitzmann, Karl: Die Kulmbacher Bildhauerwerkstatt in der Zeit des Frühbarock Joh. Brenk und Hans Georg Schlehendorn; in: Plassenburg-Jahrbuch 1938.
41 Sitzmann, Karl: Der Bayreuther Hofbildhauer Elias Räntz, Bayreuth 1949.
42 Sitzmann, Karl: Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken, Band I, Kulmbach 1957.
43 Teufel, Richard: Coburg, Lichtenfels o. J.
44 Teufel, Richard: Bau- und Kunstdenkmäler im Landkreis Coburg, Coburg 1956.
45 Teufel, Richard / Hotz, Joachim: Der Einfluß des Markgrafenstiles auf die kirchliche Baukunst des Coburger Landes; in: Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 1964, Band 9.
46 Thiel, Heinrich: Protestantischer Kirchenbau in den Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth im 18. Jahrhundert, Diss. Erlangen 1938.
47 Thiel, Heinrich: Im Spiegel der Kirchen, Nürnberg 1951.
48 Thiel, Heinrich: Studien zur Entwicklungsgeschichte der Markgrafenkirchen, Kulmbach 1955.
49 Thiel, Heinrich: Johann Georg Hoffmann und die Markgrafenkirchen. Heimatbeilage zum Amtlichen Schulanzeiger des Regierungsbezirks Oberfranken Nr. 26, März 1967.
50 Weiß Curt (Herausg.): Evangelische Kirchen im Coburger Land, Coburg 1954.
51 Wittmann (Herausg.): Unser Hofer Kirchenbezirk, Hof o. J.
52 Zeh, Ernst: Heimatkunde des bayerischen Bezirksamtes Rehau, Band II, Rehau (1919).

Nach Redaktionsschluß kamen mir noch zwei Schriften in die Hände, die in der vorliegenden Arbeit nicht mehr berücksichtigt werden konnten:

Mai, Hartmut: Sinn und Geschichte des evangelischen Kanzelaltars, Diss. Masch.schr. vervielf., Leipzig 1963/64.
(In dieser grundlegenden Arbeit, die voraussichtlich 1969 im Druck erscheint, wird der Ursprung des Kanzelaltars in Hessen angesetzt. Von da gewinne er Einfluß in Thüringen und Sachsen. Auch dem fränkischen Kanzelaltar wird ein Kapitel gewidmet, seine Herkunft jedoch nicht geklärt.)

Muck, Herbert SJ.: Die Gestaltung des Kirchenraumes nach der Liturgiereform, Münster 1966.
(Der Ambo, Predigtstuhl, rückt bei einigen, als positiv bewerteten Beispielen der Neugliederung der Prinzipalstücke im katholischen Kirchenraum seitlich hinter den Altartisch und kommt der axialen Anordnung sehr nahe.)

Alphabetisches Verzeichnis aller Orte in Oberfranken mit Kanzelaltären:

Adelsdorf, HÖS
Ahlstadt, CO
Alexandersbad, WUN
Arzberg, WUN
Bad Berneck, BT
Bayreuth, BT
Benk, BT
Berndorf, KU
Bernstein a. W., NAI
Bindlach, BT
Brand, WUN
Buchau, KU
Busbach, BT
Coburg, CO
Cottenau, KU
Döbra, NAI
Döhlau, HO
Dörfles, CO
Ebersdorf, KC
Eckersdorf, BT
Eggolsheim, FO
Egloffstein, FO
Fischbach, KC
Gattendorf, HO
Gauerstadt, CO
Geroldsgrün, NAI
Glashütten, BT
Gleußen, STE
Goldkronach, BT
Grattstadt, CO
Guttenberg, SAN
Harsdorf, KU
Himmelkron, KU
Hof, HO
Hohn, BA
Holenbrunn, WUN
Hutschdorf, KU
Isaar, HO
Kautendorf, REH
Kirchenlamitz, WUN
Kirchleus, KU
Klausstein, PEG
Konradsreuth, HO
Krögelstein, EBS
Kulmbach, KU
Lahm/Itzgrund, STE
Langenau, KC
Langenstadt, KU
Lanzendorf, KU
Lauenhain, KC
Lauenstein, KC
Ludwigsstadt, KC
Marlesreuth, NAI
Melkendorf, KU
Mengersdorf, BT
Michelau, LIF
Mönchröden, CO
Münchberg, MÜB
Münchenreuth, HO
Nemmersdorf, BT
Neudrossenfeld, KU
Neustadt, CO
Neustädtlein, KU
Oberkotzau, HO
Oberredwitz, MAK
Oberröslau, WUN
Obristfeld, LIF
Plech, PEG
Pommersfelden, HÖS
Regnitzlosau, REH
Rehau, REH
Rodach, CO
Rossach, CO
Rottenbach, CO
Schauenstein, NAI
Schmölz, KC
Seibelsdorf, SAN
Selbitz, NAI
Steppach, HÖS
Spielberg, REH
Stockau, BT
Streitberg, EBS
Thurnau, KU
Töpen, HO
Trebgast, KU
Trogen, HO
Unterlauter, CO
Unterrodach, KC
Warmensteinach, BT
Weidenberg, BT
Weingartsgreuth, HÖS
Weißenbrunn v. W., CO
Weißenstadt, WUN
Weitramsdorf, CO
Willmersreuth, KU
Wirsberg, KU
Wonsees, EBS
Zell, MÜB

Fotos: Helmuth Meißner / Karte: Entwurf: Helmuth Meißner / Ausführung: Herta Meißner

Max Heid, Lichtenfels:

ADALBERT STIFTER UND FRANKEN

Ein Beitrag zum Stifter-Gedenkjahr 1968

Vieles wirkte zusammen, um den an einem Spätherbsttag im Todesjahr Schillers 1805 geborenen, am 28. Januar 1868 gestorbenen Adalbert Stifter zum großen Menschenbildner zu machen.

Es erzogen ihn das Vaterhaus und der väterliche Acker, die Dorfkirche von Oberplan, die heimatliche Landschaft mit den dunklen Bergen des Böhmerwaldes, Geist und Sprache der Bibel, die Schule der Abtei Kremsmünster, die ihm — wie er in seinen Erinnerungen schreibt — die schönsten Gefühle der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit mit ins Leben gab, der er aber auch den benediktinisch weltüberwindenden Arbeitssinn verdankte, und es erzog ihn schließlich die Kaiserstadt Wien mit ihrer vornehmen Geselligkeit, ihrem Reichtum an Wissenschaft und Kunst, ihren großen Erinnerungen.

In Wien war es auch, wo Adalbert Stifter die ersten Schritte in die Welt der Dichtung unternahm. Er hatte zwar schon in Kremsmünster Verse geschrieben, auch den Anfang der Erzählung *Das Heidedorf:* „ . . . abends auf irgendeiner Berghöhe unter Obstbäumen, während der unendlich zarte Rosenschimmer über die Berge floß . . . " Nun schrieb er seine erste vollständige Prosadichtung, und sein literarisches Vorbild hiebei war — wie konnte es nach dem „unendlich zarten Rosenschimmer" damals anders sein — der oberfränkische Dichter Jean Paul.

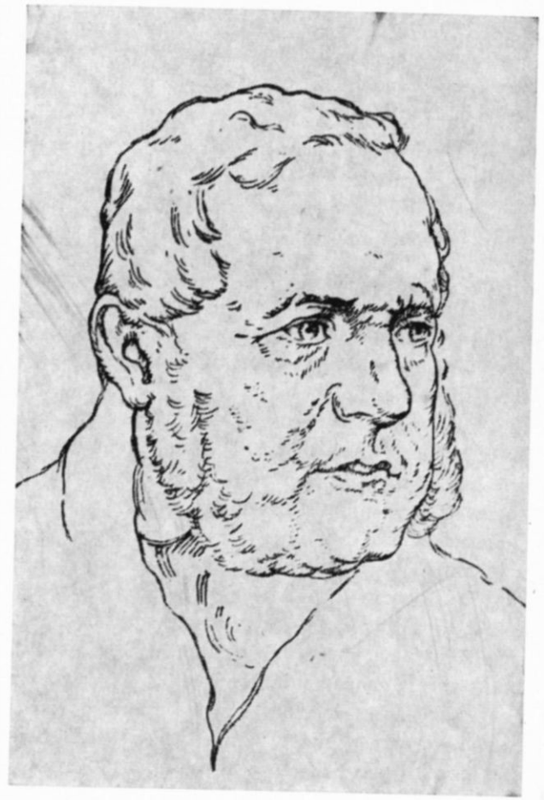
Der 1763 in Wunsiedel geborene, 1825 in Bayreuth gestorbene Jean Paul war der meistgelesene und meistbewunderte deutsche Schriftsteller seiner Zeit. Seine Werke erfreuten sich größerer Beliebtheit als selbst die seiner Zeitgenossen Schiller, Goethe, Herder. Der Bilderreichtum seiner Sprache, die Gefühlsstärke seiner Gedanken bezauberten auch noch Adalbert Stifter. Der Wiener Student las außer Shakespeare vor allem Jean Paul, der selber von Jugend auf ein leidenschaftlicher Leser war, in seiner Bayreuther Zeit nach den noch vorhandenen Ausleiheverzeichnissen der dortigen sogenannten Kanzlei-Bibliothek im Alten Schloß einer ihrer eifrigsten Benutzer. In der gleichen Zeit ließ er sich auch regelmäßige Büchersendungen aus Bamberg kommen, wo der Buchhändler K. F. Kunz, unterstützt von E. T. A. Hoffmann und J. H. Jäck, eine Leihbibliothek eröffnet hatte, die als „Kunzsches Lese-Institut" großen Anklang fand.

Jean Pauls Bücher waren auch wegen ihres Umfanges dem Lesehunger Stifters willkommen, und als Stifter selbst zu schreiben begann, wurde aus dem Leser der Schüler, der sich am Beginn seiner literarischen Laufbahn an den dichterischen Mitteln Jean Pauls schulte.

Stifters damalige Nähe zu Jean Paul erhellt aus manchem Zeugnis jener Zeit. 1832 schreibt Stifter gutmütig-selbstironisch in zwei Briefen an die Studiengenossen, es falle ihm mancher Jean Paulsche Gedanke ein, mache ihn satirisch oder schwermütig, lasse ihn absurde Dinge sagen und durch die Dämmerung der heimatlichen Wälder schweifen. — Der eine Brief enthält noch den Zusatz, wohl jeder der Freunde sei froh und preise sich in seinem Herzen, weil er gescheiter und solider und gesetzter sei als der Stifter, der absurd rede, sich satirisch gebe und wieder schwermütig. — Diese in der Maienblüte seiner Jean Paul-Begeisterung gegebene „Selber-Darstellung" — wie der Meister gesagt hätte — läßt erkennen, wie sehr sich Stifter vom Dichter des Hesperus angesprochen fühlte, jenes Jean Paulschen Werkes, das einmal von ähnlich suggestiver Wirkung war wie Goethes Werther.

Jean Paul, dieser reiche, tiefsinnige Geist, gefiel sich freilich auch in manchem Wunderlichen, so wenn er nachts auf die Berge stieg und Zwiesprache hielt mit den Sternen, daraus dann vielbewunderte Gesichte hervorgingen wie dieses: „Kein Wölkchen, kein Lüftchen regte sich am weiten Himmel, die Sterne regierten allein, die Erdenfernen verloren sich in weiße Schatten, und alle Berge standen im silbernen Feuer des Mondes." — Stifter wird nach Jahren wie einst Jean Paul bei den Bürgern von Wunsiedel und Hof bei denen von Linz Kopfschütteln verursachen, wenn er bei Vollmond Stunden auf der Donaubrücke verweilt und das nächtliche Gestirn bewundert, das Stadt und Strom mit Nebelglanz erfüllt, er wird aber auch in Wäldern und auf Höhen den Vollmond beobachten, bis er entdeckt, daß dieser „das Wasser des Sees mit stummen Blitzen säumt." Die ruhige, stille, objektive Beobachtung einer der Unrast der Menschen entrückten Natur gewann damals Bedeutung auch in der Malerei: bei Caspar David Friedrich, der, von 1774 bis 1840 lebend, ein Zeitgenosse Jean Pauls und auch noch Stifters war.

Gelegentlich ahmt Stifter auch Jean Pauls zuweilen umständliche Schreibweise scherzhaft nach: „Ich habe mich niedergesetzt und tunke ein — um Jean Paulisch zu sprechen — und schreibe an Sie einen Brief." Er weiß freilich auch, daß Jean Pauls Stil in den späteren Werken gestraffter ist und im ganzen einmalig und unverwechselbar.



Adalbert Stifter (Zeichnung)

In einer Jean Paulisch weltschmerzlichen Stimmung wie 1832 nennt sich Stifter 1836 den Freunden gegenüber einen „tollen, redlichen Schoppe", wie jene Romanfigur heißt, in deren Wahn und Wildheit Jean Paul den Widerpart zu der Gefühlsinnigkeit seines Hesperus gestaltet, zugleich die letzte negative Konsequenz der ihm mißfälligen Fichteschen Philosophie.

In *Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten* endlich wird das Wort, das von Jean Paul als Titel für sein Hauptwerk erfunden wurde und das sich in die Sprache eingebürgert hat, von Stifter in die Schilderung jener jugendlich-genialischen Umwelt verpflanzt: „An allen Ecken und Enden standen die Flegeljahre in Blüte." —

So gilt, was einer der durch das ganze Leben unzertrennlichen Jugendfreunde, der Freiherr Sigmund von Handel, 1878, zehn Jahre nach Stifters Tod, ein halbes Jahrhundert nach der gemeinsamen Wiener Studentenzeit schreibt: „Stifter war ein Charakter von reinem Gold, in jener Zeit ganz von Jean Paul erfüllt." —

Und ganz in der gefühlstiefen, schwärmerischen Sphäre Jean Pauls erscheint Adalbert Stifter auch in seiner ersten veröffentlichten Erzählung *Der Kondor.* Sie entstand im Vorfrühling 1840 im Garten des Palais Schwarzenberg in Wien und schildert in Verknüpfung mit einer schmerzlich ausklingenden Herzensgeschichte den Aufstieg und die Fahrt eines Luftballons. „Im höher und höher Schweben begann die Erhabenheit ihre Pergamente aufzurollen" — das ist Jean Paul. Ebenso: „Die Liebe ist ein schöner Engel, aber oft ein schöner Todesengel für das gläubige, betrogene Herz." Jean Paul wie Stifter in gleicher Weise ist die Schilderung der Junimondnacht über der weiten Stadt mit den Silberströmen um Dächer und Türme, mit dem Silberschleier auf den hunderttausend schlummernden Herzen, mit dem einzigen Goldpunkt in dem Meer von Silber: der Lampe in dem Dachstübchen der armen Waschfrau, deren Kind auf den Tod liegt. — Und wenigstens thematisch an Jean Pauls *Traum vom Chaos* erinnert im *Kondor* die fast erschreckende Beschreibung des beim Aufstieg des Ballons sich vom Gewohnten, Vertrauten jäh in kosmische Erschütterung wandelnden Anblicks: „Das ganze Himmelsgewölbe, die schöne, blaue Glocke unserer Erde, war ein ganz schwarzer Abgrund geworden, ohne Maß . . . Wie zum Hohn wurden alle Sterne sichtbar, winzige, ohnmächtige Goldpunkte, verloren durch die Öde gestreut, und endlich die Sonne: ein drohendes Gestirn, ohne Wärme, ohne Strahlen, eine scharfgeschnittene Scheibe aus wallendem, weißgeschmolzenem Metall, so glotzte sie mit vernichtendem Glanz, und doch nicht einen Hauch festhaltend in diesen wesenlosen Räumen." —

Mit der begeistert aufgenommenen Erzählung war Adalbert Stifter gleichsam im Geleite Jean Pauls durch das Morgentor seiner Kunst geschritten. In rascher Folge erschienen nun seine mehr und mehr eigenständigen Dichtungen: der — wie Eichendorff sagt — von der Wehmut irdischer Liebe wie in ein tiefes Abendrot versenkte *Hochwald, Abdias* in schweigender Größe, *Brigitta,* kurz alle jene dreizehn als

Studien zusammengefaßten Erzählungen, deren jede ein Einmaliges ist und deren Sammlung einen Gipfel der deutschen Prosa im 19. Jahrhundert darstellt. Stifter kam sich bei ihrer „über alle seine Erwartungen gehenden Aufnahme" oft wie im Traume vor. Bekannt ist die bewundernde, herzensverwandte Besprechung durch Eichendorff, den späteren Freund, in den Historisch-Politischen Blättern Jahrgang 1846.

Von der Mitte der vierziger Jahre trat Jean Pauls Einfluß zurück, und wenn bei Stifter, der — nach J. Hofmiller — bereits mit dem *Hochwald,* dieser rauschenden Waldsymphonie, seine einsame, fortan nie mehr verlassene Grathöhe erreichte, fürderhin noch von literarischen Einflüssen die Rede sein soll, dann wäre für die späten Erzählungen einschließlich des *Nachsommers* Goethe zu nennen, für den Geschichtsroman *Witiko,* Stifters letztes Werk, Herder, der gleich Stifter Jean Paul schätzte und ihn eine feinklingende Saite auf der großen Harfe der Menschheit nannte. — Auch Grillparzers Erzählung *Der arme Spielmann* galt für Stifter nun als Meisterwerk, das, „unscheinbar beginnend, nichts anderes als die Sache gebend in dem ruhigen, gehaltenen goldnen Strom weitergeht." —

Über Goethe, Herder, Grillparzer jedoch hat Stifter seinen Jean Paul nicht vergessen. In der Erzählung aus späterer Zeit *Zwei Schwestern,* in der sich die Kunstweise des reifen Stifter bekundet, ist die Gedankenwelt, namentlich die Auffassung der Frauencharaktere noch ganz in der Weise Jean Pauls. Und noch in den fünfziger Jahren erscheinen in Stifters Briefen Zitate, die gleichsam gesiegelt sind mit einem „wie Jean Paul sagt" oder „sagt Jean Paul". 1853, in jenem schon späten Lebensabschnitt, in welchem Stifter ein von ihm gut verwaltetes, für ihn jedoch mit mancherlei Mißlichem verbundenes Schulamt innehatte, beruft er sich auf Jean Paul in dem bitter empfundenen Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit, in dem Gegensatz seines wirklichen Lebens „mit dem von Amts wegen täglichen Dreinschreien der kleinen Dinge" zu einem Wunschleben „in der Beschäftigung nur mit Reinem, Großem, Schönem." Hatte doch auch Jean Paul den Widerspruch der realen Welt zu seiner Idealwelt mit ihren „Hochmenschen", „Sonntags- oder Festtagsmenschen" erfahren. 1856 liest Stifter den Wirtschaftsroman von G. Freytag *Soll und Haben.* Die einzelnen Teile, die Technik erscheinen ihm als „außerordentlich", das Ganze jedoch „ohne einen Hauch von Poesie." Wieder ist es Jean Paul, den Stifter mit einiger Veränderung, also offenkundig aus dem Gedächtnis zitiert: „Das Talent stellt nur Teile dar, das Genie das Ganze des Lebens."

Und wie in Jean Pauls Büchern, darin die Menschen übermäßig selig und übermäßig traurig sein können, oft in den hochbeseligten Stimmungen oder in jenen melancholischen, in welchen „im langen, schwarzmarmornen Säulengang der Jahre die Panthertiere der Schmerzen heranschreiten", nicht nur das Waldhorn oder die Flöte erklingt, sondern auch gerne die vom Windhauch erzitternde so genannte Äolsharfe, so ist auch in der Stifterschen Erzählung *Die Narrenburg* auf dem Turme ein ähnliches Instrument aufgestellt, das „lange und furchtbare Töne gab, die man nachts weithin hörte, als stöhnten die Wälder." —

*

Wie Adalbert Stifter mit Franken verknüpft ist durch seine literarischen Beziehungen zu Jean Paul, bis zu dessen Geburtsort Wunsiedel der in Frankfurt beginnende Bogen fränkischer Literaturgeschichte reicht, so auch — wenngleich weitläufiger — durch seine Freundschaft mit dem Freiherrn Sigmund von Handel, dem Adressaten so mancher in den frühen Jahren der Freundschaft aus „universumsgroßem", in den späten aus politisch sorgenvollem Herzen geschriebener Stifterbriefe. War doch die vermutlich aus den Niederlanden nach Deutschland eingewanderte und hier weitverzweigte Familie Handel lange Zeit in Franken ansässig.

1599 ist ein Fritz Handel in dem langheimischen Jurapfarrdorf Isling beurkundet, wo er Grundbesitz erwarb. Sein dort geborener Sohn Hans Handel übersiedelt nach der fürstbischöflich bambergischen Oberamtsstadt Weismain und wird hier 1651 Ratsherr, 1656 Unterbürgermeister, 1668 Oberbürgermeister, als welcher er bis zu seinem Tode 1678 amtierte. Viele Jahre war er auch Gotteshauspfleger. Zum Begräbnis seiner Frau 1669 vermerkt das Kirchenbuch: „Die Frau Margaretha Handlin . . . hat ein herrliches conduct (Grabgeleite) gehabt." —

Sein Sohn Peter Handel verläßt Mitte des 17. Jahrhunderts Weismain, erwirbt den Titel eines Doktors beider Rechte — die Dissertation oder Doktorarbeit verehrt er seiner Vaterstadt — und wird Amtmann im Deutschen Orden bzw. in dem bei der Säkularisierung Preußens 1525 katholisch gebliebenen Teil dieser geistlich-ritterschaftlichen Institution mit dem neuen Hauptsitz Mergentheim, wo der Hochmeister residierte. Peter von Handel — wie er fortan hieß — vermählte sich mit der Tochter eines gleichfalls dem Deutschen Orden als Amtmann dienenden kaiserlichen Feldhauptmanns. Der Rat von Weismain sandte zur Hochzeit einen Glückwunsch und als Geschenk sieben Gulden.

Jean Paul (nach Gemälde)

Von den sonstigen Nachkommen der Weismainer Handel sei noch Andreas Franz erwähnt, fürstbischöflicher Vogt und Umbgelder d. h. Steuereinnehmer in seiner Vaterstadt, Kaiserlicher Majestät öffentlicher Notar daselbst, Kastner des Klosters „auf dem Mönchsberg", d. h. auf dem Michelsberg zu Bamberg. Ein halbes

Jahrhundert lang dem Hochstift Bamberg treu geleistete Dienste erwarben ihm höchste Wertschätzung.

Der fernere Aufstieg der Handel ging von dem zu Franken gehörenden Raum um Mergentheim aus. Hier vererbte sich das in Neckarsulm begonnene Dienstverhältnis des Peter von Handel zum Deutschen Orden auf seine Nachkommen. Heinrich Sebastian, der jüngere seiner beiden Söhne, gründete die bayerische, Franz Wilhelm die österreichische Linie der Familie. Die Handel in Österreich überlebten die in Franken und Bayern und gelangten im Militär- und Verwaltungswesen ihrer neuen Heimat zu hohen Stellen. Österreich war für den altdeutschen Westen noch immer eine Macht. Sein Ansehen erhöhte sich erneut durch den auch von den „Reichsvölkern", d. h. den Truppenkontingenten des Fränkischen und Schwäbischen Kreises miterfochtenen säkularen Sieg über die Türken bei Wien 1683. —

Um 1800 wurde dem Anton Johannes Nepomuk Handel der erbliche Stand eines österreichischen Freiherrn verliehen. Er war aus dem traditionellen Dienst der Handel im Deutschen Orden in den des Kaisers übernommen worden, wobei die Tradition insoferne gewahrt blieb, als den Titel eines Hochmeisters fortan bis zum Ende des Ersten Weltkrieges der Kaiser von Österreich bzw. das Haus Österreich führte. —

Die Handel in Österreich erhielten durch verwandtschaftliche Beziehungen nach Ungarn, Italien, Frankreich, Holland ein europäisches Gepräge. Französischer Abstammung, eine Gräfin Deroy, war, wenn auch in München geboren, die Frau des mit Stifter befreundeten Statthalterei-Rates in Linz Sigmund von Handel, der, 1812 zu Wien geboren, 1887 in der Stadt seines Wirkens starb. Auch Amélie von Handel steuerte einige Züge zum Stifterbilde bei. Im Gespräch mit dem Dichter — so berichtet sie — zeigte sich nach anfänglicher Harmonie immer sehr bald der Gegensatz ihrer französischen Beweglichkeit zu Stifters Breite und Tiefe. Während ihre eigenen Gedanken „mit Eilzugsgeschwindigkeit davonfuhren, saß Stifter am Wege und grub Blumen, die zum Strauße werden sollten, mit der Wurzel aus." — Sie erinnert sich aber auch mit Freude, wie einmal, während im nächtlichen Linz jedermann in Schlaf versunken war — zwei Uhr mag's gewesen sein —, an der Handelschen Wohnung Sturm geläutet wurde und, als Handel das Fenster öffnete, Stifters Stimme heraufdröhnte und verkündete, die von ihnen seit Tagen beobachtete Knospe einer seiner botanischen Seltenheiten sei im Aufblühen. Handels sollten eiligst kommen. — „Die Blume war wunderbar schön, und wir staunten sie an; aber der ersten Regung des Werdens, dem sich Öffnen der Knospe hatten wir atemlos gelauscht." —

Weithin im deutschen Sprachbereich wurde der Name Handel in der seit Mitte des 19. Jahrhunderts confirmierten oder bestätigten Form Handel-Mazzetti genannt, als bald nach der Jahrhundertwende die Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti ihre Romane aus dem Österreich des 17. Jahrhunderts veröffentlichte, die lange im Blickpunkt der Leserwelt standen. Schauplatz ihres ersten Werkes war das oberösterreichische Benediktinerstift Kremsmünster, wo einst Stifters Genius erwachte, des Dichters, von dessen Dichtungen gesagt wurde, sie seien bei aller lieben Weltlichkeit zuletzt doch wie auf Goldgrund gemalte Votivbilder. —

In Weismain erinnert an die Handel noch ein nach ihnen benanntes Haus und ein Wappen in der Kreuzkapelle.

Die Handel in Österreich wahrten gleichfalls die Erinnerung an die Frühzeit ihrer Familiengeschichte in Franken. Wiederholt besuchte ein Handel-Mazzetti — kaiserlicher Offizier von Rang — Weismain, um den einst hier zu Hause gewesenen Vorfahren zu begegnen, nicht nur in dem verbleichten Handelwapppen in der Kapelle und dem vom ersten Weismainer Handel in der damaligen fränkischen Mauerstadt erworbenen Haus, das ein langheimisches Lehen war, wo die Äbte bei einem Aufenthalt in Weismain wohnten, sondern auch in den vergilbten Blättern der Weismainer Kirchenbücher, Bürgermeisterrechnungen und Ratsprotokolle. [1]) —

*

Eine dritte, gleich der erstgenannten wieder unmittelbar persönliche Beziehung Adalbert Stifters zu Franken fällt in des Dichters letzte Lebensjahre.

Stifter hatte die Reihe seiner Erzählungen, die seinen Ruhm begründeten, vollendet: die *Studien*, die *Feldblumen*, die *Bunten Steine*, auch den *Nachsommer*, diese letzte Erzählung größten Ausmaßes, eine Dichtung voll edelster Weltanschauung und überzeitlicher Lebensweisheit, „Modell eines Lebens in einer von zersetzenden Mächten freien Welt" oder — wie ein Literarhistoriker der Gegenwart, der Schweizer E. Staiger, es formuliert — „dieses Märchen, das mit den Maßstäben des Realismus nicht mehr meßbar ist und mit welchem Stifter auch nicht sagen will, daß die Welt so sei, nicht einmal, daß sie so sein könnte, sondern daß es schön wäre, wenn sie so wäre." —

Eine Welt vergangener Wirklichkeit innerhalb der dem Menschen erkennbaren göttlichen Normen Ordnung und Maß, die Erziehung eines größeren Kreises zu gewissens-

bedingter Selbständigkeit waren das Ziel Adalbert Stifters in seinem letzten großen, auf drei Bände angelegten, unvollendet gebliebenen Werk, dem *Witiko*, einem Geschichtsroman mit dem hohen Mittelalter als Zeit und Böhmen als Schauplatz. Der *Witiko* sollte zugleich ein Werk strengster historischer Sachlichkeit werden und wurde dadurch für Stifter auch zum Anlaß einer Reise nach Franken.

Als Stifter die sich über Jahre hinziehende Arbeit am *Witiko* begann, hatte sich seine Einstellung zu den Gestalten und Ereignissen der Vergangenheit wesentlich gewandelt. Wenn er in jungen Jahren — ähnlich wie Schiller — der Geschichte gegenüber einen mehr persönlichen Standpunkt eingenommen, sie zum Beispiel im *Hochwald* — wie er sagt — über das Knie gebrochen und in die Schubfächer seiner Phantasie hineingepfropft hatte, sieht er sich jetzt „in die Jahre gekommen, in denen das Brausen des eigenen Lebens den großen, ruhig rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauscht, daß man dem großen Leben gerecht wird und sein eigenes als ein sehr kleines unterordnet." — Die Geschichte steht nun als ein „ehrfurchtgebietender Fels" vor ihm, und „die Frage ist für den Dichter nicht mehr die: was will ich mit ihm tun?, sondern: was ist er?"

Dies alles war bei Stifter keineswegs nur gefühlsmäßiger Historismus, eine Begleiterscheinung der Romantik. Schon Eichendorff hatte in seiner Besprechung der *Studien* festgestellt, Stifter habe von der romantischen Schule zwar die religiöse Weltansicht und das innige Verständnis der Natur für seine Dichtung aufbewahrt, jedoch das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgestreift. — Was Stifter beim *Witiko* beseelte, war das Streben nach ernsthafter sachlicher Erforschung vergangener Wirklichkeit, war — wie er selber sagt — der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrfurcht zu haben. So strebt der Dichter im *Witiko* nach der großen Kunst des Historikers: zu sagen, wie es gewesen ist. —

Stifter ist sich bewußt, daß man in einer neuen Zeit lebe und nicht jede Faser alten Lebens bis ins Kleinste geben könne. Er weiß auch: „Uns Neuen mischt das Ich stets einen Teil von sich unter die Wirklichkeit und tauft ihn Wirklichkeit." Aber seine nunmehrige Verpflichtung gegenüber der Vergangenheit ist so ausschließlich, daß nach seiner Ansicht die Menschen im historischen Roman die Nebensache sind, die Geschichte die Hauptsache ist. Als schwer zu lösendes Problem erschien ihm beim *Witiko* auch die Erzählsprache, die im historischen Roman Kunst sein müsse, welche als Wirklichkeit erscheint, ohne es sein zu dürfen. Am liebsten sähe Stifter das Witiko-Geschehen in der Sprache des mitlebenden Volkes erzählt: „Der Gelehrte und der

neuzeitliche Dichter verderben nur daran." — So eint Stifter den Tonfall aus alten Zeitbüchern des Witiko-Jahrhunderts mit epischen Formeln aus der Volkssprache seiner eigenen Zeit zu jener — wie ein neuerer Literarhistoriker sagt — am Ebenmaß klassisch-antiker Schule gezügelten unnachahmlichen Witikosprache.

Der *Witiko* geht langsamer voran als Stifters sämtliche bisherigen Werke, doch der Dichter, der auch sonst mit seinen Arbeiten nie zufrieden war, ließe sich — nach seinen Worten — lieber zerreißen, als daß er am *Witiko* hudelte. Er spricht von „Bergen von Studien", er leistet Vorarbeiten aus alten Büchern und Urkunden, Vorarbeiten auch an Städten und Landschaften, er unternimmt — obwohl schon erkrankt — im Sommer 1865 auch die bereits erwähnte Reise nach Franken.

In einem aus seinem Sommeraufenthalt im Bayerischen Wald geschriebenen, vom 7. Juli genannten Jahres datierten Brief an seinen Verleger berichtet Stifter über Anlaß und Ergebnis dieser fränkischen Reise: „Ich bin endlich in meiner Waldeinsamkeit und bei meiner Arbeit. Im ersten Kapitel des zweiten Witiko-Bandes ist der Herzog Wladislaw eine Zeit bei Konrad dem Hohenstaufen in Nürnberg. Mich peinigte immer die Farblosigkeit meiner Bearbeitung dieses Aufenthaltes. Jetzt habe ich die alte Kaiserburg in Nürnberg gesehen und studiert, habe Nürnberg und das Land herum gesehen, und jetzt wird die Sache anders werden und wird Leben gewinnen, wie ich es hoffe."

Und nun folgt in dem Brief jenes Lob auf Nürnberg, das sich zwar nicht dem Umfange nach, doch an Begeisterung vergleichen läßt mit dem in Wackenroders *Herzensergießungen eines Klosterbruders* oder in W. Raabes Roman *Des Reiches Krone*. Stifter, der ursprünglich Maler werden wollte und bei dem auch der dichterische Genius durch das Auge war geweckt worden, schreibt, beinahe trunken von dem Geschauten: „Nürnberg hat auf mich einen ungeheuren Eindruck gemacht. Ich ging nach meiner Ankunft in der Stadt herum, bis es finster wurde . . . Das Ganze war mir wie feenhaft. Ich war wie eine Gestalt auf einem Albrecht Dürerschen Bilde. Nürnberg ist die schönste Stadt, die ich je gesehen habe. Sie ist in ihrer Ganzheit ein wahrhaftiges Kunstwerk. Die Zierlichkeit, Heiterkeit und Reinheit dieser mannigfaltigsten Schönheitslinien füllte mich mit den wohltuendsten Empfindungen." —

Gerade gegenteilig wirkte auf Stifter der bedrängende Vergleich jener alten, großen Zeit, in der dies alles war geschaffen worden, mit seiner eigenen „fast in allen Dingen schalen Gegenwart." Ein Anliegen seines *Witiko* war es auch, gegen das Absinken von

der echten geschichtlichen Größe zu wirken, wie bereits Jean Paul gegen diese Gefahr die Vergangenheit beschworen hatte: „Die jetzige Menschheit sänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des Lebens nähme." [2])

Stifter schließt seinen Brief vom 7. Juli 1865 mit dem Bedauern, daß er nur drei Tage in Nürnberg bleiben konnte: „Seit langem hat mir nichts solchen Schmerz verursacht, als daß ich mich von dieser Stadt so bald losreißen mußte. Was hätte sie meinem Gemüte noch gegeben, was würde ihm ein längerer Aufenthalt in ihr geben!"

Dieser in seiner Waldeinsamkeit geschriebene Bericht über die fränkische Reise wird noch ergänzt durch einen zweiten Brief, den Stifter bereits in Nürnberg, obwohl er dort aus Zeitmangel „im Gedränge" und „höchst gedrängt" war, an den ihm befreundeten Freiherrn von Kriegs-Au richtete. Darin heißt es: „Ich bin heute den dritten Tag hier. Ich bedauere nur, daß ich nicht länger bleiben kann. Ich halte diese Stadt für ein treffliches altdeutsches Meisterstück. Hierher muß und werde ich einmal auf längere Zeit wiederkommen." Und er muß in der Freude seines Herzens über diesen seinen Fund in Franken den Freund auch teilnehmen lassen an seiner sich neu belebenden Hoffnung auf Genesung: „Mein Gesundheitszustand bessert sich immer mehr und sichtlicher, und ich glaube schon an das Ende der Dornenbahn zu sehen." Er stellt es Gott anheim; dennoch: „Welche Freude würde es sein, wieder mit Klarheit und Herzenslust schaffen zu können!" —

Es kam jedoch alles anders. Auf den Tag ein Jahr nach Stifters fränkischer Reise war auf dem Schauplatz seiner Witiko-Historie, in Böhmen, die Schlacht von Königgrätz. Unter diesem Ereignis litt Stifter „unsäglich". Er war — wie er wieder an den Freiherrn von Kriegs-Au, den Adressaten seines zuversichtlichen Briefes aus Nürnberg, schreibt — „wie vernichtet".

Schon einmal hatte Stifter, den die Politik des Tages lebhaft bewegte, eine Erschütterung seines Welt- und Geschichtsbildes erfahren: im Sturmjahr 1848, als sich ihm, der nur in der Ordnung und Klarheit leben konnte, die zunächst mit Erwartung aufgenommene Revolution durch die zerstörte Ordnung und das verzerrte Maß, die ihre Folgen waren, jäh als der unheimliche Feind enthüllte, vor dem ihm fortan graute.

Wie Stifter das Jahr 1848 nie überwand, so erst recht nicht das Jahr 1866, in welchem „Deutsche gegen Deutsche standen", und sein Land, sein „viel gescholtenes und doch so

herrliches Österreich", unterlag. Es ist für ihn, der hellsichtig war auch für damals noch verborgene Gefahren, die „düstere Zeit", „die schwere Zeit, die über Österreich und Deutschland gegangen ist", und er preist die selig, die gestorben sind, ehe sie sahen, was geschehen ist. —

Seine eigenen Tage teilen sich „in Arbeit und Bekümmernis". Er will auf seinem Felde weiterwirken in der Erwartung: Werden die Deutschen durch meine Schriften etwas körniger und größer, so habe ich auch meine Bürgerpflicht getan. — So schafft er am *Witiko* weiter, von dem er Ende des Jahres 1867 sagt: Ich habe den Witiko mit aller Liebe gearbeitet, deren ich fähig bin. — Zwar weiß Stifter, sein Tun geht fast über menschliche Kraft, doch er „ringt es sich ab, weil sonst fast Verzweiflung über ihn gekommen wäre."

Stifters letzte Lebenszeit war nicht nur durch die politischen Ereignisse sowie durch trübe Ahnungen und Befürchtungen für die Zukunft Europas verdüstert, auch die Krankheit, deren er auf der Reise nach Franken Erwähnung getan hatte, wollte entgegen seiner damaligen Zuversicht nicht weichen. Sie hatte mit notwendigen Kuraufenthalten auch „seiner Habe Wunden geschlagen", die zu heilen sich Stifter — wie er äußert — mit der Arbeit so anstrengt, daß er kaum fähig ist, nur noch einige Zeilen zu schreiben. —

Der Nachglanz jener drei im Jahre 1865 erlebten Sommertage in Franken verblaßte naturgemäß gegenüber all dem immer mehr, und immer größer fielen von den Bergen die Schatten.

Die Ruhe, Klarheit und Ausgeglichenheit, die aus Stifters Büchern strahlen, sie waren ja niemals ein Geschenk für den Dichter, sondern im steten, die persönliche Not einschließenden Kampf den bedrohlichen Mächten des Lebens abgerungen. Stifter gehörte — wie auch sein erster Meister in der Kunst des Schreibens Jean Paul — zu jenen Dichtern, von denen Jakob Burckhardt in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* sagt, daß sie nur unter großen Opfern das Ideal ihrer Zeit retteten, und daß ihre Schöpfungen nur für uns aussehen wie gerettete und aufgesparte Jugend.

Adalbert Stifter stand zuletzt einsam in einer sich wandelnden Welt. Im Heraufkommen einer neuen Zeit, in der beginnenden Umschichtung der Gesellschaft, in der Umwertung bisher gültiger Werte wurde auch er, was Grillparzer von sich sagte: ein Fremdling im Vaterland. — Eine letzte Erdenfreude in der letzten ihn erreichenden Anerkennung seines Wirkens wurde ihm ein Vierteljahr vor dem Tode zuteil. Stifter

schreibt darüber einem der Freunde: Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat mir für den Witiko das Ritterkreuz erster Klasse des Ordens vom weißen Falken geschickt, den Carl August, der Freund Goethes, wieder erneuert, und zu dem Goethe den Wahlspruch gegeben hat: Seid wachsam! —

Hinweise

[1]) Familiengeschichtliche Angaben nach Bernhard Dietz, Die Freiherren von Handel, Heimatblätter 1925.

[2]) Der Satz ist aus Jean Pauls Erziehlehre oder Levana, wie das 1805 begonnene, 1807 vollendete Werk nach einer Gestalt der antiken Mythologie betitelt ist. Die Levana erhielt auch von Goethe, dem die Romane Jean Pauls wenig zusagten, uneingeschränktes Lob. Hier erschienen ihm des oberfränkischen Dichters „kühnste Tugenden, ohne die mindeste Ausartung". Nach Franz Schnabel (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 1. Band) ist die Levana „die feinste Formulierung des humanistischen Schulideals". — Bei Jean Pauls Beerdigung wurden die Erziehlehre und sein anderes theoretisches Werk, die Vorschule der Ästhetik, von Schülern des Bayreuther Gymnasiums auf einem Kissen mitgetragen.

Das Bildnis Jean Pauls ist nach einem Gemälde von F. Meyer, das Adalbert Stifters nach einer 1863 entstandenen Zeichnung des zum Bekanntenkreis des Dichters zählenden Malers Karl Löffler in Wien.

Andreas Dück †, Lichtenfels:

WEISMAINER KOMMUNBRAUER UND BÜRGERWIRTSHÄUSER

Eine Erinnerung an mein Vaterhaus

I.

Als mein Vater im November 1892 das Bürgerhaus des „Dunnersmann" am Marktplatz Nummer 14 — heute 25 — in Weismain von der Erbengemeinschaft der Hopfenmüller käuflich erwarb, war er 34 Jahre und ich ein Jahr alt. Der Dunnersmann hieß Hopfenmüller, war verheiratet, aber ohne Kinder, und verdankte seinen Namen dem in Franken rühmlichen Umstand, ein findiger Kopf, ein Allerweltskerl zu sein, der alles konnte und alles machte, was ihm in den Sinn kam, dabei stets aufgelegt, vergnüglich und hilfsbereit, wo er raten und helfen konnte.

Im Hinterhaus, das durch einen geschlossenen Gang mit Stuben und einem kleinen Saal verbunden war, wurde zuzeiten Schule gehalten oder Theater gespielt, wo er schulmeisterte oder den Theaterdirektor machte oder gar als Liebhaber auftrat. Einmal platzte das Spiel, weil seine Frau nichts davon erfahren durfte und er bei der Umarmung der Geliebten sich auch noch zu einem herzhaften Kuß verstieg, so daß die Hopfenmüllerin außer Rand und Band geriet, auf die Bühne kletterte, ihn aus der Umarmung riß und den Helden des Stückes verdrosch, schreiend und kreischend: Du Lump, du Ehebrecher!

Mein Vater stammte aus Neudorf und meine Mutter aus Niesten, er war also ein „Hereingeschleifter" ohne Bürgerrecht. Als Meistergeselle beim „Charkutier" — der heutigen Firma J. A. Kraus — stand er zwar in gutem Ruf als tüchtiger Metzger, aber der Verkauf des Hopfenmüllerschen Anwesens mit zwanzig Tagwerk Land und dem kommunalen Braurecht war eine einmalige Gelegenheit, die er sich trotz aller Schwierigkeiten nicht entgehen lassen durfte. Daß ihn sein Meister durch Verteuerung infolge eines höheren Angebots in einer Nacht fast um den Kauf gebracht hätte, hat er ihm ein Leben lang nicht vergessen. Nachdem er sich trotz aller Widerwärtigkeiten das Bürgerrecht erworben hatte, saß der Metzgemeister Georg Dück so fest im Sattel seiner Zukunftspläne, daß er mit reichlichen Schulden, vier kleinen Kindern, Knecht und Magd, zwei Pferden neben Landwirtschaft, Metzgerei und Schlachttierhandel auch das kommunale Braurecht ausüben konnte. Es war sehr viel, was sich mein Vater an

Arbeit und Umsicht, Fleiß und Sparsamkeit auferlegt hatte, so daß er um die Jahrhundertwende in den Rat der Stadt gewählt wurde, wo sein Wort das hintergründige Gewicht von Erfolgsaussicht und Voraussicht hatte; er war kein Rebell, aber auch kein opportuner Leisetreter. Als Metzger hielt er auf gute Kundschaft, die gut bedient werden wollte, als Landwirt auf fortschrittliche Wege, als Händler auf dauerndes Vertrauen, als Brauer und Wirt aber auf ein gutes und sorgfältig gepflegtes Bier, so daß „die schwarze Katze" die echten Trinker anlockte, die vom Biertrinken etwas verstanden, gesellig und gesprächig, ihre bedeckelten Biergläser auf die Bierfilze setzten, um ja diesen edlen Saft nicht durch Aufstauchen wie Säufer und Krawaller zu entehren.

In meiner Jugendzeit gab es in Weismain an die dreißig Kommunbrauer, die im Kommunbrauhaus ihre Gebräue brauten, meist zu zweien vierzig Hektoliter als Winterbiere, während die Sommerlagerbiere auf achtunddreißig Hektoliter eingebraut wurden, um die Lagerung in den Felsenkellern ab Februar bis Juli und September ohne Gefahr des Sauerwerdens zu überstehen. Dieses Bier stand im Ruf eines echten Heiltrankes, dem Weismain sein Ansehen als alte Bierstadt verdankte, welche die Bierkenner von weither anzog.

Da wir uns heute wieder mehr vom fabrikgequälten Schnellbier zum Altbier oder obergärigen Bier, auch fabrikmäßig hergestellt, hin bewegen, darf es von Interesse sein, wenn ich als Weismainer Kommunbrauerssohn meine Jugenderinnerungen an die Entstehung des Weismainer Kommunbieres aufzeichne, wie ich sie von Jugend an vom Gerstenkorn bis zum Ausschank erlebt habe, wenn der berühmte Weismainer Bohrer — der Böhra — als Zeichen des Ausschankes an meinem Vaterhaus in das hiefür schon vorgesehene Loch gesteckt wurde und die ersten Gäste als Bierkieser angelockt hatte. Und das erste Glas Bier wurde nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Augen getrunken, wenn die Hand das Glas mit dem braun-rötlichen klaren Saft gegen das Licht hielt, damit der erste Trunk wie eine rituelle Handlung vollzogen werde. Für meinen Vater war dieser Augenblick das Hochgefühl seines Werkens und des Lohnes für die ausgestandenen Sorgen um eine Arbeit, von deren Vielfalt der Biertrinker keine Ahnung oder Vorstellung hat.

II.

Mein Elternhaus war ein Steinbau auf der Rathausseite aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, es reichte vom Marktplatz mit der Stirnseite zum Rolandbrunnen bis rück-

wärts zur Badgasse — heute Ignaz-von-Rudhardt-Straße — auf einer Länge von 75 m und bestand aus dem Vorderhaus, dem Hofhaus mit Ställen und Schupfen, dem Garten und Hinterhof mit der Wagenremise. Während das Wohnhaus im Gegensatz zu anderen Häusern kein Tor, sondern eine Türe hatte, waren Vorder- und Hinterhaus mit dem hinteren Hofraum durch drei Tore getrennt und gesichert, die aber tagsüber offen gehalten wurden, der Kundschaft in der Badgasse den Einkauf zu erleichtern, und nur für die Nacht geschlossen wurden, wenn das Tagewerk beendet und alles zu Hause war. Das Vorderhaus war unterkellert. Von einem zwanzig Meter langen Hausflur führte eine breite Treppe hinab zum gewölbten Bierkeller und zum Malzkeller. Dieser war mit Quadersteinen belegt und wurde luftig gehalten, während der Bierkeller einen festgestampften Lehmboden hatte, die Erdatmung bei der Lagerung der Bierfässer zu ermöglichen, weil davon die Kellerfrische des Bieres wesentlich abhing.

Im Erdgeschoß lagen die große Wohnstube von 45 qm, die Küche, die Speisekammer und das Schlachthaus. Vom Hausflur aus führte eine breite Holztreppe mit doppeltem Geländer ins Obergeschoß mit den Schlafräumen und einer großen Diele. An dem Haus aus dem 16. Jahrhundert war mit Holz, Säulen, Tragbalken und Balustern nicht gespart, um möglichst viel Raum und Licht in einem stadtgebundenen Reihenhaus zu gewinnen. Da beim Bierausschank die Wohnstube zur Wirtsstube werden mußte, wurde auf dem unteren Flur die Einrichtung an Tischen, Stühlen und Bänken aufbewahrt, die bei einem Bierausschank von 120 hl im Jahr fünf- bis sechsmal in die Wohnstube umziehen mußten. Zwar gab es bei den meisten Kommunbrauern den notwendigen Platz zum Ausschank des Bieres, aber damit war es nicht getan. Die Kufen, Mutterfässer und Schankfässer wollten untergebracht sein, ohne Schaden zu nehmen, und mußten bei der Hand sein, wenn sie gebraucht wurden. Insofern war das Haus des Dunnersmann ein Glücksfall für meinen Vater gewesen, zumal er erst anfangen und Erfahrungen sammeln mußte.

Da der Kommunbrauer nach dem Gesetz nur das an Gerste und Hopfen verbrauen durfte, was er selber baute, ergaben sich besondere Schwierigkeiten mit dem Ertrag des Hopfens. Zwar hatten alle ihre Hopfenäcker und die meisten neben den Getreideböden auch ihre Hopfenböden, aber es gab Jahre, wo an ein paar Hundert Stangen keine fünf Pfund eingebracht wurden, und Jahre, wo ein paar Zentner eine Hopfenschwemme verursachten. Mit der Gerste wußten sich die Kommunbrauer dadurch zu helfen, daß eben ein wenig geschwindelt wurde und mancher Sack auf den Getreideboden kam, der nicht auf eigenem Grund gewachsen war. Die Steuerrevisoren nahmen

die Gesetzesbestimmungen deswegen nicht so genau, weil die Bierversteuerung über das geschrottete Malz ging und die Stadtmühle nur mit Plombierungen arbeiten durfte, um sich nicht strafbar zu machen. Bei Hopfenüberfluß wurde der gedörrte Hopfen in den Hopfenziechen festgepreßt verstaut, auf der Hebelwaage im Rathaus abgewogen und zum Verkauf den Großbrauereien oder Hopfenhändlern angeboten. Damit begann bereits die Lockerung der Hopfenbestimmungen über den Eigenbau zugunsten der Hopfenanbaugebiete. Die Hopfenäcker, deren Pflege und Instandhaltung viel Arbeit, Geld und Geduld kosteten, wurden immer mehr aufgelassen, und wo früher die Hopfenstangenpyramiden nach der Ernte standen, wuchs auf diesem tief bearbeiteten schweren Boden die Luzerne als dichtes üppiges Kleegewebe. Mein Vater war einer der ersten, der mit gutem Beispiel voranging, die Hopfenwirtschaft zugunsten der Milchwirtschaft aufzuheben, seinen Hopfen aus Spalt bezog und ihn dort persönlich aussuchte, weil er wohl wußte, welche Rolle ein guter Hopfen beim Bier spielt, und mißtrauisch gegen die Hopfenhändler war. Die Fahrt nach Spalt war zu seiner jährlichen Urlaubsreise von zwei Tagen geworden, weil er als Kommunbrauer das berühmte Spalter Bier an der Quelle mit dem seinen vergleichen und genießen wollte.

III.

Meine Kindheit verbrachte ich bis zum 14. Lebensjahr im Elternhaus mit seiner Vielfalt der Dinge und Geschehnisse, denen ich einverwoben war, so daß ich an allem teilhatte, was Familie und Geschäft im täglichen Umtrieb mit sich brachten. Da die Eigentätigkeit des Kindes ein Lebenselement der Entfaltung seiner Anlagen und Kräfte ist und das Feld der Betätigung geradezu grenzenlos war, hatte ich das Glück, nie unter Langeweile zu leiden. In der Schule hatten wir damals schon die Fünftagewoche, und der Mittwoch war ein ganz freier Tag. Diesem Mittwoch verdanke ich die schönsten Erinnerungen meiner Knabenzeit, weil er ein Werktag im besten Sinne des Wortes war, wo es um ein sinnvolles Werken ging, um die Teilhabe an dem, was an diesem Tag im Haus oder auf dem Feld als natürliche und selbstverständliche Lebensäußerung einer Familiengemeinschaft geschah. Man war einmal in der Woche vom frühen Morgen bis zum späten Abend daheim und mitten drin in einer Welt des Eigenen und Eingeborenen, die sich von dem Zwang und Drang der Schule merklich abhob. In solcher Atmosphäre erlebte ich als Knabe den ganzen Vorgang der Bierbereitung um die Jahrhundertwende, den ich zu beschreiben versuche, einen Vorgang, der dem heutigen Biertrinker nicht mehr zum Bewußtsein kommt, wenn er vor dem

Reklame-Plakat mit dem schäumenden Bierglas steht: Zwei Worte — ein Bier. In meinem Vaterhaus begann dieser Vorgang schon mit der Aussaat der Gerste, die eine langgrannige Sorte sein sollte und auch das geeignete Feld dafür haben wollte, keinesfalls zu naß, damit sie auch in trockenen Jahren nicht zu rasch in den Halm schieße; sie war nämlich ein schnell wachsendes Getreide und kam als erstes zur Ernte. Daß die Aussaat bei zunehmendem Monde erfolgte, mag man heute belächeln, aber es wird ja so vieles belächelt, von dem sich die Gedankenlosigkeit nichts träumen läßt.

Beim Gerstenschnitt kam es auf gutes, d. h. sonniges Wetter an, weil nach dem Sichel- oder Sensenschnitt die Gerste auf dem Acker sorgfältig ausgebreitet und auch gewendet wurde, damit sie möglichst krachtrocken auf den Scheunenboden gebracht und bis zum Drusch gelagert werden konnte. Und erst wenn die Grannen beim Befühlen der Ähre in der Hand blieben, konnte der Drusch beginnen, aber nicht wie beim Korn mit den Dreschflegel, sondern mit der Raffelmaschine — „dem Racker" —, um die Körner ja nicht zu quetschen. Nach der Entfernung des Strohes wurden die Körner „geworfelt", d. h. mit Holzschaufeln an die Barrenwand geworfen, damit man die Grannen gar abbreche. Auf der sauber gekehrten Tenne begann als letzter Akt das „Reitern" mit den „Sieben", bis ein Berg von goldgelben Körnern den Boden bedeckte, der mit eigens dafür gemachten, gewölbten hölzernen Handschaufeln in Säcke abgefüllt wurde und nach 30 m Weg im Wohnhaus drei Stiegen, 36 Treppenstufen hoch auf den Getreideboden getragen und dort aufgeschüttet wurde. Durch häufiges Wenden wurde die Gerste gesund erhalten, bis zum Spätherbst die Malzbereitung begann; jetzt gab es mehr Zeit, sich dieser Prozetur zu widmen.

Bei der Malzbereitung stand eine große Kufe im Vorhof des Hinterhauses, die zwanzig Zentner Gerste zum Einweichen aufnehmen konnte. Weil die Stadt noch keine Wasserleitung hatte, mußte das Wasser dem Rolandsbrunnen vor dem Hause mit Butten von 30 Liter Fassungsvermögen entnommen werden. Ein Abschlußstab ragte aus der Kufe hervor, der nach dem achttägigen Quellen der Gerste herausgedreht wurde, bis alles Wasser ausgelaufen war. Dann kam die gequellte Gerste in den Malzkeller, wo sie mittels Butten und Tragwannen aufgeschüttet wurde und die Keimung der Gerste begann, die acht bis neun Tage dauerte. Nach den ersten drei Tagen mußte sie alle acht Stunden mit der Holzschaufel gewendet werden, daß sie sich nicht durch die Keimung verfilze. Nach der Keimung kam die Gerste zum Rathaus zur Malzdarre und von dort aus in die Putzmühle zur Entkeimung. Die Keime sollten schon in der Darre einen frischen Gurkenduft verbreiten, wenn das Malz gut geraten war. Das

Malz wurde bis zum Brautag in Säcken sehr trocken aufbewahrt, während die Keime als ein sehr gutes Zusatzfutter, am Abend im Brühfaß mit heißem Wasser aufgebrüht, vor der Morgenfütterung der Kühe die Milchleistung nicht nur erhöhen, sondern auch das Aroma der Milch und Butter vorteilhaft beeinflußten.

Bevor das Brauen im Oktober begann, mußten alle Fässer vom Büttner nachgesehen und alle paar Jahre frisch gepicht werden. Das war für uns Buben ein besonderer Tag, wenn im Hinterhof die Pechpfanne mit ihrem dichten schwarzen Rauch loderte und das eingegossene Pech in den Fässern draußen auf der Badgasse so lange gewälzt werden mußte, bis die Innenwände mit der Pechschicht überzogen waren. Besonderen Spaß machten dabei die Mutterfässer, die auch dazu herhalten mußten, daß wir die reinsten Akrobatenübungen auf den großen Bäuchen verübten. Das Pichen hatte den Zweck, die Fässer nicht nur zu dichten, sondern auch zu desinfizieren. Natürlich vertraute der Büttner die Fässer uns Buben erst dann zur weiteren Behandlung an, wenn er sie nach Eingießen des Peches gründlich durchgebeutelt hatte, so daß die Spunde ohne Gefahr eingeschlagen werden konnten, bevor das Fässerrollen als Nachbehandlung beginnen konnte. Im Gegensatz zum Malz mußten die Fässer kühl und trocken aufbewahrt werden, wozu der rückwärtige Teil des großen Hausganges wie geschaffen war; er war auch beim Bierausschank im Sommer ein begehrter Platz für die Biertrinker.

Da vor dem ersten Weltkrieg noch an die 30 Kommunbrauer das kommunale Brauhaus benutzen wollten, mußte in diesem Betrieb eine überlieferte Ordnung herrschen, die von den drei Hauptmärkten, dem Martini-, dem Thomas- und dem Lichtmeßtag bestimmt wurde. Zu diesen Terminen wurden die Winterbiere gebraut.

Nach Lichtmeß begann die Brauzeit des Sommerlagerbieres, das in den zahlreichen Felsenkellern bis in den Hochsommer hinein gelagert wurde. Unser Felsenkeller lag an einem Hohlweg in der Nähe der heutigen Heinrichshöhe und ging 75 Schritt tief in den braunen Jura hinein. Er bestand aus dem Vorkeller, der, für sich abgeschlossen, eine Art Windfang abgab, um ja keine Außentemperatur in den Haupt- und Nebenkeller hineinzulassen. Die Temperatur des Bieres durfte nicht unter 8 Grad Reaumur absinken, wenn es sich „halten" sollte. Ein warmer und regnerischer Mai mit viel Gewittern war immer mit der Gefahr verbunden, daß die Sommerbiere verfrüht geschänkt werden mußten, sehr zum Verdruß der Brauer. Der Brauerstolz verlangte, möglichst weit in den Sommer hinein das gerühmte Weismainer Lagerbier präsentieren zu können. Denn nur aus diesem Stolz heraus ist es begreiflich, daß der Kommun-

brauer hundertfältige Arbeit am Bier leistete, bis der Gast von meiner Mutter das Glas Bier um den Preis von 10 Pfennig mit einem „Wohl bekomms!" persönlich kredenzt erhielt; denn auch darauf haben die honorigen Gäste gehalten, und besonders gesehen. Es war ein Ritus mitmenschlichen Dankgefühles auf Gegenseitigkeit, so auch, wenn der Gast mit einem „Kommens' bald wieder!" verabschiedet wurde.

IV.

Nun aber ein letztes Kapitel über den Brauvorgang selber, der im Dritten Reich, wie so vieles, durch den Krieg sein Ende fand. Das Kommunbrauhaus lag im Stadtteil „Die Hölle", im Sprachgebrauch „Die Hehl" genannt. In meinem Elternhaus gab es zwischen dem Kachelofen und der Wand als Fortsetzung der Ofenbank einen gebretterten meterbreiten Platz, mit einem dichten dunkelbraunen Schafpelz belegt, der besonders im Winter von dem Familienmitglied eingenommen wurde, das sich krank fühlte, und von der Ofenwärme wolhig eingehüllt dort seine Heilung suchte. Ich glaube nicht, ins Spintisieren zu kommen, wenn ich die Hehl in den alten Bürgershäusern mit der Hölle in Beziehung bringe, die abseits des Marktes einen abgeschlossenen, tiefer gelegenen Platz einnahm, von einigen Häusern umrahmt, wo der Mühlbach durch das Brauhaus floß und Wasserspender für das Brauen war. In der Brauzeit vom Oktober bis März, wenn der Schornstein fast ohne Unterlaß rauchte, ein kräftiger Malzduft mit dem bitteren Geruch des kochenden Hopfens sich mischte, schmeckte die Hölle wohlig umwittert nicht nach Hölle und Teufel, wohl aber nach der heilenden Hehl, vor allem wenn man bedenkt, daß in alter Zeit nur mit dem harzigen Holz der Kiefern geschürt wurde, die in den Wäldern ringsum auch heute noch das Bild der Landschaft bestimmen.

Das Brauhaus bestand aus dem Sudhaus, dem Rührwerk und dem Kühlschiff und war auf 40 hl Biersud eingerichtet, wozu 15—16 Zentner Malz und 20 Pfund Hopfen verwendet wurden, bei Sommerbier ein paar Pfund Hopfen mehr, weil der Hopfen das Bier nicht nur zu bittern, sondern vor allem vor dem Verderb zu bewahren hatte. Wenn sich zum Brauen immer zwei Brauer zusammentaten, so hatte das einen besonderen Sinn. Für das ganze Gebräu stand selten das Braugeschirr an Fässern zur Verfügung, auch reichten hierfür nicht immer die Keller im Hause aus. Wesentlich war auch der Umstand, daß sich reichlich Arbeitskräfte bereithielten, die in der Sache erfahren waren. Den Brauvorgang überwachte der Braumeister. Das geschrottete Malz wurde auf der Rampe des Aufmaischbottichs bereitgestellt, vier kräftige Mannsbilder

setzten die Rührflügel im Bottich in Bewegung, während zwei das Malz einschütteten und der Braumeister mit gutem Bedacht das Brühwasser zufließen ließ, daß sich die Maische nicht verpatzelte. Dieser Vorgang dauerte eine halbe Stunde, dann noch einmal eine Stunde und zuletzt zwei Stunden, denn von einem guten Verrühren der Maische hingen der Gehalt und die Ausbeutung aller darin enthaltenen Malzstoffe ab. Nachher setzte die Aufmaischruhe ein, bis sich die Treber gesetzt hatte. Im Sudhaus kochte inzwischen entsprechend viel Wasser, um die zurückgepumpte Maischbrühe — die Würze — bis zur Kesselmarke aufzunehmen. Jetzt begann ein stundenlanges Einkochen, bis am Schluß der Hopfen beigegeben wurde. Zuletzt wurde das so entstandene Maischbier auf das Kühlschiff geleitet, wo ein feines Sieb die Hopfenreste aufzusammeln hatte. Schon am Duft und Geschmack des Kühlschiffbieres ließ sich voraussagen, wie das Ganze geraten war.

Inzwischen waren daheim im Hause die Vorbereitungen zur Aufnahme des Maischbieres getroffen worden. Zwei Kufen von je 11 Hektolitern standen bereit, ebenso der „Germ" — die Hefe —, die die Bötin aus Kulmbach geholt hatte. Acht bis zehn Buttenweiber trugen die kostbare Brühe ins Haus —, eine schwere Arbeit, wenn man bedenkt, daß die Butte mit 30 Litern Inhalt ein Gewicht von 80 Pfund hatte; bei Glatteis war der Weg mit „Suht", dem Dreschabfall des Getreides, gestreut. Trotzdem war dieser Nebenverdienst begehrt und oft mit viel Humor gewürzt.

Die Gärung in den Kufen dauerte je nach der Temperatur bis acht Tage. Dann wurde der Gärschaum entfernt, und das „Fassen" des Bieres konnte beginnen. Zu diesem Vorgang standen die Mutterfässer im Hauskeller auf ihren Lagern bereit, Fässer von drei bis viereinhalb Hektolitern, auf die ein hölzerner schaffartiger Trichter mit einem zinnernen Rohr zum Eingießen aufgesetzt wurde, eine diffizile Arbeit, wobei mancher „Sakramenter" des Vaters im Kellerraum widerhallte, wenn bei der düsteren Beleuchtung ein Spritzer daneben ging. Während in den Kufen die Gärung eine untergärige war, begann in den Mutterfässern eine Nachgärung, weil die Hefenreste im Bier in der Kellertemperatur weiterarbeiteten und auf dem Spundloch die Gärblume aufsetzten. Sie mußte immer wieder entfernt und das Spundloch mit sauberen Leinenlappen gereinigt werden. Mit abgekochtem Wasser wurde das entstandene Vakuum aufgefüllt, da sich an der Innenwand kein Schimmelpilz ansetzen durfte. Dieses Prozedur dauerte bei den Sommerbieren im Felsenkeller monatelang, weil davon die Gesunderhaltung des Bieres abhing. Wenn trotzdem die Hefenreste bei zu hoher Kellertemperatur im Faß aufstiegen und eine Trübung verursachten, mußten Birkenspäne eingelassen wer-

den, daran sich die Hefenteilchen absetzten und das Bier wieder klärten. Doch war damit dem Sommerbier bereits das Zeichen zum vorzeitigen Ausschank gegeben. Kontrolleur war in diesem Fall der Bierbrauer gewesen, ein Vakuumgefäß aus Glas, das ebenfalls der Vater zum Erstaunen seiner kleinen Buben zu handhaben wußte, die doch überall dabei sein wollten.

Von den Spänen aber erfuhren wir nichts Näheres und mußten auch darüber schweigen. So erinnere ich mich an eine Begebenheit, die ich deswegen erzähle, weil ich bei dieser Gelegenheit erst so richtig erkannte, wie kameradschaftlich mein Vater seine Söhne nahm, wenn es um Biersorgen ging. Ich war damals in Kronach auf der Schule und sechzehn Jahre alt. Es war Mai, jeden Tag Gewitter und warme Luft in der Landschaft. Daß mich mein Vater besuchte, kam mir ganz ungewöhnlich vor, denn mein Gewissen war rein, was die Schule betraf, und Pfingsten stand ja auch, etwas verspätet zwar, vor der Tür. Er fand, daß ich schön wohnte, ging ans Fenster und sagte: „Ist dieser Wirt da drüben dem Namen nach ein Schwager deiner Hausfrau?" Ich bejahte. Wie seine Wirtschaft gehe, meinte er. Sehr gut, sagte ich, wir tränken auch sein Bier, und die Porzellanfabrik ist seine beste Kundschaft. Ob der uns wohl unser Lagerbier ausschenken würde? Jetzt rückte mein Vater mit seinem Anliegen heraus und wollte es mit mir besprechen. Das Lagerbier im vorderen Felsenkeller habe durch die Witterung gelitten, daß es in vier Wochen nicht mehr schankfähig sei. Er selbst wolle es nicht zum Ausschank bringen, weil sein ganzer guter Ruf sonst auf dem Spiele stehe, obwohl es anderen Brauern auch nicht besser ginge als ihm. Das war um die Mittagszeit, und als ich um vier Uhr von der Schule kam, fand ich meinen Vater vollkommen verwandelt vor. Der Schwager hatte sein Angebot angenommen, und schon in den nächsten Tagen fuhr mein Onkel von der Herbstmühle am Bärental in nächtlichen Stunden die erste Ladung mit zwanzig Fässern nach Kronach. Auch die zweite Ladung, die dritte und die vierte waren in acht Tagen ausgetrunken, und das Bier wurde über den Schellenober gelobt. Die Bierehre meines Vaters war gerettet, und mir trug sie außerdem ein gutes Taschengeld ein, denn ein Verlustgeschäft — und ein solches war es — ist immer noch besser als ein Schaden am „Böhra", wenn er das Bier hätte feilhalten, „verpflötschern" müssen, wie die Weismainer sagten, wenn das Bier einen „Stich", also eine Säuerung, hat. Und so etwas vertrug mein Vater nicht, wenn auch der „leichte Stich" sogar seine Bierliebhaber fand.

Der Ausschank der Sommerlagerbiere war der Höhepunkt der Wirtshausehre, wenn „die schwarze Katze" sich herumsprach und von weither, sogar von Kulmbach, die

Gäste kamen, den frischen bitteren Heiltrank zu genießen und zu loben, wenn die Handwerker und Fuhrwerker den kühlen Hausflur aufsuchten, ein „Geschwindes" zu trinken, aus dem meist zwei und noch mehr wurden, besonders am Morgen, wo das Bier im Geschmack und Wohlbefinden Gold war, wie die Kenner sagten. Weil der Ausschank meist in die Ferien fiel, hatten mein Bruder und ich vollauf zu tun, mit dem Bierhandwagen oft bis weit in die Nacht leere Schankfässer hinauf in den Felsenkeller und die vollen herab zu schaffen, wobei wir unseren Stolz daran setzten, selbst mit zwölf und dreizehn Jahren schon die Zwanziger und Dreißiger nicht heraus zu rollen, sondern heraus zu tragen, daß sie sauber auf den Schanktisch zu stehen kamen.

Als Wirtsbuben gehörten wir überall dazu, bei allen Prozeduren, vom Säen und Ernten der Gerste, über das Mälzen, Hopfenernten und Brauen mußten wir dabei sein und durften auch den Stolz genießen, wenn das Gebräu geraten und in acht bis zehn Tagen ausgetrunken war, wo sonst zwei bis drei Wochen der „Böhra" auf das Einholen warten mußte. Natürlich blieben einige Hektoliter dieses edlen Saftes als Haustrunk im Felsenkeller liegen, den Brotzeiten daheim und draußen bei den Herbstarbeiten erst die Würze zu geben, bis vier Wochen vor Martini das Brauen des gerühmten Weismainer Bürgerbieres von neuem begann.

Unser Ehrenmitglied Rektor i. R. Hans Edelmann, Kulmbach, vollendete am 28. Juni 1968 sein achtzigstes Lebensjahr. Der geschichtlichen Heimatforschung und damit auch dem CHW seit seiner Gründungszeit her aufs engste verbunden, legte er als Früchte unermüdlicher Forschertätigkeit an die 300 Veröffentlichungen vor, denen z. T. grundlegende Bedeutung zukommt. Von ungebrochener Arbeitskraft und ausgestattet mit der versöhnlichen Weisheit des an Erfahrungen reichen Alters, gehört Hans Edelmann nach wie vor zu den aktivsten Mitarbeitern des Colloquiums, das ihm 1964 die Ehrenmitgliedschaft verlieh. Auch sonst fand das Wirken des Jubilars vielfache Anerkennung: 1956 Silberne, 1968 Goldene Bürgermedaille der Stadt Kulmbach, 1959 und 1964 Bundesverdienstkreuz 2. und 1. Klasse. 1963 Eintragung in das Goldene Buch der Stadt Kulmbach.

Das Colloquium wünscht seinem Ehrenmitglied weiterhin Gesundheit, Glück und Freude an der geschichtlichen Arbeit und gibt ihm nachstehend Raum zu einer — für seine sprichwörtliche Bescheidenheit sprechenden — kurzen Selbstdarstellung.

Hans Edelmann, Kulmbach:

MEINE ENTWICKLUNG ZUM HEIMAT- UND GESCHICHTSFORSCHER

Am 28. Juni 1888 wurde ich in Mühlhausen in Thüringen geboren, als Sohn des Photographen Heinrich Edelmann und seiner Frau, einer geborenen Staar. Meine Eltern stammten aus Hof/Saale, wohin sie im Jahre 1900 zurückkehrten. Ostern 1894 kam ich in die Bürgerschule, also in einem Alter von nicht ganz sechs Jahren. Wir hatten tüchtige Lehrer, von denen uns einer für Botanik begeisterte. Daneben erfuhren wir auch manches aus der Sagenwelt und aus der Geschichte.

Mühlhausen war einst eine freie Reichsstadt. Große Teile ihrer Bewehrung waren erhalten geblieben, die Stadtmauer mit ihren Türmen und ein paar Toren. Schon im Alter von etwa zehn Jahren hörten wir einiges aus ihrer Geschichte, zum Beispiel von dem Wiedertäufer Thomas Münzer, der sich im Gegensatz zu Martin Luther 1525 mit den aufrührerischen Bauern verband und ein Schreckensregiment führte, weshalb er schließlich in Mühlhausen hingerichtet wurde. Mächtige Kirchen erinnerten an die Blüte der Stadt im Mittelalter und enthielten manches Zeugnis der Vergangenheit, so etwa auch eine Bibel, die ein Pfarrer im großen Glaubenskrieg schützend über seinen Kopf gehalten und die ihm das Leben gerettet hatte, aber durch einen

Schwertschlag zerfetzt worden war. Meinem kindlichen Gemüt prägte sich das Gehörte gut ein.

Die Wohnung meiner Eltern lag an einem Teil der Stadtbefestigung, am Kiliansgraben, den man dort eingefüllt und in eine Anlage verwandelt hatte. So lernte ich damals schon den Namen des Apostels der Thüringer und Franken kennen.

Ein Schulausflug führte unsere Klasse auf das Schlachtfeld von 1866 bei Langensalza, ein anderer in den Thüringer Wald und auf die Wartburg, wo die heilige Elisabeth gelebt und wo Martin Luther die Bibel übersetzt hatte.

In meiner Jugend sah ich auch manches miltärische Schauspiel, denn Mühlhausen war eine Garnisonstadt. Ulanen hatten darin ihren Standort. Gern schauten wir ihnen zu. Bei einem Manöver hatten wir Gelegenheit, andere Truppenteile kennen zu lernen, unter anderen die Halberstädter Kürassiere in ihren weißen Uniformen. An einen Besuch Kaiser Wilhelms II. in unserer Stadt kann ich mich gleichfalls erinnern.

Gelegentlich einer Fahrt nach Hof nahm mein Vater mit meinem Bruder und mir einen Aufenthalt in Jena, wo er früher einige Zeit gearbeitet hatte. Deshalb kannte er sich in der alten Universitätsstadt gut aus und zeigte uns unter anderem das Ernst-Häckel-Museum.

Er hatte den Zoologieprofessor Häckel, einen begeisterten Anhänger Darwins, nach der Rückkehr von einer Forschungsreise photographiert und besaß ein Bild des bärtigen Mannes mit breitem Hut, mit Jagdgewehr und Jagdtasche, das wir Buben gern betrachteten. In der Stadt waren wir Zeugen eines lustigen Umzugs der Studenten und einer Kneipe auf offenem Platz. Unser Vater führte uns hinauf zum Fuchsturm und zeigte uns das Saaletal mit seinen Burgen und Ruinen. Aber er erzählte uns auch von der großen Schlacht, die 1806 in dieser Gegend stattgefunden und mit einer entscheidenden Niederlage der Preußen geendet hatte. Als wir später im Geschichtsunterricht von diesen Geschehnissen hörten, besaßen wir so Anknüpfungspunkte für die gebotene gedankliche Vertiefung durch den Besuch historischer Stätten.

Nach unserer Übersiedelung in die Heimatstadt meiner Eltern, nach Hof, trat ich in die Realschule ein, die ich vier Jahre bis zum Absolutorium besuchte. Der Schulwechsel machte sich vor allem in der Fremdsprache nachteilig bemerkbar; dafür erhielt ich aber in den mathematischen Fächern stets gute Noten. Meine botanischen Kenntnisse wurden in jenem Zeitraum wenig gefördert. Ich lernte aber das Linné'sche System kennen, das mir später beim Pflanzenbestimmen manche Dienste leistete.

An den Geschichtsunterricht der Realschule besitze ich keinerlei Erinnerung; ich weiß auch nicht, ob wir bei einem Maiausflug nach Vierzehnheiligen, zum Staffelberg und nach Schloß Banz etwas Geschichtliches erfuhren. Im Bayreuther Lehrerseminar, das ich von 1904—1906 besuchte, hörten wir manches aus der Geschichte der Pädagogik und aus der Kirchengeschichte, aber wenig oder nichts aus der Heimat- und der Erdgeschichte. Gerade die Geologie hätte meine besondere Aufmerksamkeit erweckt, weil ich mir, angeregt durch die Mineraliensammlung eines Verwandten, auch eine „Steinsammlung" angelegt hatte. Erst nachdem ich 1907 als junger Lehrer nach Kulmbach versetzt worden war, erhielt ich im Verein „Natur und Heimat" durch Vorträge und Exkursionen Hinweise auf die geologischen Verhältnisse meiner neuen Heimat. Ich beschäftigte mich eingehend mit ihrem Studium und vergrößerte in mühseliger Arbeit die längst nicht mehr käufliche Gümbel'sche geologische Karte auf die Karte 1:50 000. Für die Schule und für Vorträge zeichnete ich eine Wandkarte mit den bei uns auftretenden Bodenarten.

Mit dem Besuch des Deutschen Turnfestes in Frankfurt im Jahre 1908 verband ich eine Fahrt, die mich zu historischen Stätten am Rhein abwärts bis Koblenz und aufwärts bis Worms führte. Für mich jungen Lehrer war das damals ein bedeutsames Erlebnis, das mich tief beeindruckte. Ich verzichte hier auf eine Aufzählung all der Sehenswürdigkeiten und erwähne nur, daß wir die Saalburg, ein wiederaufgebautes Römerkastel bei Bad Homburg, besichtigten und das Heidelberger Schloß besuchten, an dem Caspar Fischer, der Baumeister der Plassenburg, mitgearbeitet hatte. Eine Fußwanderung durch den Odenwald und den Spessart bildete den Abschluß unserer Reise.

Im Jahre 1912 hörte ich bei einer Lehrerversammlung in Lichtenfels einen Vortrag von Sanitätsrat Dr. Roßbach über die Vorgeschichte und besonders über die Steinzeit. Zum ersten Male zeigte er damals seine reiche Sammlung steinzeitlicher Funde, die später an die Universität Erlangen verkauft wurde. Das Colloquium Historicum Wirsbergense ließ zu Ehren dieses Vorgeschichtsforschers, der erst spät Anerkennung gefunden hat, eine Gedenktafel an seinem ehemaligen Wohnhaus anbringen. Gern erinnere ich mich an einen Besuch, den ich mit Oberst von Guttenberg bei Dr. Roßbach abstattete. Er zeigte uns seine „Schätze" und erzählte dabei humorvoll von seinen Erlebnissen. Als junger Mann lauschte ich aufgeschlossen dem geistreichen Gespräch der beiden alten Herren.

Im Colloquium Historicum Wirsbergense, dem ich bald nach seiner Gründung beitrat und mit dessen Vorsitzenden Dr. Eduard Margerie ich jahrzehntelang in Freundschaft

verbunden blieb, trat ich mit zahlreichen Geschichtsforschern in nähere Beziehungen. Die Seele dieser Vereinigung war damals der Geistliche Rat Johannes Schlund, erst in Ludwigschorgast, dann in Breitengüßbach. Von ihm erfuhr ich manche Belehrung und Förderung meines geschichtlichen Wissens. Er machte als erster auf den Wert der Erforschung der Flurgeschichte aufmerksam. Mit L. R. Spitzenpfeil war ich durch drei Jahrzehnte befreundet. Er hatte, nachdem er durch Krankheit zur Aufgabe seines Lehrerberufes gezwungen worden war, Kunstgeschichte studiert und betätigte sich als Graphiker. Lange Zeit gab er den „Mainboten", einen wertvollen Heimatkalender, heraus. Auf gemeinsamen Wanderungen tauschten wir unsere Kenntnisse aus, wobei ich manches über Baustile und Volkskunde lernte. Von den Mitarbeitern am Kalender waren einige auf meine Entwicklung zum Heimatforscher von Einfluß. Ich denke da an Oberlehrer Frosch aus Bayreuth, der durch seine geologischen Untersuchungen und Veröffentlichungen die Anerkennung der Fachleute gefunden hatte. Studienprofessor Regler erweckte mein Interesse an den Flurdenkmälern der Heimat, an Steinkreuzen, Kreuzsteinen, Grenzsteinen und Martern. Ich durchforschte die Umgebung nach ihnen, fertigte Lichtbilder von ihnen und stellte ihre Maße fest. Dabei kam mir zum Bewußtsein, daß sie meist neben alten Straßen standen. Deren Verlauf festzustellen und in Karten einzutragen war nun eine Aufgabe, die mich jahrelang fesselte. Sie wurde durch das Erscheinen des 5. Bandes der Plassenburgreihe abgeschlossen, der den Titel trägt: Oberfränkische Altstraßen. Meine Arbeit auf diesem Gebiet war die erste ihrer Art. Sie fand viel Anerkennung, und — was mich besonders freute — einige Forscher setzten sie fort und sind jetzt noch in gleichem Sinn tätig.

Eifrig besuchte ich die Veranstaltungen des CHW und verfolgte aufmerksam die vielen Vorträge. Dadurch wurden nicht nur meine geschichtlichen Kenntnisse bereichert, sondern ich machte auch die persönliche Bekanntschaft bedeutender Geschichtsforscher.

Als Naturwissenschaftler, als Kenner des Bodens und seiner Pflanzenwelt wurde ich schon vor dem Ersten Weltkrieg in den Dienst des Naturschutzes gestellt. Durch Aufsätze, Vorträge und Führungen suchte ich ihn zu fördern. Ein Büchlein über die Kulmbacher Vogelwelt erschien 1932 und brachte die erstmalige Zusammenstellung der mehr als hundert um Kulmbach brütenden Vogelarten und der hier beobachteten Durchzügler. Ein Schriftchen über Kulmbachs Pflanzenwelt sollte eine Ergänzung der 1906 erschienenen Flora von Kulmbach, verfaßt von Dr. Kurt Harz, darstellen und Veränderungen in der heimischen Pflanzenwelt aufzeigen. Viele einschlägige Aufsätze und Hinweise auf diesem Gebiet müssen hier unerwähnt bleiben.

Vielmehr sei nun meiner Beschäftigung mit Kulmbachs Geschichte gedacht. Dazu wurde ich durch den in der Schule zu erteilenden Heimatkundeunterricht veranlaßt. Als Hilfsmittel konnte ich mir die bei Richard Rehm gedruckte „Chronik von Kulmbach und der Plassenburg", Verfasser Dr. Friedrich Stein, in einem der letzten Exemplare verschaffen. Was ich im Unterricht verwenden konnte, schrieb ich mir heraus, stellte die Inschriften an alten Gebäuden der Stadt zusammen, studierte die Stadtpläne, suchte auch schon im Archiv und gelangte allmählich zu neuen Erkenntnissen. Was ich gefunden hatte, machte ich in Vorträgen und Aufsätzen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt.

Als Ansatzpunkte, als Keimzellen, aus denen sich später die Stadt entwickelte, stellte ich das „Wal" an der Steinernen Brücke fest und einen Hof in der Wolfskehle. Beide können in die fränkische Zeit zurückreichen. Nach der 1135 erfolgten Erbauung der Plassenburg verloren die beiden befestigten Höfe — als Fronhöfe könnte man sie bezeichnen — an Bedeutung, blieben aber immer in enger Beziehung zu den Herren der Burg und zu deren Ministerialen, den in mehrere Linien aufgeteilten Herren von Blassenberg. Verschiedene von ihnen abstammende Adelsgeschlechter, die von Guttenberg und die von Künßberg, sitzen noch auf ihren Schlössern in der Umgebung der Stadt, während ihre innerhalb der Stadt gelegenen Burggüter längst ihre Besitzer gewechselt haben. Auch die mit den Blassenbergern verwandten Herren von Lüchau, die das Gut in der Wolfskehle geerbt hatten, sind längst ausgestorben. Nachdem sich ein Amtmann namens Spiegel dort neben dem „Kulmbach", dessen Name erst in neuerer Zeit in Kohlenbach entstellt worden ist, ein stattliches Haus gebaut hatte, nannte man dieses Spiegel und übertrug diese Bezeichnung auf die vorüberführende Straße. Die Herkunft dieses Namens blieb lange Zeit ein Rätsel, dessen Lösung mir durch Zufall gelang.

Bei zahlreichen Geländebegehungen suchte ich mir Klarheit über die ältesten Befestigungen unserer Gegend zu verschaffen. Vor allem widmete ich meine Aufmerksamkeit den sogenannten Turmhügeln, Wehrbauten, die meist durch Wassergräben geschützt waren und als Vorläufer der steinernen Burgen anzusehen sind. Für sie können verschiedene Bezeichnungen auftreten: das Wal, der Burgstall, das ist die Stelle einer abgegangenen Burg, oder der Sitz oder einfach das Haus. Schließlich nannte man einen solchen Herrensitz sogar Schloß.

Früher beteiligte ich mich mehrmals an vorgeschichtlichen Grabungen. Unter Anleitung von Dr. Hock, vom Landesamt für Denkmalpflege in Würzburg, wurde bei Neudorf oberhalb von Kasendorf die erste schnurkeramische Bestattung aus der jüngeren Stein-

zeit freigelegt. Anläßlich eines Vorgeschichtskurses für Lehrer trug man im Pfarrholz bei Kasendorf zwei große Hügelgräber ab. Neben Dr. Hock war Max Hundt, der spätere Schulrat, dabei maßgeblich beteiligt. Er verfaßte auch den wissenschaftlichen Bericht darüber. In einem Raum des Kulmbacher Museums wurde dann eine eigene vorgeschichtliche Abteilung eingerichtet. Zu ihren Beständen konnte auch ich einiges beisteuern. Erfreulicherweise fand sich in den letzten Jahren ein paar Herren, die mit viel Eifer und Erfolg die Arbeit von Max Hundt fortsetzten und bereits schöne Funde, vor allem aus der Altsteinzeit, bergen konnten. Gern überließ ich diesen jüngeren Kräften die Betätigung mit der Vorgeschichte, denn ich hatte mir andere Arbeitsgebiete ausgewählt.

In den dreißiger Jahren war von Franz Karl Freiherr von Guttenberg die Sammlung der Flurnamen organisiert und mit Hilfe der Volksschullehrer durchgeführt worden. Man hatte sie noch nicht ausgewertet. Ich sah sie durch und wählte die Namen aus, die als geschichtliche oder kulturgeschichtliche Zeugnisse dienen konnten. (Kulmbacher Heimatheft 1954)

Die Flurnamen stellten auch eine Quelle für meine neueste geschichtliche Arbeit dar. Sie befaßt sich mit den Wüstungen, also mit den abgegangenen Ortschaften, und führt auch jene auf, deren Namen geändert worden sind. Die wichtigste Grundlage für diese Arbeit bildete das Historische Ortsnamenbuch von Professor Dr. Erich Freiherrn von Guttenberg, erschienen 1952 im Verlag Laßleben, Kallmünz. Kaum jemand dürfte es so oft und so gründlich benützt haben wie ich. Dem von mir hoch verehrten, 1953 verstorbenen Verfasser, bin ich wie viele andere Heimatfreunde für dieses Vermächtnis dankbar. Das schließt aber nicht aus, daß ich in meinem Exemplar verschiedene Ergänzungen und Berichtigungen angebracht habe.

Vor vierzig Jahren begann ich damit, die geschichtlichen und die natürlichen Denkmäler der Heimat aufzunehmen. Die davon gefertigten Lichtbilder ergaben im Laufe der Zeit eine umfangreiche Bildkartei. Manches daraus wurde bei Vorträgen gezeigt, andere Bilder wurden in Zeitungen oder Zeitschriften abgedruckt. Einige Aufnahmen besitzen dokumentarischen Wert, denn sie könnten jetzt nicht mehr gemacht werden. Es sei erinnert an Bilder vom Hochwasser im Maintal, von zerstörten Bäumen, die Naturdenkmale darstellten, an Bilder von inzwischen abgebrochenen Häusern, von vorgeschichtlichen Grabungen und ähnlichem.

Von Anfang an benützte ich auf Wanderungen oft den Zeichenstift, um Landschaftsbilder festzuhalten. Unter dem Einfluß Spitzenpfeils versuchte ich mich im Federzeichnen und brachte es zu einer gewissen Fertigkeit. Daneben beschäftigte mich als Liebhaberei das Malen, weniger die Ölmalerei als vielmehr das Aquarellieren. Dieses bereitete mir noch im vergangenen Herbst Freude, und das war mir die Hauptsache. Ich kenne die Grenzen meiner Fähigkeiten und fühle mich nicht als Künstler.

Zehn Jahre meines Lebens verbrachte ich beim Militär. 1908/09 war ich Einjährig-Freiwilliger beim 5. Infanterie-Regiment in Bamberg. Von 1914—1918 stand ich als Zug- und Kompanieführer an der Westfront. Der Zweite Weltkrieg fand mich in Polen und zuletzt als Major in Rußland, wo ich viel erlebte, ehe ich in meine Schulstube zurückkehrte.
Als Infanterist hatte ich das Marschieren gelernt, und so war ich bis ins Alter gut auf den Beinen. Das kam mir besonders bei der Erforschung der Altstraßen zustatten.

In großen Zügen habe ich meinen Werdegang als Heimatforscher beschrieben. Mancher, der ihn liest, wird sich wundern, wie vielseitig meine Tätigkeit gewesen ist. „Vielseitig wie die Heimat selbst", pflege ich darauf zu sagen. Ich glaube nicht, daß ich mich bei meiner Arbeit zersplittert habe, sondern daß ich in verschiedenen Gebieten auf den Grund gegangen bin und dadurch auch der Allgemeinheit manchen Dienst geleistet habe. Meine Beschäftigung mit nahezu allen Zweigen der Heimatforschung wirkte sich in mancherlei Weise befruchtend aus. Die Kenntnis des Bodens und seiner Zusammensetzung vermittelte mir ein ganz neues Landschaftsgefühl und ermöglichte es, Zusammenhänge zwischen Boden und Pflanzen- und Tierwelt, aber auch zwischen Boden und Mensch aufzudecken. Diese zeigten sich bei der Besiedelung der Gegend und in umgekehrter Form in der Wüstlegung von Ortschaften auf geringwertigem Boden.

An Anerkennungen für meine Arbeit fehlte es nicht, aber der beste Lohn ist die Befriedigung, die ich selbst über ein gelungenes Werk empfinde und die mich zu weiterem Schaffen für die mir lieb gewordene Heimat begeistert.

CHW-BIBLIOGRAPHIE

für die Zeitspanne zwischen Erscheinen der Jahresgabe 1966/67

und Redaktionsschluß der Jahresgabe 1968/69

Hans Edelmann, Kulmbach

In: Aus der Fränkischen Heimat, Beilage der Bayerischen Rundschau, Kulmbach:
Der Eulenhof hat mit Eulen nichts zu tun. 2/1967
Flurnamen zwischen der Blumenau und dem Galgenberg. 8/1967
Caspar Fischer wohnte im Spiegelgut. 11/1967
1814 wurde der Kulmbacher Galgen verkauft und demoliert. 3/1968
In: Schriften zur Heimatpflege:
Wüstungen im Raum um Kulmbach. Abgegangene und umbenannte Orte.
Festgabe zum 80. Geburtstag des Verfassers. Bd. 8

Wilhelm Frantzen, Kronach

In: Frankenwald, Zd. d. Frankenwaldvereins e. V.
Eine alte steinzeitliche Kultur aus der Umgebung von Kronach. 2/1968

Martin Kuhn, Banz

Mittel zur Meisterung des Wohlstandes — eine geistige Landschaftskunde der Gegenwart, gesehen aus Ostfranken. In: Rundschreiben des Fdt. Konventes. März 1967. Nr. 114. S. 21
Die beiden letzten Herzöge von Meranien in Franken — Pfalzgrafen von Burgund. In: Heimat-Blätter, Beilage d. Lichtenfelser Tagbl. Nr. 3/1967
Um den Titel „Herzog von Meranien", ebenda
Ad honorem sancti Martini — Bräuche, Lieder, Sprüche und Spiele in Franken. Hist. Seite der Neuen Presse Coburg, Pfingsten 1967
Begegnung ritterlicher Sänger an Rhone und Rhein im Hochmittelalter. In: Der Raethen-Herold München 1967. Nr. 294/295 S. 8
„... und abermals nach fünf Jahren kam ich desselbigen Wegs gefahren". Wiederbegegnung mit einer Burg. In: M-Blätter für Jugendbildung, Heidenheim/Br. Nr. 3/1967 S. 82
Die letzten Jahre des ersten griech. Königspaares in Franken. In: Lichtenf. Tagbl. v. 27. 7. 67, S. 6/7
Fränkische Griechenlandfahrer entzündeten eine Kerze zum 150. Todestag von Frhr. v. Hallerstein. In: Lichtenf. Tagbl. 3. Nov. 67 sowie Coburger Tagbl. 5. Nov. 1967
Orange in Südfrankreich — Nassauer Regenten im Fürstentum 1520—1732. In: YMCA-Bulletin, Avignon/Provence 1967/68 Nr. 36 bis 42
200 Jahre deutsch-spanische Kolonisierungsarbeit in Andalusien. In: Zs. f. Kulturaustausch des Inst. f. Auslandsbeziehungen, Stuttgart 1968, Heft 1, S. 3, sowie in „Der Raethen-Herold", Mai 68, S. 2, ferner in: Der Deutsche Katholik im Ausland, Bonn 1967, Nr. 8/9, in: Lichtenf. Tagbl. 10. August 1967, S. 6 und in: „St. Heinrichsblatt" Bamberg v. 10. 9. 1967, S. 15 f
Fahrt durch das Meranische Burgund zum 720. Todestag des letzten Meranienherzogs u. Pfalzgrafen v. B. In: Lichtenf. Tagbl. 16. Aug. 68, S. 8

Wilhelm Lederer, Kulmbach

Bürgerbuch der Stadt Kulmbach 1250—1769. Bd. 26 der Reihe Die Plassenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken, 1967

Jakob Lehmann, Lichtenfels

Nationalismus. Heft 25 der Reihe MOSAIK — Texte zum Verständnis unserer Zeit, ihrer Gestalten und Probleme. Frankfurt 1967

Richard Lenker, Kulmbach

Burgstall und Hof Kuntzenreuth bei Kulmbach. In: Aus der frk. Heimat, Beilage der Bayerischen Rundschau Kulmbach 1/1967
Reh oder Einhorn, das ist hier die Frage. ebenda 4/ 1968

Reinhard Maria Libor, Kaufbeuren

Sankt Hedwig — Hochbild des Abendlandes. In: Citeaux — Commentarii Cistercienses, Heft 2, Achel/Westmall - Belgien 1967
ARS CISTERCIENSIS. Buchmalereien aus mittel- und ostdeutschen Klosterbibliotheken. Bd. XLI der Ostdeutschen Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis. Würzburg 1967
Sankt Hedwig — Fürstentochter aus dem Hause Andechs-Meranien und Plassenburg. Bd. 9 der Schriften zur Heimatpflege, hg. v. Verein der Freunde der Plassenburg zum 40. Gründungsjubiläum, Kulmbach 1968

Helmut Meißner, Himmelkron

Der Kanzelaltar in der Kirche zu Harsdorf. In: Frankenheimat, Beilage des Bayreuther Tagblatt, Nr. 1/1967
Pfarrer Langheinrich und das ‚Neue Himmelkron'. In: Heimatbote, Beilage der Fränkischen Presse, Nr. 6/1967
Ort der Einkehr — Stätte des Gebets — die Ritterkapelle. In: Festschrift 75 Jahre Pflegeanstalt Schloß Himmelkron, 1967
Die Emporen der Ordenkirche von St. Georgen und ihre Vorläufer in Himmelkron. In: Frankenheimat, Beilage des Bayreuther Tagblatts, Nr. 9/1967
„Ein Tier, das es niemals gab" (Das Wappenbild des Einhorns und sein Vorkommen auf Grab- und Gedenksteinen in Himmelkron). In: Aus der fränkischen Heimat, Beilage der Bayerischen Rundschau, Nr. 1/1968
„Fürstliches Vortragskreuz in Himmelkron". In: Fränkischer Heimatbote, Beilage des Nordbayerischen Kurier, Nr. 3/1968

Heinrich Meyer, Lichtenfels

In: Heimat-Blätter, Beilage d. Lichtenfelser Tagblatt, Jahrg. 1967:
Ärzte und Heilkundige im alten Lichtenfels Nr. 1 u. 2, 4
Aus der Geschichte des Lichtenfelser Notariats Nr. 2

Die Burgberger Dorfordnung von 1572 Nr. 2
Gegenwart und Vergangenheit des Ortes Degendorf Nr. 4 u. 5
Die Heger, ein Lichtenfelser Forstmeistergeschlecht Nr. 5
Aus der ehrenvollen Frühgeschichte des Dorfes Stetten Nr. 1/1968
Die Eck, aus der Geschichte eines alten Lichtenfelser Geschlechtes Nr. 1/1968
In: Lichtenfelser Tagblatt:
Kreuzottern lieben das Lichtenfelser Land, 22. 7. 1966
Der Hainach, Einst klosterbanzischer Schafhof, 8. 2. 1967
Kösten, ein Vorort der Kreisstadt am Main, 2. 3. 1967
Start zu Baumaßnahmen auf dem Staffelberg: Kapelle und Fernsehumsetzer, 15. 3. 1967
Der Staffelberg, Heinrich von Staffelberg erster Eremit, 23. 3. 1967
Der Fernsehumsetzer nicht der erste Angriff auf den Staffelberg, 8. 4. 1967
Der Alte Staffelberg heißt in Wirklichkeit „Graitz", 1. 5. 1967
Zwischen Banz und Hausen, 13. 5. 1967
Ein Gasthausschild wirbt für die „Eiserne Hand", 29. 4. 1967
Schönsreuth, als schöne Reut von Kloster Banz gegründet, 15. 6. 1967
Vier mahnende Kreuze auf dem Staffelberg, 1. 7. 1967
Das Ende der Ziegelbrennerei in Lichtenfels, 2. 9. 1967
Der Schloßteich in Schney, 15. 9. 1967
Acht Dörfer bilden ein Kreuz in der Landschaft, Ein Blick vom Alten Staffelberg, 23. 12. 1967
„Schaufelfest" zum Marktplatz-Umbau / St. Florian kehrt zurück, 5. 12. 1967
Bisher unbekanntes Farbbild von Dr. Johann Hiltner, Ratskonsulent in Regensburg ab 1524, ein Lichtenfelser Stadtkind, 4. 1. 1968
450 Jahre Lichtenfelser Nebeneichamt, 31. 1. 1968
Tiefenroth, am Rande des Banzwaldes, 16. 3. 1968
Am „Breiten Rasen", Ein neuer Lichtenfelser Ortsteil, 4. 4. 1968
Oberwallenstadter Marginalien: der Eisenhammer, 26. 4. 1968
Romansthal, das Dorf der schönen Schnitterin 18. 5. 1968

Johann Baptist Müller, Burgkunstadt

Nur wer Steuern zahlt, darf wählen. Tüchtige Männer aus Mainroth und Burgkunstadt im Bayerischen Landtag von 1840. In: Lichtenfelser Volksblatt v. 23. 11. 1966
Zur Geschichte des Burgkunstadter Schulwesens. In: Heimat um den Kordigast. Beilage zum Jahresbericht der Staatl. Realschule Burgkunstadt 1967/68

August Oesper, Kulmbach

Wiederaufstieg eines verschollenen Dichters — Heinrich Christoph Meyer, seine Vorfahren und seine Nachkommen. In: Aus der fränkischen Heimat, Beilage der Bayerischen Rundschau Kulmbach, Nr. 3 / Mai 1967
Wer dichtete den Choral „Was mein Gott will?" Ebenda Nr. 7 / August 1967
Eine Zigeunertaufe im Kulmbacher Land. Ebenda. Nr. 7 / August 1967
Der Kulmbacher Judenstern am Kressenstein. Ebenda Nr. 8 / September 1967
Die Kulmbacher Loge „Friedrich zur Frankentreue". Ebenda Nr. 9 / September 1967
Kainach — ein zweigeteiltes Dorf. Ebenda Nr. 9 / September 1967

Sieben Generationen eines Kulmbacher Geschlechtes — Christian Gottlieb Leonhardt Weinmann aus Jena und seine Nachkommen in Kulmbach. Ebenda Nr. 3 / März 1968
Ehrbares Handwerk der Einmännischen Tuchmacher. Ebenda Nr. 4 / März 1968

Franz Pietsch, Kulmbach

Geschichte und Legende in der Kulmbacher Heimatkunde. In: Kulmbacher Heimatkunde Nr. 6/1967
Ist Götz von Berlichingen auf der Plassenburg gewesen? Ebenda Nr. 1, 1968
Der Hundertjährige und der Unfugstifter. Ebenda Nr. 2, 1968
Mußte das sein? Eine neue, aber sehr anfechtbare Kulmbach-Darstellung. Ebenda Nr. 5, 1968
Der Minnesang. In: Almanach zur deutschen Zinnfigurenbörse, Kulmbach 1967

Dieter Schmudlach, Alladorf

Keramikfunde der späten Bronzezeit bei Alladorf. In: Aus der Fränkischen Heimat, Beilage der Bayerischen Rundschau Kulmbach, Nr. 4/1967
Das älteste Fundstück des Kulmbacher Landes. Ebenda Nr. 1/1968

Willi Schreiber, Kronach

Ein Führer durch den Landkreis Kronach, Carl-Link-Verlag, Kronach 1968
Sonderausgabe „Frankenwald", Zeitschrift des Frankenwaldvereins, Nr. 2, Jahrgang 1968
6000 Holz- und Hauszeichen vom Frankenwald, Zusammenstellung aus den Jahren 1595, 1751, 1844, 1870, 1882, unveröffentlicht, aber im Kreisarchiv des Landratsamtes Kronach sowie im Staatsarchiv Bamberg aufliegend

Ernst Sticht, Kronach

Der Siebenjährige Krieg in Ostfranken. Beitrag zum Jahresbericht des Kaspar-Zeuß-Gymnasiums Kronach 1966/67

DIE VERFASSER:

Dr. Jakob Lehmann, Oberstudiendirektor am Dientzenhofer-Gymnasium Bamberg, Ehrenvorsitzender des CHW, Lichtenfels, Rennleinsweg 31

Dr. Wilhelm Frantzen, Oberstudienrat i. R., Kronach, Alte Ludwigsstädter Straße 3

Werner Schönweiß, Werbegestalter, Weitramsdorf bei Coburg

Johann Baptist Müller, Realschuldirektor, Leiter der CHW-Bezirksgruppe Burgkunstadt, Burgkunstadt, Goethestraße 11

Richard Lenker, Verwaltungsangestellter, Kulmbach, Frankenleite 42

Martin Kuhn, Pater, Lektor und Ehrenmitglied des CHW, Angelicum Banz

Reinhard Maria Libor, Seminardirektor, Kaufbeuren, Am Graben 44

Willi Schreiber, Redakteur, Kronach, Vogtendorf 60

Heinrich Meyer, ehemal. Archivpfleger, Ehrenmitglied des CHW, Lichtenfels, Keltenstraße 14

Helmut Meißner, Lehrer, Leiter der CHW-Bezirksgruppe Wirsberg, Himmelkron 131

Max Heid, Studienprofessor i. R., Lichtenfels, Schillerstraße 5

Andreas Dück †, Bezirkshauptlehrer, Ehrenmitglied des CHW

Hans Edelmann, Rektor i. R., Ehrenmitglied des CHW, Kulmbach, Negeleinstraße 6